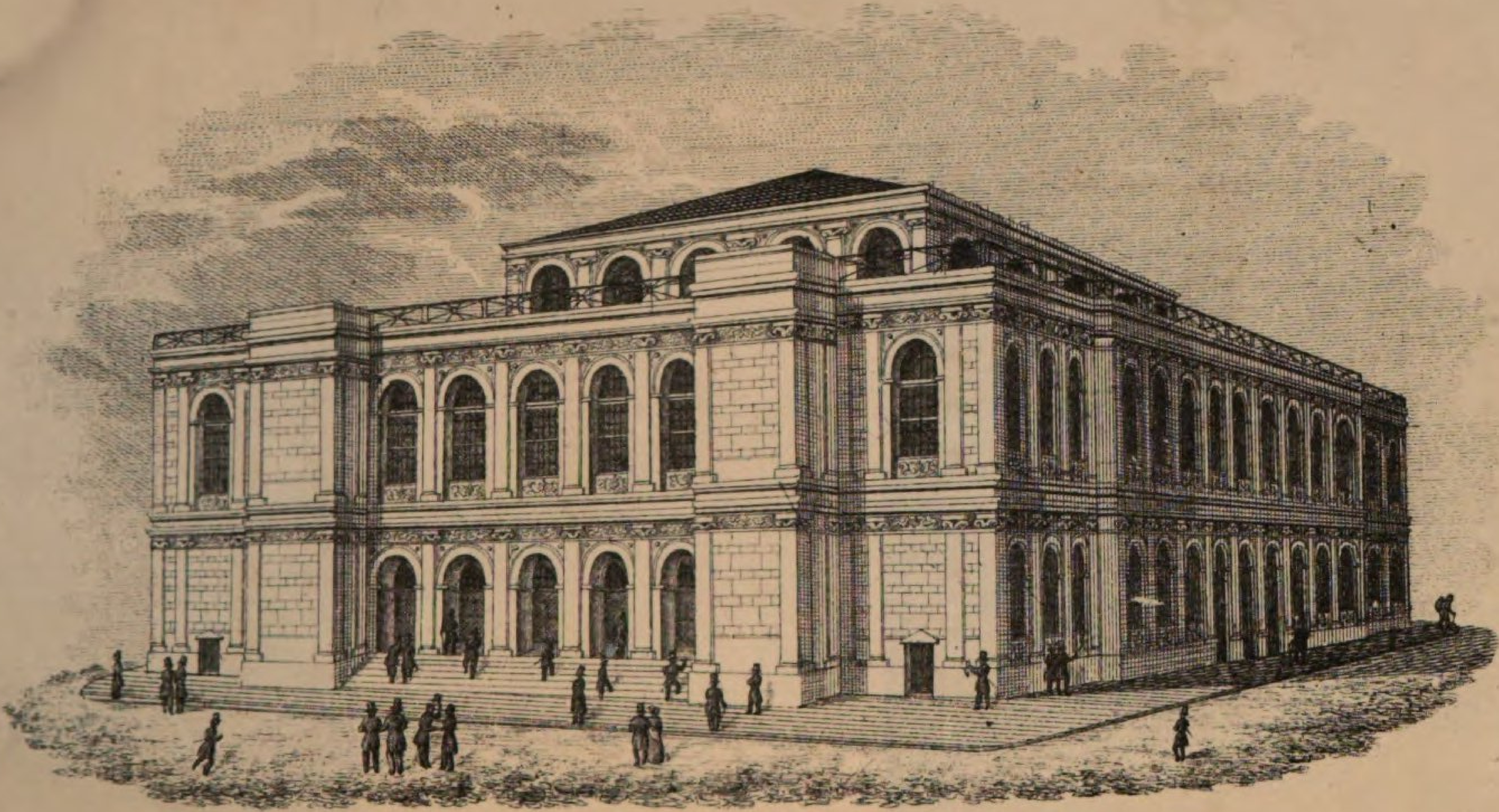
Germ. spec.
88h

Christern.

<36632862300019

<36632862300019

Bayer. Staatsbibliothek



DIE BÖRSE IN HAMBURG.

Geschichte

der freien

Stadt Hamburg

und ihrer

Verfassung,

vom Anfang derselben bis auf den heutigen Tag.

Von

Christern.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Verlag von Schuberth & Co.
Hamburg und Leipzig.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei C. H. Stern.

Dem Hochachtbaren

Oberalten,

Herrn Peter Friedrich Röding,

dem biederen Bürger,

dem Gründer Seines Museums

und

freisinnigen **Vertreter** der **Bürgerschaft,**

widmet diese kleine Geschichte

der altehrwürdigen freien und Hanse-Stadt

mit innigster Verehrung

Der Verfasser.

Vorrede.

Jeder Deutsche soll die Geschichte seines Gesammt-Vaterlandes, wenigstens in ihren Umrissen und vorzüglichsten Begebenheiten, inne haben; aber auch die besondere Geschichte seiner Provinz, seiner Heimath und seiner Stadt muß ihm lieb und werth sein. Der Stadt-Bürger steht eben so hoch als der Staats-Bürger, sobald er die gehörige Stellung einzunehmen und zu überblicken weiß. Jeder wird nur dann ein guter Bürger sein, wenn er beide Eigenschaften in sich vereinigt, wenn er über das Kleine das Große, über das Einzelne das Ganze nicht vergißt.

Der Hamburger als Solcher nennt keinen großen Flächenraum sein Vaterland, die Stadt und das dazu gehörende Landgebiet nehmen nur wenige Quadratmeilen ein, aber groß ist die Liebe, welche ihn an Stadt und Land, an diesen seinen Heimathboden fesselt, denn er ist der Boden der Freiheit! Wie die Stadt durch sich selbst groß und reich, wie sie frei geworden ist, und sich erhalten hat und wird, das zeigt ihm seine und ihre Geschichte. Ja, Hamburg hat eine schöne Geschichte, voll von Erweckungsmitteln zur Kraft, zur Freiheit, zum Gemeinsinn und zur Bürgertugend, wenn man sie nur recht liest und versteht, wenn man mehr an ihrem Geiste als an ihrem Buchstaben hängt! Die Geschichte verjüngt, erhält frisch und stark, sobald man die Zeit und das Leben mit ihr verbindet; lebt die Geschichte unseres Freistaats, die Idee unserer Verfassung recht klar und hell in unserer Seele, wir werden nimmermehr Unfreie, nimmermehr Sclaven unseres Selbst wie Anderer! —

Es giebt eine, freilich der Wahrscheinlichkeit nach entworfene Specialkarte von der Gegend, in welcher Hamburg erbaut wurde, — Alles ist Wald, Gestrüpp und Morastgrund, eine einfache Fischerhütte steht dort, wo jetzt die Häuserreihen von St. Pauli sich ausbreiten, und am Rande folgender gemüthliche Denkspruch:

Wie Hamburg anfangs ist nur klein Gebiet gewesen,
Sich nachher herrlich ausgebreit't durch Gottes Hülfe, Hand und Segen,
So sei von dessen Land sie nimmer abgewandt,
Jehovah segne Stadt und Land!

Das ist ein ganz einfacher Spruch, aber wohl werth, daß ihn jedes Hamburger Kind auswendig lerne und behalte sein Lebelang.

Bei den noch immer beispielswürdigen Völkern des Alterthums, den Griechen und Römern, war es so: Erst handelten sie, lebten mit dem Staat und für denselben, in Krieg und Frieden, und dann, nachdem sie das Schwert unbesiegt aus der Hand gelegt, schrieben sie nieder, was

ihr Staat, ihr Vaterland, und sie mit ihm erfahren hatten. Und jene Völker verlebten ihr schönstes und glücklichstes Dasein ja auch in freien Staaten! Etwas Aehnliches scheint dem Schicksal der Geschichtschreibung von Hamburg vorgeschwebt zu haben. Man möchte sagen, alle bedeutende Männer, welche je in unserer freien Stadt den Wissenschaften lebten, haben einen Theil ihrer, bald größeren, bald geringeren Kräfte der Erforschung und Abfassung, der Läuterung und Fortführung der hamburgischen Geschichte gewidmet. So sehr lag ihnen Staat und Leben der Freiheit am Herzen, daß sie diejenigen für die freundlichsten Stunden ihrer Muße ansahen, in denen sie im Geiste Umgang pflogen mit Hamburgs Vergangenheit. Welch' eine Reihe von Namen, die der Enkel mit Ehrfurcht nennt, hat Hamburg für die Bearbeitung seiner Geschichte aufzuweisen! Lambeccius, Staphorst, Schütze, Reinhold, Hartmann, von Heß, Meyer, Leonhard Wächter, Zimmermann,

unter den Lebenden Wurm, Buek, Plath, Bärmann, Westphalen, Lappenberg, — und wie Manche wären noch anzuführen, die sich hier ein Verdienst erworben! Sie Alle haben fleißig gesammelt, ergänzt, geordnet und den Sinn für das Leben und die Entwickelung des Vaterlandes im engeren Sinne rege erhalten. Ein ehrenvoller, männlicher Charakter, eine tüchtige Gesinnung tritt aus allen ihren Forschungen und Darstellungen uns entgegen: Diese in den kleinsten Versuchen, ihnen nachzutrachten, zu ehren, heilig und werth zu halten, muß die Aufgabe auch des Letzten sein, der den Bürgern von Hamburg ihre Geschichte wiedererzählen will.

Ich habe nichts mehr zu sagen. Wenn dieses kleine Unternehmen auch weiter keinen Zweck hätte und erreichte, als die Liebe zur Freiheit, zur Verfassung, zur Stadt, zur Bürgerschaft, mit Allem, was sie trägt und hält, neu zu ermuntern und zu beleben bei einem Theile der Bevölkerung, so wäre mir der Freude und des Lohnes genug.

Ich habe nur zeitgemäß nacherzählt, denjenigen Werken, welche ich als die besten und lautersten vorfand, einfach, vielleicht gemüthlich, für den schlichten Bürger der Stadt und des Gebietes.

Hamburg, im Januar 1843.

Christern.

Perioden dieser Geschichte.

In der Geschichte eines jeden Staates giebt es hervorstechende Momente und Entwickelungsstufen. Die Uebersicht nach denselben erleichtert das Verständniß und prägt die Hauptbegebenheiten dem Gedächtniß tiefer ein. Jede Periode ist eine neue Kraftanstrengung der in der Geschichte sich kundgebenden Offenbarung, den Staat seinem Ziele näher zu bringen. Die Eintheilung in folgende Perioden empfiehlt sich durch abgerundete Klarheit und hat Autorität für sich.

Erste Periode.

Von Gründung der Stadt bis auf das Bündniß mit Lübeck.

Von 809 bis 1241.

Hamburg gewinnt an Umfang und Bedeutung, und kommt aus der kaiserlichen Herrschaft unter Herzoge und Grafen.

Zweite Periode.

Von der Gründung der Handelsmacht und Entwickelung der Verfassung bis auf die Reformation.

Von 1241 bis 1529.

Hamburg gewinnt durch harte Kämpfe nach außen, wie nach innen zwischen Rath und Bürgerschaft, seine Selbstständigkeit.

Dritte Periode.

Von der Reformation bis auf die Wiedergeburt der Freiheit nach Besiegung Napoleon's.

Von 1529 bis 1813.

Hamburg hat theils durch innere Unruhen und Bewegungen, theils durch schwere äußere Opfer große Prüfungen zu bestehen, aus denen es, sich stärkend durch Bürgertugend, ehrenvoll hervorgeht.

Vierte Periode.

Von dem Frieden bis auf die strebende Gegenwart.

Von 1813 bis 1843.

Hamburg wird im Aeußeren gelichtet und verschönert; auch das Innere reift der Verbesserung entgegen.

NB. Dem Plane nach sind diese Perioden später nicht wieder aufgezeichnet; der sinnige Leser wird sich die fortlaufenden Capitel selbst darnach abwägen.

Zeittafel dieser Geschichte.

	Jahre nach Christo
Carl gründet Hamburg	809.
Die erste Kirche wird vollendet	811.
Heridag, erster Prediger, stirbt schon	812.
Anscharius wird Erzbischof	831.
Belehnung durch Gregor IV.	834.
Erich, der Däne, vor Hamburg	845.
Anscharius stirbt	865.
Die Stadt durch Dänen und Slaven eingeäschert	915.
Adaldag, Bischof	936.
Die Billunger .... um	950.
Die Stadt abermals zerstört	1012.
Kaiser Konrad ernennt die Schauenburger	1030.
Alebrand, Bischof	1035.
Die hölzerne Kirche neu in Quadern erbaut	1037.
Die neue Burg erbaut	1063.
Die Alsterburg zerstört	1066.
Herzog Heinrich gründet das Amt der Krämer und Tuchhändler	1152.
Erste Anlage der Nikolai-Kirche	1164.
Die Petri-Kirche erbaut .... gegen	1190.
Die Privilegien von Friedrich I. als Grundlage der Verfassung	1198.
Vertrag mit den Bardowikern wegen des Zippelhauses	1204.
Woldemar vor Hamburg	1215.
Er verkauft es für 24000 Mark an Albrecht von Orlamünde	1218.

Elbprivilegium der Fischer .... 1189.
Das (Siechen=) Seekenhaus .... 1220.
Neue Bestätigung der Freiheiten der Fischer..... 1224.
Anfang eines freien Gemeinwesens .... 1224.
Das Convent gestiftet von Adolph IV. .... 1233.
Wiederholter Ueberfall Woldemar's .... 1235.
Bündniß mit Lübeck .... 1241.
Dasselbe mehr befestigt .... 1255.
Streit unter drei Bischöfen .... 1258.
Der Cardinal Guido in Hamburg .... 1265.
Den Hamburgern werden Handelsgesellschaften in ganz England bewilligt.................. 1266.
Handelsvertrag mit Bremen.................. 1267.
Albrecht von Braunschweig bewirkt von Heinrich III. von England ein vortheilhaftes Handlungs=Privilegium .... 1267.
Hamburgs Vergünstigung wegen des Stader Zolls 1268.
Die Gesetze gesammelt und geordnet .... 1270.
Harvstehude wird schon genannt............... 1273.
Das Stadtbuch verbessert..................... 1276.
Die halbe Stadt soll abgebrannt sein.......... 1284.
Der Untervoigt aufgehoben .... 1292.
Hamburg ganz unabhängig und frei........... 1292.
Das Johanniskloster (nach dem Feuer) wieder erbaut 1314.
Die Münzgerechtigkeit erkauft von den Holstein=Schauenburgern .... 1325.
Die (jetzige Vorstadt) Hamm wird angekauft.... 1338.
Streit zwischen Hamburg und Stade.......... 1340.
Eppendorf angekauft........................ 1342.

Der Grund zum Petri=Thurm gelegt .... 1342.
Anerkennung der Hansa .... 1343.
Krieg mit Herzog Erich von Sachsen gegen Mecklenburg .... 1351.
Krieg mit Woldemar III. .... 1361.
Hamburg bekommt Theil an der dänischen Königswahl 1369.
Moorwärder angekauft .... 1371.
Große Unruhen zwischen Rath und Bürgerschaft 1376.
Billwärder wird anfangs vom Senator Hoyer gekauft .... 1385.
St. Gertrud=Capelle gegründet .... 1391.
Ritzebüttel erobert .... 1393.
Die Schonenfahrer=Gesellschaft gestiftet .... 1394.
Claus Störtebecker .... 1402.
Hansatag zu Hamburg .... 1410.
Neue Unruhen in der Stadt .... 1410.
Hein Brand .... 1410.
Die Sechziger gestiftet .... 1410.
Land Hadeln an Hamburg verpfändet .... 1414.
Bergedorf in Besitz genommen .... 1419.
Bergedorf an Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich 1420.
18 Hamburgische Schiffe verheeren die dänischen Küsten .... 1430.
Der Grund zum Catharinen=Thurm gelegt ..... 1433.
Vertrag zwischen Hamburg und Bremen gegen die Seeräuber .... 1433.
Es werden goldene Münzen mit dem Stadtwappen geschlagen .... 1438.
Der Palmen=Esel in die Jakobi=Kirche eingeführt 1445.

Die Brauerknechte entreißen dem Scharfrichter einen ihrer Collegen.......................... 1453.
Christian von Dänemark verlangt vergebens Huldigung .... 1461.
Der Seeräuber Hinrich Schinder auf dem Grasbrook hingerichtet........................ 1464.
Freiheit durch Friedrich III., die Seeräuber bis in See zu verfolgen.................... 1468.
Hamburg schickt dem König Christian Geld und Krieger.............................. 1470.
Das Dorf Steinbeck an Hamburg verpfändet.... 1480.
Wiederholte Unruhen............................ 1483.
Der Küpermeister Heinrich von Loh........ 1483.
Das Land Hadeln wird eingenommen........... 1491.
Krieg wegen Helgoland......................... 1496.
Der neue Wall angelegt........................ 1500.
Albert Cranz................................... 1500.
Hartwig Bolten, Licentiat und Seeräuber, wird enthauptet........................ 1504.
Hermann Langenbeck........................... 1508.
Hamburg freie Reichsstadt.................. 1510.
Speziesthaler geschlagen .... 1519.
Johann Bugenhagen Prediger zu Nicolai... 1525.
Turnier auf dem Fischmarkt.................... 1525.
Johann Ziegenhagen Prediger zu Catharinen 1526.
Streit zwischen Ziegenhagen und Bustorp... 1527.
Verschwörung gegen die evangelischen Prediger... 1528.
Hamburger Kirchenreformation .... 1528.
Die Oberalten gestiftet........................ 1528.

Johann Baldewin, erster evangelischer Prediger zu Petri .... 1529.
Aeginus, erster Superintendent .... 1532.
Hamburg tritt in den Schmalkaldischen Bund... 1536.
Berend Bräseker, Amtmann zu Neuenwerk und Seeräuber, enthauptet .... 1536.
Joachim Lowe legt wieder die einzige Buchdruckerei an .... 1549.
Beim Feuer werden zuerst die Sturmglocken geläutet 1552.
Die große Glocke zu Catharinen gegossen .... 1555.
Das Gasthaus erbaut .... 1557.
Streit zwischen Rath und Bürgerschaft .... 1557.
Das neuerbaute Niedergericht am Rathhause eingeweiht .... 1560.
Erstes Scheibenschießen mit Kanonen .... 1560.
Die Kämmereibürger gestiftet .... 1563.
Große Pest .... 1564.
Der Seeräuber Hans von Enkhusen hingerichtet 1573.
Der Seeräuber Cord von Essen hingerichtet..... 1574.
Jan de Brügge hingerichtet .... 1575.
Neuer Receß .... 1582.
Vogelschießen im Eichholz .... 1583.
Das alte Steinthor brennt ab .... 1588.
Der letzte Superintendent, David Penshorn, stirbt .... 1593.
Die kleine Michaeliskirche erbaut .... 1602.
Neuer Receß .... 1603.
Der Pesthof vor Altona erbaut .... 1606.
Das Gymnasium eingeweiht .... 1613.

Die Neustadt mit Wällen umgeben .... 1620.
Hohe Wasserfluth .... 1625.
Die erste Windmühle .... 1626.
Tilly plündert Ritzebüttel .... 1628.
Streit mit Dänemark .... 1639.
Vertrag mit Schweden .... 1632.
Matrosen bestürmen die Börse .... 1636.
Bankordnung revidirt .... 1636.
Aufstand der Brauer .... 1647.
Hans Wolke .... 1647.
Die große Michaeliskirche erbaut .... 1648.
Das Rathhaus vergrößert .... 1649.
Der Lombard errichtet .... 1651.
Hermann Rentzel schenkt dem Catharinen-Thurm eine vergoldete Krone .... 1657.
Peter Lambeck Rector .... 1660.
Große Sturmfluth .... (8. Februar) 1661.
Das Baumhaus erbaut .... 1662.
Das Glockenspiel zu Nikolai .... 1663.
Neue Pest .... 1664.
Das Spinnhaus erbaut .... 1665.
Klage über schlechte Gerichtspflege .... 1665.
Opernhaus am Gänsemarkt erbaut .... 1678.
Snitger und Jastram .... 1680.
Dieselben hingerichtet .... 1686.
Die große Michaeliskirche eingeweiht .... 1686.
Der neue Calender eingeführt .... 1700.
Die Klingbeutelpredigt des Prediger Mayer ... 1701.
Balzer Stielke .... 1702.

Der große Hausreceß .... 1712.
Peter der Große in Hamburg .... 1716.
St. Georgskirche erbaut .... 1747.
Der Blitz schlägt in die Michaeliskirche .... 1750.
Dieselbe neu erbaut durch Sonnin .... 1762.
Friedrich V. vor Hamburg .... 1762.
Die patriotische Gesellschaft gestiftet .... 1765.
Vertrag zu Gottorf .... 1758.
Zahlenlotto errichtet .... 1770.
Dieselbe gesprengt durch eine Quarterne .... 1779.
Das neue Waisenhaus erbaut .... 1785.
Die neue Armenanstalt gestiftet .... 1788.
Sonnin stirbt .... 1794.
Die Kirchhöfe vor dem Dammthore angelegt ..... 1795.
Stempel eingeführt .... 1798.
Hafenrunde angeordnet .... 1799.
Professor Büsch stirbt .... 1800.
Gurlitt, Director des Johanneums .... 1801.
Die Börsenhalle des Herrn von Hostrup ..... 1804.
Die Domkirche abgebrochen .... 1805.
Der Marschall Mortier in Hamburg .... 1806.
Hamburg von den Douaniers gänzlich besetzt ..... 1807.
Bernadotte .... 1807.
Napoleon erklärt Hamburg für eine Stadt seines Reiches .... (1. Januar) 1811.
Abendroth wird Maire .... 1811.
Neues Morgenroth der Freiheit (25. December) 1812.
Tettenborn's Einzug .... (18. März) 1813.
Erste neue Bürgerversammlung ...... (20. März) 1813.

Errichtung der hanseat: Legion und Bürgergarde 1813.
Mettlerkamp .... 1813.
Der Senat wieder in Amt und Würden (26. Mai) 1814.
Erste Heerschau des Bürgermilitairs (18. Januar) 1815.
Blücher in Hamburg .... (12. September) 1816.
Die Kirche St. Pauli neu erbaut .... 1819.
Das allgemeine Krankenhaus gegründet (28. Jan.) 1821.
Das Denkmal Adolph's IV. enthüllt (18. Oct.) 1821.
Große Sturmfluth .... ((4. Februar) 1825.
Die neue Bank eröffnet .... 1827.
Der neue Jungfernstieg angelegt .... 1827.
Aufruhr .... 1830.
Die neue Börse eingeweiht .... 1842.
Große Feuersbrunst .... (5—8 Mai) 1842.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Während die Geschichte größerer Staaten und Völker oft nichts weiter darbietet, als den wenig erquicklichen Wechsel von bedeutungslosen Regenten und blutigen Kriegen, welche das Land verheeren und entvölkern, den Ackerbau aus seinem geordneten Gleis und die allgemeine Cultur selbst Jahre lang zurückbringen, so daß der spätere Geschichtschreiber seine ganze Kunst der Behandlung darin zu suchen hat, wie er die erschütternden Ereignisse in großartigen Gemälden und ergreifenden Episoden darstellt; weil bei der Größe, Einseitigkeit oder auch Vielseitigkeit jener Momente die Erzählung und Beleuchtung des eigentlichen, inneren Lebens größtentheils den Kategorien der allgemeinen bürgerlichen und politischen Völker-Entwickelung anheimfällt: so zeigt uns dagegen die Geschichte eines kleinen Staates, einer Republik, die im Ganzen auf ihre Stadt beschränkt ist, das interessante Schauspiel einer organischen Entwickelung, wo jedes Stück der Verfassung, jede Einrichtung des Lebens und der Gebräuche durch die Zeit und Nothwendigkeit der Umstände in's Dasein gerufen wird.

Blicken wir auf den gegenwärtigen, blühenden Zustand von Hamburg, auf seine Größe und Ausdehnung hinsichtlich der intensiven Kraft, auf seinen

Bürgerreichthum und die hochgestiegene Zahl der Einwohner, auf seinen Handel und Wandel, auf seinen allgemeinen und lebhaften Verkehr mit allen Ländern und Völkern der alten und neuen Welt; so müssen wir von dieser glänzenden Wirkung nothwendig auf eine oder mehrere bedeutende Ursachen zurückschließen und zur vorläufigen Erklärung vor die Anschauung rufen. Daß Hamburg vor vielen deutschen Städten eine höchst angenehme und dem Handel besonders vortheilhafte Lage hat, ist längst ausgesprochen nicht allein, sondern durch den Bestand der Dinge anerkannt und bewahrheitet worden.

Die Elbe ist Hamburgs Schmuck und Schild nicht bloß, sie ist auch seine Amme. Die Donau mag wilder und romantischer, der Rhein, der deutsche Fluß, durch Lage und Beschaffenheit, durch sagenreiche Burgen und rebengrüne Hügel pittoresker und anziehender sein, die Elbe ist stiller und ruhiger, aber auch gemüthlicher, flach sind ihre Ufer, aber gütig und wohlwollend ist die Nymphe des Stromes gegen die Nachbaren, welche sie pflegen und verehren.

Jedoch die Huld und Gunst sind es nicht allein, welche die freie Stadt zu dieser Größe und Handelsmacht emporgehoben haben, vielmehr scheint ein eben so triftiger Grund und Trieb in dem Saamenkorn gelegen und geruhet zu haben, welches hier am rechten, nördlichen Ufer der Elbe zuerst ausgestreuet wurde. Es soll hier keine mystische Tendenz hervorgerufen werden; aber der Mensch, welcher nicht bloß Steine, Bäume und Erde sieht, sondern mit

poetischer Begabung des Gemüthes hinter und unter Allem noch etwas Tieferes und Höheres ahnet, auch wenn es nicht grade auf der nächsten Oberfläche liegt, etwas Bedeutendes zur Erhebung der Anschauungen und Gefühle zu gewinnen sucht, der wird gerne jede Spur, jedes Mittel ergreifen, das ihm zu seinem Zwecke dient.

Natur und Religion zusammen, diese ewigen Grundpfeiler der Menschheit und alles rein Menschlichen, sie sind in gewissem Sinne auch als die gewaltigen Hebel für Hamburgs Größe und Bedeutung zu betrachten; besonders in seinen Anfängen, daß es uns die Kämpfe und Ausdauer zeige, welche Menschen, von Thatenlust und dem Triebe der Selbsterhaltung beseelt, von einer großen Idee der Selbstständigkeit durchdrungen, denselben Hoffnungen und Bestrebungen hingegeben, um ihr und ihrer Nachkommen Wohl bestanden haben. Die fortlaufende Geschichte der Republik wird und muß dies klarer machen; sie wird zugleich immer auf das Ziel hindeuten, welchem dieselbe nachzutrachten uud nachzueifern hat, immer nach dem Wahren und Aechten strebend, damit über der einen, materiellen Seite des Lebens die andere, rationale, nicht vergessen und versäumt werde; immer die Idee, den Grundsatz der Freiheit und des vernünftigen Selbstbewußtseins im Auge, um das Positive darnach zu gestalten! —

Für die Hamburger Geschichte giebt es aber noch einen anderen, zwiefachen Gesichtspunkt. Erstlich ist es das Verhältniß nach Außen, dann das nach Innen.

Hamburg war nicht so lange da, als es überhaupt deutsche Städte, wenigstens Städte deutschen Landes gab. Die Römer, welche im südlichen Deutschland und am Rheine hinauf zu so mancher Stadt den Grundstein legten, so manche Colonie stifteten; sie drangen in der ersten Zeit nach Christo zwar bis in diese nördliche Gegend hinauf, Phönizier durchschifften die Nord- und Ostsee des Bernsteins wegen, eine dunkle, unbestimmte Sage spricht sogar von einer Stadt in dieser Gegend; aber das Alles ist ohne Einfluß und Bedeutung für Hamburgs späteres Dasein. Die römischen Adler mochten sich kaum im dem blanken Spiegel der ruhig fließenden Elbe gesehen haben, als sie schnell wieder umwandten und dem heimischen und behaglicheren Süden zuflogen. Wenn Hamburg also darüber auch einige Jahrhunderte an Ahnen weniger zählt, so darf es dagegen zur Entschädigung stolz sein auf einen ächt deutschen und, was ja so viel sagen will, christlichen Ursprung. Hamburg ist in der früheren deutschen Geschichte, in der ersten Hälfte des Mittelalters ein kaum bemerkbarer Punkt, mehr durch die Verbreitung der Religion und die Erweiterung des großen, allgemeinen Staates fällt hin und wieder ein wenig erhellendes Licht auf dasselbe; aber um so interessanter und fesselnder ist der Anblick, welchen die oft schwankende Waage seiner Existenz unter den deutschen Kaisern gewährt; wie es wächst, zunimmt, sich erweitert, wie es selbstständig und — frei wird und sich erhält. Hamburg ist von Grund aus deutsch und christlich, es verdankt einem

der größten und gewaltigsten Kaiser sein Dasein, das muß recht lebhaft hervorgehoben und festgehalten werden. Solche Merkzeichen sind für Geist und Herz, für die rechte Anschauung und den reinen Genuß der Geschichte niemals ohne Werth und Nachwirkung. Wer Liebe zur Bürgertugend und Bürgergröße einflößen will, der wird vor allen Dingen den eigentlichen, nur allein so genannten Vater der Vaterstadt hochschätzen lehren. Wir sind deutschen Stammes und kaiserlichen Ursprungs, Söhne der Freiheit und Gerechtigkeit! —

Zweites Capitel.

Das nördliche Gestade der Elbe, auf welchem jetzt Hamburg mit seinen grauen und nebelvollen, gleich einem wogenden Kornfeld ausgebreiteten Häusermassen sich erhebt, bot zu Anfang des neunten Jahrhunderts nach Christo noch einen sehr wilden, öden und wüsten Anblick dar. Wo jetzt lebenslustige Menschen im bunten Gedränge, nach Sitte und Sprache aus den verschiedensten Nationen herübergekommen, durch einander wogen, wo die Waaren beider Indien von dem mächtigen Krahne emporgezogen werden und die goldenen Früchte Italiens, die feurigen Weine Frankreichs und Spaniens sich häufen, — da war einst nichts wie Wald, Haide und Moorgrund, und auf den hier theils urstarken, theils aber auch verkrüppelten vaterländischen Bäumen wuchsen kaum einige

Eicheln; denn ein finsterer, naßkalter Nebel, um so stärker und regenreicher, weil das Land noch nicht im Geringsten von den tiefen, uralten Waldungen gelichtet und gesäubert war, lag auf dieser Gegend. Statt der segelschimmernden, rothbeflaggten und bewimpelten Kauffahrer kreuzte höchstens ein rauher, mit einem Bärenfell bekleideter Mann auf dem Elbstrom umher, weil dies Gewässer schon damals reich war an Fischen mancherlei Art. Denn Wild und Fische machten die Hauptnahrung der Bewohner dieser Gegend aus, und auch die Götter, welche sie sich geschaffen, erhielten davon ihren Antheil zum Opfer. Es gehörten die Menschen aber zum Stamme der Sachsen, welche diese waldreichen Gegenden am linken Elbufer und darüber bewohnten, so daß noch heute und diesen Tag der östlich von Hamburg gelegene Wald der Sachsenwald zum ewigen Andenken genannt wird.

Die Phantasie mag sich grade diesen Punkt des deutschen Landes, in der Vorexistenz Hamburgs, leicht weiter ausmalen, und Bilder, denen ähnlich, welche die altehrwürdige Sage der Bibel von den letzten Schöpfungstagen, nur einladender und farbenreicher entwirft, treten uns in rauhen und nebelreichen Conturen vor die Anschauung, so daß der sinnlich-geistige Mensch dadurch leicht eine Vorstellung von dem Grund und Boden der grauen Vorzeit erhält: aber die mythendichtende Phantasie darf nicht auf Kosten der Wahrheit und Geschichte ihr üppiges und ausschweifendes Leben führen. Klarer und bestimmter schon finden

wir die Begebenheiten der deutschen Geschichte überhaupt aufgezeichnet, von welchem Mutterstamme Hamburg mit seiner Geschichte sich allmälig ablöst und selbstständig in's Leben tritt.

Wenn Carl, der Sohn des fränkischen Kronbeamten Pipin, jener Carl, dem die Nachwelt den stolzen Beinamen des Großen zuerkannt hat, aus seinem thatenreichen Leben auch manche Züge aufweisen muß, die ihm nach unsern heutigen Begriffen von Recht, Freiheit und Sitte nicht zum Ruhme angerechnet werden können; wenn man namentlich auch an der Art und Weise, wie er, ein anderer Muhamed, durch Kampf und Schwert das Christenthum auszubreiten suchte, mit vollem Grund zu tadeln gefunden hat; so darf, Zeit und Umstände erwogen, ihm doch das Verdienst großer Thaten und Bestrebungen, kühner Ansichten und Entschlüsse nicht abgesprochen werden, besonders wenn hier der erste Blick auf Hamburg geworfen wird. Hätte Carl nicht seinen unerschütterlichen Willen in Durchführung eines einmal gefaßten Entschlusses behauptet, fast die ganze Zeit seiner Regierung mit den heidnischen Sachsen zu kämpfen und zu streiten für ihre Annahme des Christenthumes, Hamburg würde vielleicht gar nicht, wenigstens nicht in dieser Art vorhanden sein und Tausende, jetzt von Ansehn und Reichthum, ihm in der Erinnerung nicht Dank und Segen zu spenden haben. Man darf es wohl sagen, es hat große Opfer gekostet, Tausende von dem starken, naturwüchsigen, freiheitliebenden und heldenmü-

thigem Volke der Sachsen mußten fallen, damit Carl, über ein unendliches Leichenfeld hinschreitend, der Hansastadt Grundstein legte!

Es war jenes aber, wie gesagt, ein mannhafter Volksstamm, der die ganze Weite von Niedersachsen und Westphalen inne hatte. Die Sachsen kämpften so hartnäckig für ihr bedrohetes Heidenthum, wie die Franken für das Christenthum. Unerschütterlich war die Hingebung für den Untergang ihres Glaubens, und mehr noch für die Freiheit, welche Liebe zu einem ungebundenen und unbezwungenen dadurch reichliche Nahrung erhielt, daß sie das Leben in Wald und freier Natur dem in Städten und Mauern vorzogen.

Groß und tapfer steht ihr Herzog Wittekind dem Carl gegenüber. Immer von Neuem empörte sich sein Volk. Aber nach vielem Blutvergießen mochte der großherzige Wittekind sein Volk doch höher achten, als die ungetrübte Selbstständigkeit desselben, besonders wenn in seiner hohen und stolzen Seele eine dämmernde Ahnung aufging von dem milden Reichthum des Christenthumes, welche Idee bei einem natürlichen Menschen wohl nicht so ganz ferne liegt. Wittekind ergab sich und ließ sich nach zehn Jahren eines hartnäckigen Kampfes taufen. Zu Tausenden wurden die Sachsen in den Flüß zur Taufe getrieben. Man mag Carln auch darüber tadeln, daß er das Taufsymbol entweihete; aber die Noth drängte ihn, wenn er den eben errungenen Vortheil nicht wieder verloren gehen sehen wollte, und vor einem uncultivirten Volk, wie die Sachsen waren, ist an sich jede

Ceremonie gerecht, weil die Vorstellung selbst sie schon im Zaum halten konnte, die Vorstellung, nun getauft und also Christen zu sein. Doch wie der Herzog dachten nicht alle einzelne Schaaren und Gemeinden seines Stammes, welche immer von Neuem unter den Waffen gegen ihren Bezwinger erschienen.

Es liegt zu ferne, alle Momente des Sachsenkrieges weiter hier anzuführen; genug, daß die volle Gewähr der Besiegung erst im Jahre 804 erfolgte, mit Bewältigung derjenigen, welche in dem Lande nördlich von der Elbe oder in Nordalbingien wohnten, so daß Carl's Reich sich nunmehr bis an die Eider erstreckte und später auf dem Thore zu Rendsburg die Worte stehen konnten: Eidora Romani terminus imperii, — das heißt auf Deutsch: Die Eider ist (im Norden) die Gränze des Römischen Reiches! —

Man datirt jene Sachsenkriege übrigens von dem Reichstage zu Worms 772, wo Carl sie auf den einstimmigen Wunsch seines Frankenvolkes beschlossen haben soll.

Drittes Capitel.

Carl wußte am besten, wie schwer ihm dieser Sieg geworden war; ihn sich nicht wieder entreißen zu lassen, dahin mußte seine ganze Vorsicht und Planmäßigkeit gehen. Nachdem er ungefähr 10,000 Sachsen aus Nordalbingien weggeführt und in fränkischen

Marken vertheilt hatte, um die Völkerschaft in jenen Gegenden zu lichten und bei sich erneuernden Aufständen weniger gefährlich und nachtheilig zu machen, legte er im Lande selbst mehre Castelle oder Burgen an, die eines Theils das Land selbst in Ruhe halten, andern Theils es gegen die Einfälle der Slaven sichern sollten. Eine dieser Burgen wurde im Jahre 808 durch den Legaten Otho gegründet und durch fränkische Krieger befestigt. Es war dies die Hammenburg, in dem Winkel, welchen Elbe, Bille und Alster bilden; eine andere wird nach Dithmarsen verlegt und Hochbuchi, Hohenbuchen oder Hochbökenburg genannt. Die dritte wurde von dem Grafen Eckbert zu Esseberg errichtet und das heutige Itzehoe ist daraus hervorgegangen. Es war, wie schon früher erwähnt, die ganze Gegend damals eine Waldung, nach Westen mehr aus Eichen, nach Osten mehr aus Buchen bestehend, so wenigstens wird es noch durch die heutigen Ortsbenennungen erklärt. Eine westliche Straße Hamburgs heißt das Eichholz, und die östliche Vorstadt Hamm, bezeichnet mit diesem altdeutschen Worte einen Wald. So ist aus der Waldburg ein Hamburg geworden.

Man ist, bei Erwägung dieser Vorfälle, leicht zu der Frage geneigt, warum Carl denn wohl grade diese Waldburg vor den übrigen, wie die Folge gleich zeigen wird, so begünstigt habe? Denn gewiß war es nicht Zufall, daß er hier ein Erzbisthum stiftete und so die Veste, welche anfangs doch nur, gleich den übrigen, zu einem kriegerischen Rückhalt

dienen sollte, bald ansehnlich erweiterte und vergrößerte! Der natürliche Grund ist wohl darin zu suchen, daß Carl's heller, weitsehender Blick sogleich die günstige Lage an dem breiten Strome erkannte und in seinem schöpferischen Geiste voraussah, welches Glück dem Orte im Laufe der Jahrhunderte, wo alle Embryonen seiner Pläne sich entwickelt haben würden, von dieser Gunst der Natur erblühen müßte! — Trug er in seiner Seele über Rhein und Donau doch Gedanken, welche die schwächeren Nachkommen mit Bewunderung anstaunen und gerne wahr machen möchten, wenn es ihnen nicht an Mitteln und Kräften, wie an Einmüthigkeit gebräche! Ja, wir wollen es gradeswegs behaupten, Carl sah es prophetisch, in lichten Träumen voraus, wie stolz und hehr dieses sein Hamburg einst dastehen würde.

Denjenigen, welche Carl'n bei den Sachsenkriegen gerne einen eroberungssüchtigen Plan unterschieben möchten, darf man nur die anfängliche Geschichte Hamburgs entgegenhalten, um sie Lügen zu strafen. Carl sorgte für Ruhe des Landes, aber auch für Versittlichung und geistige Erhebung desselben. Die Waldburg wurde zugleich eine Gottesburg, von wo aus das Wort Gottes und die Lehre Jesu weiter und weiter verbreitet wurde, unter den Slaven wie unter den Normannen. Nachdem der Platz für die kriegrische Vertheidigung einigermaßen ausgebaut und befestigt war, wurde alsobald zur Gründung einer Kirche die Veranstaltung getroffen. Diese Kirche wurde freilich aus den natürlichsten

Materialien, aus Holz und rohen Granitstücken aufgerichtet, aber die fränkischen Krieger mußten nicht allein bauen helfen, sondern von Zeit zu Zeit, in kurzen Zwischenräumen, auch noch wieder das Schwert mit Axt und Hammer vertauschen und gegen die Wilsen, welche Hochbuchi zerstörten, ins Feld ziehen. Aber eben so gut wie jene Veste bald wieder zu Stande kam, wurde, freilich mit großer Anstrengung, auch die Kirche schon im Jahre 811 vollendet und eingeweihet auf den Namen Jesu und der heiligen Jungfrau. Die Weihung dieser ersten Kirche Hamburgs vollzog der trierische Bischof Amalhar, ein Fremder, damit kein Heimischer Ansprüche auf die geistliche Stiftung machen könnte und sollte. Zum ersten Prediger jedoch bestimmte Carl den Heridag, einen sehr frommen und nach den Mitteln und Verhältnissen jener Zeit gelehrten Mann, und zu seiner Pfründe das reiche Kloster Rodnach in Flandern, aus Gründen, die leicht zu enträthseln sind.

Viertes Capitel.

Nach diesen Vorbereitungen erhielten diejenigen, welche früher in die fränkischen Gauen weggeführt worden waren, Erlaubniß, in die sächsischen Lande zurückzukehren, um die ziemlich menschenleeren Gegenden wieder zu bevölkern, nachdem sie unter den fränkischen Einrichtungen sich bereits an Ordnung und Sitte gewöhnt und ihre Herzen den Mahnungen des neuen Glaubens hingegeben hatten. Kaum

aber waren Alle in Frieden und Eintracht um die neue Kirche zusammengeschaart, da starb Heridag schon im Jahre 812, ehe er noch einmal förmlich zum Bischof geweihet war; zwei Jahre später auch Carl selbst, und dem ihm nachfolgenden Sohne Ludwig gebrach es durchaus an aller geistigen Kraft und Tüchtigkeit, um das einmal begonnene Werk rüstig und planmäßig fortsetzen zu können. Ludwig war kein Mann der That und Uebersicht, der Entschlossenheit und des Willens. Der große Geist, welcher Carl'n beseelte, fand, in Bezug auf die neue geistliche Stiftung, auch in dem neuen Regenten einen schwachen und nachlässigen Herrn. Die Besetzung der Bischofsstelle wurde ganz verabsäumt; die Einkünfte des Klosters Rodnach erhielten Benediktiner-Mönche bei Aachen, die Sorge für die Kirche zu Hammenburg wurde einstweilen aber den Bischöfen von Bremen und Verden übertragen, ohne daß der Kaiser sich weiter diese Verhältnisse besonders hätte angelegen sein lassen. Wenigstens hat die Hamburgische Geschichte hier eine Lücke von über funfzehn Jahren, ohne daß auch nur der geringste Fortschritt bemerklich gemacht würde. Erst mit dem großen Anschar treten Hamburgs Zustände wieder in der deutschen Geschichte auf, und auch hier zeigt sich wiederum, welchen Einfluß der Geist eines bedeutenden Mannes auf Zeit und Umgebungen ausübt.

Anschar, der Große, war in Frankreich geboren und in dem Benediktinerkloster zu Alt-Corvey gebildet worden. Ludwig machte ihn zum Vorge-

setzten des Klosters von Neu=Corvey, und zwei Missionsreisen nach dem Norden, auf welchen er nicht allein den König Harald von Dänemark, sondern auch nebst dem Könige von Schweden Biörn, viele Andere für das Christenthum, oft mit großen Anstrengungen und Aufopferungen gewonnen, erhöhten seine Würde und sein großes Ansehen, welches er als Prediger daheim bereits genossen hatte. Der glänzende Erfolg von Anschar's christlichem Eifer, dessen warme und lebendige Beredsamkeit selbst bei der Schilderung dieser nordischen Glaubenssiege, konnten auf den Kaiser Ludwig unmöglich ihre Wirkung verfehlen. Dieser mußte in sich gehen, er mußte, wenn nicht alles Feuer in dem Blute, alle Vorstellungen von seinem großen Vater in seinem Geiste erloschen war, die Güte der Pläne und Bestrebungen einsehen, welche vor zwanzig Jahren nach dieser Seite hin theilweise eingeleitet und ins Werk gerichtet waren. Und Ludwig führte nicht umsonst den Beinamen des Frommen, er war schwach an Unternehmung und ohne Sinn für Waffenglanz und Waffenruhm, aber man durfte ihm die Sache der Religion, ihren Vortheil und Segen nur mit lebhaften Farben schildern, wie es der beredte, geistreiche Anschar jetzt that, um ihn zu bewegen, für christliche Zwecke seine Kräfte und Einflüsse dahinzugeben. Es war schon viel gewonnen, als der Kaiser den eifrigen Kirchendiener mit dem Versprechen entließ, die Sache gewiß nicht ruhen zu lassen und die Kirche an der Elbe auf allen seinen Wegen mit sich herum

zutragen. Anschar hatte aber nicht bloß den Kaiser, sondern zu gleicher Zeit auch die übrigen Bischöfe aufgeregt. Es wurden vielfältig Rathschlüsse und Ueberlegungen gepflogen, so daß auf einem Reichstage, welchen Ludwig im Jahre 831, im Herbste, nach Diedenhofen im Luxemburgischen berief, die Ernennung der Kirche zu Hammenburg zum Erzbischöflichen Sitze förmlich realisirt wurde. Anschar wurde gewählt, nicht allein, weil er das geistliche Ansehen, sondern eben so wohl, weil er die missionarische Erfahrung im Norden und das Verdienst der Anregung für sich hatte. Nur so kann man sich faktisch die erneuerte Stiftung und Besetzung erklären.

Der erst dreißigjährige Anschar wurde von Drogo, dem Erzbischof zu Metz und Bruder des Kaisers, eingeweiht, und im Jahre 834 belehnte ihn Pabst Gregor VI. mit dem Pallium; eine Belehnung übrigens, die von römischer Seite nicht den geringsten Widerspruch erfuhr.

Anschar hat große Verdienste um Hamburgs Emporkommen. Denn nicht allein, daß er die eigene Kirche verschönerte, sondern auch in Nordalbingien wurden die Kirchen zu Meldorf, Schönfeld, wie auch zu Haddeby in der Mark, aller Wahrscheinlichkeit nach von ihm gegründet und mit Lehrern versehen. Nächst seiner Domkirche stiftete er ein Kloster, welches von Mönchen aus Corvey bevölkert wurde, legte eine Schule an und verschaffte ihr mit kaiserlicher Hülfe ein Büchersammlung, seiner anderen menschenfreundlichen Bestrebungen nicht zu gedenken, wozu

theils seine eigenen Kräfte hinreichten oder die durch ihn bei seinem hohen Herrn vermittelt wurden. Daß der fromme Anschar aber zu oft allein stand, ohne die ihm zur Seite gehende, weltliche, hinreichende Macht; daß er seine schönsten Bemühungen oft von roher Hand wieder zerstört und zertrümmert sehen mußte, das entmuthigte zwar nicht seine Seele, hemmte jedoch das rechte Gedeihen seiner Wirksamkeit. Wir müssen hier die ungünstigen äußeren Verhältnisse vor die Anschauung rufen.

Fünftes Capitel.

Rohe Völker haben eine fanatische Wuth gegen jedes Eindringen der Cultur und das Emporblühen sittlicher, ihrer ungeschlachten Naturansicht widerstrebenden Zustände. Die Sachsen waren zwar bezwungen, viele der Dänen und Schweden getauft, aber von den noch übrigen nordischen und slavischen Völkerschaften geschahen immer neue Stürme, Verheerungszüge nach des heiligen Mannes frischer Pflanzstätte. Was kaum erbaut und wieder in vorigen Stand gesetzt war, wurde immer von Neuem zerstört durch Feuer und Schwert, so daß Hamburg drei hundert Jahre hindurch unaufhörlich um sein Dasein zu kämpfen hatte. Wenn die wilden Horden hereinbrachen, so wurde geraubt und gemordet, bis die verwüstete Stätte einem verlassenen, verödeten Leichenfelde gleich schien. Ein Kampf, eine Zerstörung ist gleich wie die andere, daher auch nicht einzeln be-

schrieben werden kann und mag, was sich in dieser stürmischen, unruhigen Jahresreihe zugetragen hat. Da starb der Kaiser Ludwig; und der heilige Anschar stand noch einsamer und rückhaltloser, als Carl der Kahle dem Hamburgischen Erzbisthum auch das Kloster Turholt entzog und darüber anderweitig verfügte. Anschar erlitt dadurch einen bedeutenden Verlust und seine Mönche hatten fast an dem nöthigen Unterhalt Mangel.

Auch die Theilung des Reiches durch den Vertrag zu Verdün (843) blieb nicht ohne Wirkung für Hamburg, es wurde durch die Befehdungen und Streitigkeiten der kaiserlichen Brüder mehr und mehr auf seinen eigenen Muth, seine Ausdauer und Geduld, im Kampfe nicht müde zu werden, angewiesen. Als aber die nordischen Völkerschaften merkten, wie wenig der Ort jetzt Hülfe und Beistand von dem nunmehrigen Kaiser Ludwig dem Deutschen erwarten könne und wie schwach es durch die öfteren Angriffe und Verwüstungen bereits geworden sei, obgleich Muth und Entschlossenheit sich immer wieder stark und mächtig erhoben hatten; da brach der heidnische Dänenkönig Erich der Aeltere mit einer ansehnlichen Flotte auf, fuhr zuerst in den Rhein hinein gen Köln, belagerte und brandschatzte es, segelte auf der Heimkehr die Elbe hinunter und erschien zur großen Bestürzung der Bewohner vor Hamburg, im Jahre 845. Anschar verstand sich nicht auf kriegerische Waffen, und der kaiserliche Schirmherr, der Graf Bernar, war ins Land gezogen. Deshalb war die Stadt

doppelt schwach bei dem Angriff der Dänen. Anschar flüchtete mit einigen Reliquien, ohne den Schatz, den das Kloster sich gesammelt, vorher verbergen zu können. Dann zerstreuten sich auch Mönche und Einwohner in die noch immer waldreiche Umgegend. Es war am Abend, als die Dänen ihre Schiffe verließen; die Nacht wurde erhellt durch den Brand der angezündeten Wohnungen, des Klosters und der Kirche. Noch den ganzen Tag trugen sie auf ihre Schiffe, was die Flammen nicht verzehrt, was sie selbst ihnen entrissen hatten.

In seiner Noth wandte Anschar sich zu dem Bischof Leuderich von Bremen, dieser aber, theils neidisch auf Anschar's Stellung, theils lüstern nach dem Hamburgischen Besitz, versagte jede Hülfe und wies ihn wohl gar hart von seiner Schwelle. Da ging der Verlassene zur Gräfin Ikia in Bardowik, oder wie es damals hieß, Bardengow, fand freundliche Aufnahme und erhielt von der fromm Gesinnten sogar noch die ihr gehörige Meierei Rameslov, im Stifte Verden, zum Geschenk, auch so viel an Geld, daß er dort ein neues Kloster gründen und seine zerstreuten Mönche um sich wieder versammeln konnte.

Anschar war mit dieser Einrichtung nicht lange fertig geworden, als der Bremische Bischof Leuderich starb, im Jahre 847. Auf einem Concil zu Mainz wollte Ludwig jenem nun die erledigte Stelle zutheilen; allein der Missionar des Nordens weigerte sich lange und ernstlich, weil er wohl den Neid und die Habsucht der rheinischen Geistlich-

keit konnte, so daß er erst im Jahre 858 zu der Annahme bewogen werden konnte. Darnach wurde er sofort durch Bestätigung des Papstes Nicolaus zum Erzbischof von Hamburg und Bremen eingeweiht, mit der Bestimmung, daß Hamburg Erzbisthum, Bremen aber nur Bisthum bleiben sollte, obgleich die Folge der Begebenheiten auch hier den Wechsel der Dinge darthun wird.

Ludwig leistete dem Anschar hülfreiche Hand, Hamburg wieder aufzurichten. Kirche und Schule erstanden aus ihrem Schutt, und um jene siedelten sich bald auch die geflüchteten nordalbingischen Einwohner wieder an. Um einer abermaligen Zerstörung möglichst vorzubeugen, leitete Ludwig einen Vertrag mit dem König Erich ein. Dieser ließ sich willig finden, versprach Frieden zu halten und gestattete sogar zu Haddeby (Schleswig) eine Kirche zu erbauen; mit der einzigen Bedingung, daß den Normannen freie Hand bleiben sollte, die Küste Frankreichs anzufallen. Nächst jener Kirche in Schleswig wurde in der Folge noch eine andere Kirche zu Ripen erbaut und das Christenthum gewann dadurch im Norden immer mehr Bekenner. Auch Erich der Zweite wurde ein Christ; eben so der Apostat Olav von Schweden. Nach einer solchen glücklichen Wirksamkeit starb Anschar, mit dem erhebenden Bewußtsein, ein treuer und eifriger Diener des Herrn gewesen zu sein, zu Bremen im Jahre 865. Ihm folgte Rembert, der von Ludwig II. gewählt und vom Papst Nicolaus in seiner erzbischöflichen Würde

bestätigt wurde. Dieser, ein vertrauter Freund und Schüler Anschar's, trat mit Eifer und Besonnenheit in die Fußstapfen seines großen Vorgängers und suchte das Christenthum zu verbreiten, so weit und so viel er vermochte. Mit seinem Verdienst um die Kirche wuchs sein Einfluß und seine Macht. Durch den Papst Hadrian II. erlangte er es, daß ihm nicht allein über Holstein, sondern auch über ganz Dänemark und Schweden die oberste geistliche Verfügung zu Theil wurde; eine Würde, die, weil sie von Hamburg ausging und bei allen Vorfällen darauf zurückwies, der werdenden Stadt selbst immer mehr zu Ansehen und Bedeutung verhalf. Geistliche Sendboten kamen und gingen, Kirchen des Nordens wurden von hieraus mit Predigern versorgt und zu allen neuen Einrichtungen und Veränderungen, Erweiterungen und Vermittelungen, hinsichtlich der Verhältnisse neuer Gemeinden, die Instructionen geholt. Wenn etwaige Streitigkeiten und Uebelstände auf solche Weise aus der Ferne aber nicht zu beseitigen waren, dann reis'te Rembert auch wohl selbst, wie es sein großer Lehrer und Vorgänger gethan hatte.

Sechstes Capitel.

An diesen Fortgang der geistlichen Dinge knüpfen wir abwechselnd wieder die weltlichen Begebenheiten. Auf Ludwig folgte Carl, mit dem Beinamen des — Dicken. Ein höchst schwacher und

erbärmlicher Regent! Er war nichts weniger als der Mann, das große noch einmal vereinigte Reich zusammen und aufrecht zu erhalten. Kriegerische Unruhen warfen diesen charakterlosen Regenten völlig aus dem Sattel, so daß er des Reiches entsetzt, und, im Jahre 887, der Bastard Arnulf an seiner Stelle erwählt wurde. Diese Verwirruug der Dinge benutzten die Normannen, welche überhaupt immer auf dem Sprunge standen, in die Küstenländer einzufallen, Städte und Dörfer zu verwüsten und ihre Fahrzeuge mit Beute zu beladen. Es waren geborene Räuber, diese ungern gesehenen nordischen Gäste, mehr zur See, als auf dem Lande lebend. Ein kühner, verwegener Geist beseelte die abgehärteten Leiber. Wild und rauh wie ihre Gegend, war auch ihre Lebensart, die jedoch einer gewissen, schauderhaft erhabenen Romantik nicht entbehrte. Die Fahrten der Normannen bilden den lebendigen Vordergrund zu den tiefen, immerwährenden Nebeln des Nordens. Erich, das Kind zu benannt, brach auf mit seinen Horden und riß, wie eine Lavine, noch slavische mit sich fort. Die Elbe hinauf bis nach Lüneburg zogen sie mit ihrer Flotte, wo Herzog Bruno von Braunschweig und mehre Bischöfe, die von ihrem Aufbruch und Nahen bereits Kunde erhalten, vermuthlich durch Boten von den Predigern des Nordens, sie mit einem vereinigten Heere erwarteten. Blutig und schauderhaft war das Gemetzel, als die wilden Normannen ihre Schiffe verließen und bei Epstorp, in der Nähe von Lüneburg, auf die Sachsen

stießen. Diese erlitten eine furchtbare Niederlage. Bruno und zwei Bischöfe von Hildesheim und Minden, wurden erschlagen, um 880. Rembert war mehr gewohnt geistige, als körperliche Waffen zu führen; er hatte deshalb als ein beim Kampfe unnützes Glied die Schlacht vermieden, dafür aber mit allen Kräften für möglichen Schutz und Sicherheit seiner ihn umgebenden Gemeinde gesorgt. Aber vergeblich; auch zu ihr kamen mit Mordlust und Verheerung die nordischen Räuber auf dem Rückzuge, raubten und plünderten, und führten viele mißhandelte Christen als Geißeln mit sich fort. Diese aus der harten Gefangenschaft zu befreien war Rember't's Bestreben. Alles, was er selbst und seine Kirche nur an Schätzen und reichen Gefäßen besaß, wurde willig hingegeben zu ihrer Erlösung. Der treue Bischof hatte von kaiserlicher Seite keinen Beistand, er war auf sich selbst und seine Gemeinde angewiesen, deshalb stand er für sie in Noth und Tod, damit sie ihm wieder willig und ergeben sei. Auch unter Ludwig dem Kinde wurde es nicht besser. Erst mit Konrad schien das Land an Kraft und Ordnung wieder zu gewinnen; allein es ging langsam und unmerklich damit vorwärts. Die Verwirrung und Auflösung hatte unter den vorigen ohnmächtigen Regenten zu weit und tief um sich gegriffen. Verhältnisse, die auf den Zustand und die Entwickelung Hamburgs ihren ganzen destructiven Einfluß ausübten. Von den äußeren Feinden waren die Normannen immer noch die schwächeren gewesen.

Sie kamen eben so schnell, als sie gingen. Es waren mehr plötzliche Ueberfälle, als eigentliche Kriegszüge. Es war ihre Gewohnheit, in unaufhörlichen, doch raschen Streifzügen zu handeln. Anders die Hunnen, welche vom Süd-Osten in die Mitte Deutschlands hineinströmten. Ihr Andrang erforderte das Zusammenraffen aller Kräfte. Was nur ein Schwert tragen konnte, wurde aus Sachsen und Nordalbingien nach dem südlichen Deutschland gerufen. Hamburg war von allen Kriegern entblößt und — wiederum wurde Hamburg von Normannen, Dänen und Slaven heimgesucht, in einen Haufen von Schutt und Trümmern verwandelt. Es war das Jahr **915**, in welchem die Stadt aufs Neue ihren Untergang beklagte.

Ein Unglück kommt nie allein; eine Gesinnung weckt die andere. Auch der Kölnische Bischof Hermann war gegen Hamburg aufgeregt; er konnte es nicht vergessen, daß das Bisthum Bremen seiner Diöcese entzogen worden war. Er schrieb darüber nach Rom, allein der Papst ließ sich nicht willfärig und geneigt finden, wahrscheinlich, um sein Ansehen zu behaupten und einen Bischof vor den übrigen nicht zu mächtig werden zu lassen. Auch war das nordische Erzbisthum ja verdienstlich genug geworden, als daß man ihm das Verlangte hätte entziehen können.

Auf Rembert folgte Adalgar; dieser wurde in dem vollen vorigen Besitz von dem römischen Stuhle bestätigt, mit dem androhenden Bemerken, wer ihn

irgend beeinträchtigen würde, solle dem Kirchenbann verfallen sein. Jedoch blieb dieses Gebot nur wenige Jahre in Kraft; denn kaum war Formosus zum Papst erwählt worden, als sich auch alsobald die Verhältnisse und Ansichten änderten. Es wurde dem Adalgar das Erzbisthum Bremen nicht allein entzogen, sondern ihm auch verboten, sich künftighin als Erzbischof zu unterzeichnen. Doch wurde er von dem folgenden Papst Sergius III. wieder in seine volle Würde eingesetzt, und starb nach diesem, damals keineswegs unbedeutenden Wechsel seines Amtes und Lebens, im Jahre 909, von seinen Untergebenen geehrt, von den Gemeinden, in Rücksicht seiner Zurücksetzung und Bekümmerung, nur um so mehr geliebt und geachtet.

Die bisherigen Bischöfe waren von dem Erzbischof zu Mainz geweihet worden; Adalgar's Nachfolger wurde dagegen zuerst von dem zu Köln in seine Würde eingeführt. Für die Geschichte sind diese Prälaten übrigens nicht von weiterer Bedeutung, weil ihr Leben im Ganzen doch immer mit geringen Abwechselungen vorüberging. Sie sorgten zunächst für sich und ihre Kirche, für ihre Mönche und deren Schule. Je mehr sie Glieder ihrer Gemeinde zählten, desto besser und vortheilhafter war ihre Aussicht und Stellung.

Siebentes Capitel.

Nach diesen ziemlich farblosen Begebenheiten, in denen mehr der Papst als der Kaiser, mehr die Kirche als der Staat genannt wird, fängt es allgemach an zu dämmern in der hamburgischen Geschichte. Wir haben schon gesehen, welche bedeutende Rolle die Normannen, Dänen und Slaven mit einbegriffen, in unserer Erzählung spielen. Weil Hamburg mehr unter Bischöfen als unter Kaisern, und zwar unter den schwächeren und schwächsten, gestanden hatte, so war in militärischer Hinsicht nur das Nothdürftigste für dasselbe gethan worden. Man hatte sich so gut vertheidigt, wie man konnte und wo es an's Leben ging, Stadt und Vermögen den Räuberhorden Preis gegeben; man hatte, im höheren taktischen Sinne, in Ermangelung hinreichend verwandter Kräfte, nur ein Defensivsystem behauptet. Jetzt aber kam mit einem frischen Stamme, dem sächsischen, ein neuer Regierungsgeist, ein neues Leben und Bewußtsein auf. Heinrich, auch mit dem Beinamen des Großen, ging den Normannen zu Leibe, um sie zu demüthigen, drang bis zur Schley vor und setzte über die frisch gewonnene Mark einen Grafen, jede Bewegung der nordischen Völker zu beobachten und sie an plötzlichen Einfällen und Verwüstungen zu verhindern. Die Markgrafschaft war Schleswig, das Jahr 931.

Diese Sicherheit wußte der damalige Bischof Unni sogleich zu seinem und der Kirche Vortheil zu benutzen. Viele hohe Personen, darunter König Frodo von Jütland, des Dänen Gorm Gemahlin Thyra ließen sich taufen und Harald Blauzahn gestattete, daß in allen dänischen Landen das Christenthum frei und unbehindert gepredigt werden konnte.

Bald aber zeigte sich, daß diese Erlaubniß keineswegs mit den Ansichten der Bevölkerung übereinstimmte. Die Dänen fielen in Schleswig ein, tödteten den Markgrafen und verübten Frevel mancherlei Art. Selbst die Gesandten, welche die Bewegung möglichenfalls beilegen sollten, wurden verspottet, und — der damals auf dem kaiserlichen Throne sitzende Otto gerieth in Zorn, drang mit gehöriger Macht gegen die wilden Gäste, hinauf bis an das Kattegat, zwang den Harald zum Frieden, während der Bischof schon mit dem Taufbecken daneben stand, ja Otto stand bei Harald's Sohn Sueno Gevatter, und die Ordnung der Dinge war durch dies kräftige Einschreiten zurückgeführt.

Es muß aber doch ziemlich blutig und hitzig auf diesem Zuge hergegangen sein, denn die Kirchen zu Schleswig, Ripen und Aarhuus waren über den Haufen geworfen. Bei dem Wiederaufbau derselben suchte der damalige Erzbischof zu Hamburg seinen Vortheil möglichst herauszukehren. Adaldag, früher Canzler Otto's, ein stattlicher, geistvoller Mann, ernannte die Prediger zu Bischöfen, so daß er sie im

Jahre 949 bei der Synode zu Ingelheim in seinem Gefolge mit aufführen konnte.

Wir haben schon gesagt und gesehen, daß seit Heinrich ernster und nachdrücklicher für das Wohl und Dasein Hamburgs gesorgt wurde. Es trat ein Wendepuukt ein, und Otto suchte die Reichs- und Regierungsverhältnisse der Stadt auf ein bestimmtes, übliches System zu bringen, so daß mit seinem Wirken und Wollen die eigentliche Geschichte der hamburgischen Verfassung und Bedeutung anhebt. Ehe wir hier aber weiter fortfahren, werfen wir zweckmäßig vielleicht einen Blick auf die Reichszustände und Verhältnisse des Landes selbst, weil nur dadurch die Bezüge Hamburgs klar und deutlich werden.

Achtes Capitel.

Das ganze Reich stand seit Carl dem Großen unmittelbar unter dem Kaiser. Die spezielle Verwaltung der Provinzen, Gauen, Marken und Städte stand unter Grafen und Schöffen; jene wurden vom Kaiser erwählt und standen dem Heerwesen vor, so wie sie auch die öffentlichen Gerichte hielten; diese wurden aus dem Volke genommen und jenen bei- oder untergeordnet. Damit der Kaiser aber überzeugt blieb, daß diese in ihren Ansprüchen nicht zu weit gingen oder überhaupt die Gerechtsame gehörig wahrnahmen, so sandte er von Zeit zu Zeit, wie es

ihm gut oder nöthig dünkte, Legaten, Gesandte oder Sendboten aus, die sich von den Zuständen und der Handhabung der bestehenden Ordnung unterrichten und dem Kaiser von dem, was sie gesehen und gehört, treuen und gewissenhaften Bericht abstatten mußten. Wichtiger aber noch war der Umstand, daß sie überall gleichsam die Allgegenwart des Kaisers darstellten, Zusammenkünfte beriefen, Streitfälle, die in erster Instanz von den Grafen und Schöffen nicht hatten geschlichtet werden können, beseitigten, und durchaus mit höchster Vollmacht verfuhren, wo Personen und Gesetze ihnen nicht in voller Kraft und Thätigkeit zu sein schienen. Man glaube aber nicht, daß auf solche Weise Mißbrauch mit der kaiserlichen Gewalt getrieben werden konnte, in diesem Falle stand Einer gegen den Andern und das von dem Kaiser auf den allgemeinen Reichsversammlungen gefaßte und veröffentlichte Gesetz über Allen.

Den Grafen zur Seite standen die Bischöfe, sich gleich an Ansehen und Macht, so daß sie sich gegenseitig bedingten. Die Legaten beaufsichtigten die Bischöfe nicht weniger als die Grafen, und Beide mußten von ihrer Aufrechthaltung der Gesetze dem Kaiser Rechenschaft ablegen. Es ist schon erwähnt worden, daß der Kaiser die Bischöfe ebenfalls ernannte, nur mußte diese Ernennung von dem Papste bestätigt werden. Der Bischof gewann in seiner Diöcese an Ansehen und Gewicht, sobald seine Einkünfte, welche in den Zehnten bestanden, sich vermehrten. Daher das unmittelbare Nachrücken des

Bischofes, sobald irgend Land und Leute dem Reiche neu gewonnen waren.

Zur Vollziehung eines jährlichen Sittengerichtes, welches den Bischöfen oblag, hatten sie ihre Vögte, welche über das Kirchengut die besondere Aufsicht führten und die Kirchendiener in nöthigen Fällen zur Verantwortung zogen.

Von den Grafen, welchen Hamburg zugefallen war, geschieht in den ältesten Nachrichten nur sehr Weniger Erwähnung. Es wird ein Otho und Egbert bei Anlegung der ersten Gränzfesten, ein Bernar genannt, welcher zu Anschar's Zeit, als der Däne Erich die Stadt zerstörte, die Verwaltung inne gehabt haben soll.

Neuntes Capitel.

Otto ernannte den verständigen und welterfahrnen Hermann Billung zum Herzoge von Sachsen, mit der Vollmacht, sich die Grafen selbst zu erwählen. Hamburg gehörte nunmehr mit zu seiner Provinz. Auch sonst ging in der Verwaltung noch manche Veränderung vor, die wir nachholen können, das Wichtigste ist die bestimmte Regierung und Lenkung des Stadtwohles selbst.

Hermann Billung war ein durch thätigen Eifer und geistige Regsamkeit gleich ausgezeichneter Mann, und obwohl dem Kaiser mit redlicher Treue ergeben, doch voll guten Willen für die Verbesserung

des Volkes und die Erhebung seiner Zustände. Eben durch diese Männlichkeit, welche überhaupt seinem Geschlechte eigen war und blieb, genoß er das ganze Vertrauen der Regierung in neuen Anordnungen, die er mit großer Liebe über die unklaren und haltungslosen Verhältnisse in Hamburg vollzog. Von allen Chronisten werden die Billunger und ihre Verdienste hinsichtlich der städtischen und bürgerlichen Verbesserungen glänzend hervorgehoben, wenn uns die näheren Data darüber auch abgehen. In derselben Weise wie Hermann der Vater, fuhren auch die ihm nachfolgenden Söhne und Enkel fort, das Emporkommen der Stadt wahrzunehmen. Es konnte nicht fehlen, daß bald Familien aus den nahgelegenen Gauen sich übersiedelten, weil Verkehr und Betrieb begünstigt und daher lebhafter wurden. Der Handel kam in Gang, so daß schon die Einnahme von Schiffen und Zöllen mit aufgeführt wird. Ja, mit London war bereits Verkehr, wie dies eine Verordnung des Königs Ethelred II. von England beweist.

Hermann Billung starb 973, in einem Jahre mit dem Kaiser, und der ihm folgende Sohn hieß Bernhard der Erste, der in gleichem freundlichen Verhältniß mit den Ottonen blieb und sich besonders als kräftiger Vertreter der Rechte seines Volkes erwies, als der Baiernherzog Heinrich zur Kaiserwürde kam und dieser auf einer Versammlung zu Merseburg sich Eingriffe erlaubte, die der allgemeinen Freiheit zuwider waren.

Man würde jedoch irren, wollte man glauben, daß unter der Aegide eines dauernden Friedens die bürgerlichen Verhältnisse einen so plötzlichen, blühenden und vortheilhaften Aufschwung genommen hätten. Die feindlichen Anfälle, welche unter dem ersten Billunger nur geruhet hatten, wiederholten sich hartnäckig unter dem zweiten. Sueno, des Dänenkönig Harald's Sohn, war vom Christenthume wieder abgefallen, hatte die übrigen heidnischen Häuptlinge zu seiner Fahne gezogen und mit dieser vereinigten Macht zunächst seinen Vater selbst angegriffen, der verwundet wurde, floh und in Julin an der Ostsee an seinen Wunden starb. Nach diesem Fortgang seines Unternehmens fiel Sueno in Schleswig ein, zerstörte Kirche und Wohnungen, trieb den Bischof in die Flucht und konnte seine fanatische Wuth um so ungestörter austoben lassen, da Herzog Bernhard sich auf einer Reise nach Verona befand und seine, die christlichen Truppen ohne Nachdruck und Kraft, weil ohne tüchtigen Anführer waren. Es war aber damals Eccard Bischof von Schleswig; der von Hamburg hieß Liuzo, oder mit dem latinisirten Namen Libentius.

Zehntes Capitel.

In Hamburg gerieth über diese Unruhen, denen man dort schon durch eine Reihe von Jahren und bei dem Dahinleben unter den friedsamen Geschäften

so ziemlich entwöhnt war, Alles in die größte Verwirrung und Bestürzung. Man wähnte sich auf's Neue überfallen und gemißhandelt, beraubt und geschändet, und der Klageruf, dessen Echo längst verschollen war: Normannen auf der Elbe! lief durch Stadt und Umgegend. Der Bischof raffte so schnell wie möglich die Schätze der Kirche zusammen, brachte sie nach dem Kloster Bokkum in Sicherheit und kehrte unerschütterlichen Muthes zu seiner verlassenen Gemeinde zurück, um den Blitzstrahl des Bannes auf die verwegenen Heiden zu schleudern. Allein damit war er nicht vermögend, die raubenden und mordenden Dänen zurückzuscheuchen und sie zur Vernunft zu bringen; vielmehr drangen sie nur weiter vor in Nordalbingen und würden auch das ruhige und schüchterne Hamburg überfallen haben, wenn Herzog Bernhard mit seinem Grafen Heinrich nicht schleunigst aus Italien zurückgekehrt und ihnen mit aller Macht entgegen gedrungen wäre. Bernhard drang mit seinen Mannen in die Verschanzung der Dänen ein, schlug diese selbst in ihr Land zurück und nahm mit eigenen Befestigungen die Gränze in Besitz, um jeden ferneren Anfall sogleich abweisen zu können. Hartnäckiger und beschwerlicher jedoch wurde der Kampf, welcher sich lawinenartig von Jahr zu Jahr gegen Nordosten mit den Slaven und Wenden erhob. Viel hatte dazu die Bedrückung beigetragen, welche man sich seit der sächsischen Thronfolge gegen diese Völker, die keineswegs arm waren an Ackerbau und Verkehr, erlaubt hatte. Sie sollten Christen

werden, hieß es, dann würde man sie gleich den übrigen Völkerschaften behandeln. Dadurch wurde der Reiz zum Widerstande und zum Einbruch in die aufblühenden christlichen Oerter und Gegenden nur vermehrt. Je mehr man sie zwang, ihren altgewohnten Göttern zu entsagen, desto heftiger und zerstörender wurde ihre, von keinem Gefühle der Sittlichkeit und Schicklichkeit gefesselte Wuth.

Bernhard der Erste soll sich menschlich und nachsichtig mit ihnen vertragen, ja sogar eine ihrer frischen und reizenden Fürstentöchter geheirathet haben. Bernhard der Zweite aber, welcher ihm im Jahre **1010** nachfolgte, kannte keine Gränzen seiner drückenden Habgier und aller Mißhandlungen, die er sich im kriegerischen Uebermuth gegen dieses kräftige und tapfere Naturvolk erlaubte. Alle Pflichten, die man sonst den Menschen als Menschen schuldig ist, hielten selbst die Bischöfe gegen diese Völker für unnütz und überflüssig, denn man hatte es ja mit Heiden zu thun und zwar zum Zwecke des Christenthumes. Hatte man ihre Ländereien ausgesogen und Nahrungsmittel von ihnen erpreßt, mit dem Versprechen, sie dann auch in Ruhe zu lassen, so wurden Wort und Schwur doch nur so lange gehalten, als es den christlichen Machthabern gut und nöthig schien, denn mit Heiden war ja kein Bündniß geheiligt der Kirche wegen. Die Geschichte hat uns Züge aufbehalten, die die damalige Geistlichkeit im schlechtesten Lichte darstellen. Bischof Ditmar zu Merseburg meinte, der Pole müsse wie der Ochse gefüttert und wie der

Esel erschlagen werden. Wer in der Fastenzeit Fleisch esse, dem müsse man die Zähne ausreißen. Der Markgraf ließ dreißig slavische Fürsten ermorden, die er vorher in seine Fallstricke gelockt hatte. Zimmermann schildert uns die Scenen des beginnenden blutigen Kampfes mit folgenden gräßlichen aber lebhaften Farben: „Einer ihrer angesehensten Fürsten, Mistevoi, Haupt der Obotriten, besaß den Ehrgeiz, die Verwandtin des sächsischen Herzogs Bernhard (vermuthlich des Zweiten) zur Gemahlin zu begehren. Auch erhielt er die Zusage, und verstärkte aus Dankbarkeit des Herzogs Gefolge auf einem Zuge des Kaisers nach Italien mit tausend Reitern. Als er aber nach der Rückkehr die Erfüllung der erhaltenen Zusage begehrte, widerrieth sie mit schnöden Worten Markgraf Dieterich von Brandenburg: es sei nicht recht, eine christliche Fürstin einem wendischen Hunde beizulegen. Da entbrannte der Zorn des Mistevoi um so glühender, je größere Ergebenheit er, nicht mit Billigung seiner Landsleute, den Sachsen vorher bewiesen hatte. Der Hund sei doch wenigstens stark genug, um zu beißen, ließ er zurückmelden. Er berief eine allgemeine Versammlung der wendischen Fürsten nach Mecklenburg, stellte ihnen die erlittene Beschimpfung vor, und ein allgemeiner Aufstand wurde beschlossen. Eine Verschwörung gegen den Kaiser, in welche Herzog Bernhard verwickelt war, begünstigte ihr Vorhaben. Sie brachten ein zahlreiches Heer zusammen, durchzogen die slavischen Länder, zerstörten überall die Kirchen und Klöster

und alle Anstalten des Christenthumes, verjagten die Nonnen und Mönche, und verübten gegen sie die schrecklichsten Grausamkeiten. Einer großen Anzahl Mönche aus dem Bisthum Oldenburg wurde die Haut kreuzweise über dem Kopfe aufgeschnitten und herabgezogen, die Hirnschädel durchbohrt, und so mit auf dem Rücken gebundenen Händen wurden sie wie im Triumphe herumgeführt und zu Tode gegeißelt."

Als diese Feinde lange genug im Lande herumgeras't hatten, überfielen sie auch Hamburg und ließen hier nicht weniger wie anderwärts ihre ganze entsetzliche Wuth aus. Die Häuser wurden zerschlagen und angezündet, Frauen und Jungfrauen unter höhnischer Lache geschändet, Greise gemißhandelt, Kinder gemartert und getödtet, kurz jede Rache der wildesten Blutgier verübt, welche rohe Menschen sich nur jemals haben zu Schulden kommen lassen. Die Einwohner männlichen Geschlechtes, Leute jeglichen Standes und Alters, die im Kampfe für Weib und Kind, für Kirche und Heerd nicht erschlagen waren, wurden unter Geißelhieben als Sklaven weggeführt. Die Chronisten überbieten sich in Darstellung der Gräuel, welche damals verübt worden sind. Sie tauchen ihre Feder gleichsam selbst in Blut, um recht stark und lebhaft zu schildern. Ja, wie weit es gegangen sei, kann man auch daraus entnehmen, daß sogar Wunder und Zeichen am Himmel herbeigerufen wurden. Während des Mordens und Brennens habe sich eine vom Himmel herabgelassene Hand gezeigt, die, meinte der Erzähler vielleicht, dem zu gräßlichen

Morden und Brennen ein Ende machen wollte. Ein treues Bild indessen aus der mysteriösen Phantasie der damaligen Mönche. Als Zeit dieser großen Verwüstung wird gemeiniglich das Jahr 1012 angegeben und angenommen.

Elftes Capitel.

So lag sie denn abermals in Asche und Trümmern da, die so eben hoffnungsvoll erblühende Stadt! Die ganze Thätigkeit des jungen Handelsverkehrs und Gewerbfleißes war, wenn auch nicht auf immer, doch auf lange Zeit vernichtet und zerstört! Aber der Mensch verzweifelt nicht, besonders dort nicht, wo er schon einmal sich in derselben Lage gesehen, und doch wieder zu Ansehen und Ehren emporgekommen ist. Und so saß ein übrig gebliebenes Geschlecht zwar auf Brandpfählen und Aschenhaufen, beklagte den Untergang seiner Habe, beweinte noch mehr die ihm Angehörigen, welche entweder im Kampfe für Altar und Heerd gefallen oder in die Sklaverei weggeschleppt waren; aber mit jedem neuen Morgen stiegen in der Seele auch neue Hoffnungen auf, es könnte doch noch wieder so werden, wie es vorher gewesen, vielleicht auch noch besser! Aus jedem Blick, der über den Trümmerhaufen nach der so eben in der hellen Wintersonne glitzernden Elbe hinschweifte, sprach der Trost und Muth: Ich will beharren! Ich will durch Ausdauer mein Glück gründen und voll-

enden! Und die es gesprochen, rafften ihre neu gestärkten Kräfte zusammen und bauten wieder. Auch Viele aus der Umgegend kamen mit hülfreichen Händen, richteten die Stadt wieder und auch siedelten sich wohl selbst an, weil man schon damals dachte: Hier auf diesem Flecken Erde ist gut sein, und das Leben wird Einem leichter an dem fisch- und schiffreichen Strom!

Unter den Todten, welche damals begraben wurden, war auch der Bischof Libentius, doch steht nicht geschrieben, ob er in Folge der Anstrengung und Beängstigung, oder eines natürlichen Todes starb. Er hatte gethan, was seines Amtes war; bis nach Schweden und Ißland hinauf hatte er seine Kirche erweitert, und einen bekehrten Ißländer, Namens Stephner dort zum Prediger eingesetzt. An seine Stelle zu Hamburg kam ein Kapellan des Kaisers Heinrich, Unmann, obgleich der sterbende Bischof einen ihm befreundeten Geistlichen, Oddo, zum Nachfolger sich erwählt hatte. Unmann, stolz, freigebig und prachtliebend, stammte aus adeligem Geschlechte und war ein Günstling der Kaiserin Kunigunde. Als solchen versöhnte er den Herzog Bernhard den Zweiten wieder mit dem Kaiser und nächste Folge davon war, daß Beide vereinigt die noch immer in Sachsen hausenden Slaven in ihre ursprünglichen Sitze zurücktrieben. Mistevoi wurde Christ, zog sich, man weiß nicht genau, aus welchem Grunde, nach Bardowiek in's Privatleben zurück und starb dort um's Jahr 1025.

Wie eben vorher angedeutet, wurde Hamburg schnell und rüstig wieder aufgebaut und mit Leben erfüllt. Nicht allein Bernhard gewährte den Bewohnern jeden Beistand, sondern auch Unmann selbst ließ denselben aus seinem Schatze reiche Gaben und Unterstützungen zufließen. An Holz zumal konnte es gar nicht fehlen, da die Umgegend noch meistens von Waldungen besetzt war und diese das hauptsächlichste Material hergaben. Und sonderbar genug, auch von diesem Wiederaufbau wird gemeldet, daß er mit größerer Sorgfalt und Regelmäßigkeit vollzogen wurde, daß man sich bestrebte, die Stadt ordentlicher anzulegen und ihr nach Straßen und Gebäuden ein besseres Geschick und Ansehen, als vorhin zu geben. Es scheint, als habe man sich immer keine rechte Vorstellung davon machen können, wie groß und bedeutend die Stadt einst werden sollte. Man baute sich erst krumm und eng zusammen und warf dann, nach starken Wehen, die alte schmutzige Haut ab, um einen reineren und scheinbareren Körper zu zeigen.

Unmann ließ es sich aber noch weiter angelegen sein, der erstehenden Stadt Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Er lud die slavischen Fürsten Uto und Sederich, den Dänenkönig Kanut nebst dem Herzoge Bernhard gleichzeitig nach Hamburg ein und suchte ein gutes Vernehmen unter ihnen Allen herzustellen. Dazu führte er Glanz und Prunk in seine Umgebung ein. Bei Prozessionen sollen oft, außer dem Herzoge und Grafen noch sieben Bischöfe

und mehrere Aebte in seinem Gefolge gewesen sein. Ueberhaupt scheint er jedoch mehr auf seine Person und das sie umgebende Aeußere als auf das Innere der Völker und ihre Entwickelung gesehen zu haben. Es gab in seiner Diöcese damals noch viele geheiligte Haine, die er zwar umhauen und durch Kapellen ersetzen ließ, doch fehlen uns genauere Nachrichten, daß er und seine mönchische Umgebung sich die fernere Bildung des Volkes ernstlich habe zu Herzen genommen. Nur muß freilich bemerkt werden, daß die Bekehrung niemals so leicht von statten ging und daß die heidnischen Bewohner, wenn sie zum Widerstande zu schwach waren, sich eher in die Tiefe der Waldungen zurückzogen, als daß sie sich zur Taufe willig und geneigt finden ließen.

In der natürlichen, schon angedeuteten Neigung des Bischofs, den Herrscher zu spielen, ist wohl die Ursache zu suchen, daß er mit dem Herzoge bald in einer, den Hamburgern immerhin nur schädlichen Spannung lebte. Es wird sich bald ergeben, wohin dieses führte, wie denn weltliches und geistliches Regiment niemals lange ohne Haß, Neid und Zwietracht geblieben sind. Der Bischof fand immer Gelegenheit, dem Kaiser zu Mund zu reden. Bald that der Herzog in weltlichen Dingen zu viel oder in geistlichen Dingen zu wenig. Dem Geistlichen aber wurde geglaubt um des Geistigen willen. Wurde der Herzog dadurch gar gereizt und zu Aufwiegelungen gegen den Bischof verleitet, Grundes genug, um ihm die Ungnade des Kaisers zuzuziehen. Der

Kaiser überließ deshalb die städtische Fürsorge mehr und mehr dem Bischof, und dieser that nach seinen Zwecken.

Indessen genoß die Stadt in dieser Zeit Ruhe und Frieden, wodurch Handel und Gewerbe bald wieder aufgeholfen wurden. Es ist langweilig, die ganze Folge der Bischöfe aufzuzählen, besonders wenn sie weiter nichts thaten, als Segen sprechen und Zehnten heben. Mit dem Bischof Hermann, der gern in Bremen residirte, gab es erst wieder etwas Bewegung. Er ließ den, in der Geschichte der Musik berühmten Guido von Arezzo kommen, um durch ihn den Kirchengesang der bremischen Gemeinde zu verbessern, auch für die weitere Ausbildung der Geistlichkeit trug er Sorge, doch ohne daß Hamburg von dieser Läuterung und Förderung etwas zu Gute kam. Das nordische Missionswesen war ebenfalls des Bischofs Sache nicht; dagegen hatten die Grafen hier freies Regiment uud sie sahen es fast nicht gerne, als der folgende Alebrand seinen Sitz wieder in Hamburg nahm. Das kam der Stadt unmittelbar wohl an. Was die Grafen bisher nicht gethan hatten, das holte der Bischof nach, er sorgte für äußere Ordnung und Befestigung, ging zunächst auch an Ausbesserung und Verschönerung der den geistlichen Dingen gewidmeten Gebäude, und ließ vor Allem die Kirche, welche bisher nur noch immer aus Holz bestanden hatte, gleich den übrigen Häusern, aus behauenen Quadersteinen aufbauen, edel und großartig, wie es der Geschmack des Zeitalters

nur erlaubte. Als die Kirche, allen Augen Achtung und Erhebung einflößend, dastand, ließ der Bischof an der südlichen Seite des Domes ein Schloß errichten, um dadurch zu bestimmen, daß Hamburg für alle Zeit der Sitz des Erzbischofes bleiben sollte. Noch im sechszehnten Jahrhundert sind Ruinen dieser geräumigen Burg, Wiedeburg genannt, vorhanden gewesen. Nach Vollendung dieser Burg sollte die Stadt selbst mit Mauern und Thürmen umgeben werden, doch fehlen uns Nachrichten, wie weit diese gediehen oder ob überhaupt damit angefangen worden ist. —

Zwölftes Capitel.

Als der Bischof nun so baute und besserte, alle Hände beschäftigte, alle Handwerker und wer nur arbeiten wollte, verdienen ließ, alle Augen auf sich zog und sich in seiner Burg zum gesuchten Herrscher machte, da wurde der Herzog eifersüchtig und dachte, es könnte wohl am Ende gar schlimm mit ihm bestellt sein, wenn er den Bischof allzuviel thun ließe ohne selbst einmal gegen ihn gedeckt und gesichert zu sein. Was dir gut ist, sprach er, ist auch mir gut, und baute für sich ebenfalls eine Burg, nördlich von dem Dom, an der Alster, die von den Chronisten gewöhnlich als alte Burg angeführt wird. Der Bischof hatte einmal gebauet; um sich noch ein größeres Ansehen zu geben und bei dem Volke b-

halb und halb verlorenen Respekt wiederzugewinnen, bauete er seine Burg viel größer und ausgedehnter als jener, damit in nöthigen Fällen das Kriegsvolk darin Raum hätte.

Das muß eine Feindschaft gewesen sein, sowohl unter den beiden Oberhäuptern wie unter den Einwohnern. Wer dem Einen hatte bauen helfen, der hielt es nachher auch natürlich mit diesem, oder lief über, wurde ihm untreu, weil er glaubte, wenn es zum Kriegen ginge und der Kaiser herbei käme, könnte er leicht den Kürzeren ziehen. Wie sehr sich die Parteien aber auch befeindeten und aus ihrem Hinterhalt beobachteten, zum eigentlichen Kampfe kam es dennoch nicht. Dies war dem Bischof Adalbert vorbehalten, einem Manne, der aus der Bildung hervorgegangen war, welche Hermann für seine Mönche angeordnet hatte.

Adalbert stammte aus dem alten Geschlecht der Markgrafen von Meißen und zeigte schon frühzeitig Spuren eines herrschsüchtigen und hochfahrenden Wesens. Es werden an ihm aber auch die Cardinaltugenden gepriesen, daß er verständig und mäßig, keusch und eben so edel von Geist als von Körper gewesen sei. Als Prälat seiner Kirche war er sorgsam, genau und gewissenhaft. Dazu besaß er alle Kenntnisse, welche von einem damaligen Geistlichen nur verlangt werden konnten, die edelmüthigste Freigebigkeit, um Allen, die sich ihm naheten, zu helfen, und den edlen Ehrgeiz, keinen seiner Angehörigen und Untergebenen durch fremde Gunst und

Gnade emporkommen zu lassen, als nur durch die seinige. Ja, er war fromm und demüthig im vollen Sinne jener Zeit, daß er oft einen Zug von dreißig und mehr Pilgern mit der größten Freundlichkeit bei sich aufnahm, ihnen die Füße wusch, sie speisete und mit Gaben und Geschenken wieder entließ. Und dennoch war er eitel und prunksüchtig, manchem thörichten Unternehmen nachhängend, weder im Glück noch im Unglück seiner mächtig, so daß der glaubwürdige Berichterstatter, Adam von Bremen, von ihm mit Fug und Recht behaupten konnte, es sei eigentlich schwer, über ihn zu sprechen, was ihm zum Lobe gereiche, könne leicht als Schmeichelei, was zum Tadel als Böswilligkeit und Verläumdung aufgenommen werden.

Sobald Adalbert zu Aachen mit großer Solennität geweihet war, suchte er sich mit aller Klugheit in die Gunst Kaiser Heinrichs des Dritten zu bringen. Er war sein Begleiter auf den Zügen nach Ungarn, Flandern und Italien und hätte er es nur gewollt, so wäre er im Jahre 1064 zum Papste erwählt worden. Nach der Rückkehr aus Italien lud er den Kaiser zu sich nach Bremen ein, und den Herzog Bernhard nebst seinem Bruder Ditmar anzuschwärzen, gelang ihm so vortrefflich, daß dieser, um sich von einer Beschuldigung zu reinigen, den Zweikampf ergreifen mußte und darin fiel. Da brachen Zorn und Rache des Herzogs in hellen Flammen aus und er schwur es bei seinem Schwerte, daß der Bischof nicht Ruhe haben, daß

es ihm vergolten werden solle, so lange er und Einer von seinen Söhnen lebe!

Adalbert hingegen schien sich um die Wirkung dieser angelobten Rache wenig zu bekümmern; vielmehr fuhr er ruhig fort, seinen Plan und Zweck zu verfolgen, welcher in nichts Geringerem bestand, als ein Patriarchat des Nordens zu errichten und Hamburg zum Mittelpunkt zn machen. Um sich dafür mit dem nöthigen Ansehen zu versehen und von der Entwickelung seiner Kräfte ein Beispiel zu geben, so sprach er über den Dänenkönig Swend Estrithson, der sich mit einer nahen Blutsverwandtin, der schwedischen Prinzessin Gunilde vermählt hatte, den Bann aus. Allein Swend wollte lieber von der Kirche ausgestoßen sein als von seiner Liebe lassen. Mit glühendem Herzen ergriff der König sein Swert und zeigte dem Bischof, welche Ansicht er von einem solchen Machtspruch habe. Der König hatte zu ernst gesprochen und dem Bischof schien es daher nicht geheuer in seiner Burg, weshalb er nach Bremen floh. Von dort aus schrieb er an den Papst, schilderte ihm des Dänenkönigs Verhalten und seine eigene bedrohete Lage und erlangte, daß von Rom das Gebot wiederholt wurde, Swend solle und müsse sich von Gunilde trennen. Dem ritterlichen König kam diese Bestätigung und die Versicherung eines ewigen Ausschlusses von den Gnadenmitteln eben recht. Er war nicht gewillet, sich in weltlichen Dingen von Einem, dem das Heil der Seele nur aufgetragen war, in seinem

eigenen Reiche länger Trotz bieten zu lassen. Der König stellte als nächste Bedingung, daß er den Frieden nur dann aufrecht erhalten wolle, wenn man ihm ein Erzbisthum in seinen eigenen Landen gewähre. Der König ahnete nicht die Falle, welche er sich damit selbst gestellt hatte. Der Bischof wünschte nichts sehnlicher, als seine Macht und sein Ansehen auf alle Weise zu vermehren, gab es auch im Dänenlande ein besonderes Erzbisthum, so behielt er dabei, als Patriarch des Nordens, um so mehr die Hand im Spiele.

Adalbert lebte und webte ganz in dieser Idee. Er theilte das Bisthum Oldenburg in drei Stifte, Oldenburg, Ratzeburg und Schwerin, kaufte um große Summen verschiedene Grafschaften an, verschonte zu dem Ende selbst die Heiligthümer seiner Kirche nicht, und setzte seine Träume, die ihm im Schlafe allerlei Größe und Herrlichkeit vorspiegelten, am lichten Tage und bei offenen Augen sehr geflissentlich fort. Einen ehrgeizigeren Bischof als diesen hatten die Hamburger wahrlich noch nicht gehabt; sie ließen sich das aber gerne gefallen, weil sie sich aus dem Gelingen nur eitel Vortheil versprachen, Kaufleute und Handwerker auf größeren Absatz kostbarer Waaren und industriöser Fabrikate hofften. Der Luxus wollte eben anfangen, in die Augen zu stechen, und wer konnte es der Gemeinde verdenken, wenn auch sie eben so gut ihre Pläne und Berechnungen machte, wie der Bischof und die Geistlichkeit.

Dreizehntes Capitel.

Man sieht an Allem, wer damals gerne die Welt regierte. Es war nicht bloß zu Hamburg so. Was thaten und wollten denn die Herzöge und Grafen? frägt Mancher vielleicht ungeduldig. In der That ist es unangenehm, so viel von Bischöfen und ihren ehrgeizigen Absichten, die der christlichen Demuth und Bescheidenheit so schlecht stehen, sprechen und hören zu müssen. Man merkt es allzu leicht, wer damals die Feder führte. Sollten denn selbst die Grafen so wenig der Erwähnung werth gewesen sein? Gab es im bürgerlichen Leben denn sonst so wenig zu beschaffen und bekümmerte der Kaiser sich wirklich so wenig um diesen Gau, daß er sich alle Vollmacht von dem Bischof abschwatzen ließ? Des Kaisers geschieht nur immer so ganz nebenbei Erwähnung, des Herzogs nur bei Conflikten und wenn der Bischof ihm Eins anhing. Es ist gewiß, daß dabei manche Ungerechtigkeit mit unter läuft, aber leider ist sie jetzt in ewige Nacht vergraben. Auch das Stadt- und Gerichtswesen, das Gildewesen fing an, sich immer mehr zu gestalten und auszubilden, und dabei werden die Grafen doch wohl nicht ohne allen Einfluß geblieben sein, wenn die Hauptformen sich auch aus dem ganzen damaligen Leben zu Gebräuchen und Rechten entwickelte. Es kam überhaupt die Zeit, wo es in Deutschland sich zu lichten anfing und Papst und Kaiser sich schroffer gegen-

übertraten. Und wie es dort oben wurde, so wirkte es stufenweise nach unten herab.

Den Absichten Adalberts waren die Umstände nicht günstig. Leo der Neunte starb im Jahre 1054 und mit ihm ging die hauptsächlichste Stütze zur Ausführung seiner Pläne verloren. Eben so starb zwei Jahre später Heinrich der Dritte, und nun folgte eine Reihe unruhvoller Jahre, in welchen der Ehrgeiz Adalberts durchaus nach einer andern Seite hingeleitet wurde. Er gerieth nämlich mit dem Bischof Hanno von Mainz in einen Wettstreit, wer von ihnen die Erziehung des minderjährigen Heinrich des Vierten übernehmen sollte. Adalbert jedoch gewann den Vorrang und so ward ihm Genuß und Aussicht, den Prinzen nach seinen Grundsätzen, die in der Folge zu seinem Vortheil so sehr zurückwirken konnten, sich ausbilden zu sehen. Im Jahre 1065 ließ er zu Worms ihn wehrhaft machen und blieb nach wie vor sein beständiger Rathgeber und Begleiter. Der junge Fürst nährte nach diesem System einen fortwährenden Haß gegen die sächsischen Herzoge und Grafen, die nicht allein dem kaiserlichen Wirken, sondern auch der Kirche immer feindlich gesinnt gegenüberstehen sollten.

Auf welche Weise jene von dieser Aufregung und Reizung gegen sie Kunde erhielten, ist ungewiß, doch traten sie in Ingelheim, im Jahre 1066, zusammen und forderten den jungen Regenten gemeinschaftlich und allen Ernstes auf, dem Bischof so-

wohl wie seinen scheelsüchtigen Ansichten zu entsagen, sich seiner Umgebung zu entheben, wofern sie ihm ferner mit Schwert und Gesinnung treu ergeben verbleiben sollten. Heinrich gehorchte, und der Bischof entfernte sich.

Unterdessen war Bernhard der Zweite, im Jahre 1061, gestorben und ihm sein Sohn Ordulph gefolgt, während dessen Bruder Hermann als Graf gemeinschaftlich mit ihm die väterlichen Erbgüter verwaltete und inne hatte. Beide waren kecke Rangen und hätten dem fürwitzigen und herrschsüchtigen Bischof gar zu gerne eins aufgespielt. Sie waren ohnehin lebhaften Geistes, schlanken, rüstigen Leibes und in den Waffenspielen geübt. Schon zu Lebzeiten des Vaters hatten sie manchen ritterlichen Muthwillen verübt, waren in die zum Bisthum Bremen gehörigen friesischen Gauen mit ihren Knappen und Reisigen eingefallen und hatte hie und da Anlaß zu Beschwerden gegeben. Der Bischof excommunicirte sie, warf die Fackel der Zwietracht unter sie, aber vergeblich, sie blieben unzertrennlich in Leid und Freude wie die Dioskuren.

Zu gleicher Zeit hatte Adalbert auf dem Sülberge bei Blankenese eine Burg anlegen lassen, und noch die Absicht, später ein Kloster damit zu verbinden. Auch eine Besatzung wurde in die Burg gelegt, aber ohne die gehörigen Nahrungsmittel. Da mußte sie denn räuberische Ausfälle in die Umgegend machen, um sich das Nöthige selbst zu verschaffen. Das nahmen die in Stormarn na-

türlich gewaltig übel, rotteten sich zusammen, bewaffneten sich mit Knütteln und Aexten, überfielen zur Nachtzeit die Burg und zerstörten sie so von Grund aus, daß auch nicht ein Stein von ihr übrig blieb. Es waren aber diese aus Stormarn ein starker Menschenschlag, gleich wie die Ditmarsen, eben so gewaltig an Körperwuchs wie fest und muthvoll an Gesinnung.

Dem Herzoge war dies Burgenanlegen des Bischofes, auch wenn sie, wie diese, gleich wieder zerstört wurden, doch keineswegs gleichgültig; denn dieser trachtete dadurch ersichtlich nach erweiterter Herrschaft und gesicherter Macht. Deshalb erbaute er sich auch noch eine feste Burg, jetzt gegen die an der Alster, die neue Burg genannt, so daß ihr einstmaliges Dasein bis zum großen Brande oder, wenn die Umtaufe mancher Straße es anders will, in dem Namen der Straße Neueburg zur Erinnerung fortlebt.

Nun war Adalbert kaum vom kaiserlichen Hofe entlassen und heimgekehrt, als die sächsischen Fürsten über seine Besitzungen herfielen und ihm ein Gut nach dem andern entrissen. Damit fertig, schlossen sie ihn in Bremen, wo er sich zunächst aufgehalten, ein und machten Miene, ihn selbst entweder zu tödten oder gefangen zu nehmen, so daß er nur mit genauer Noth durch einen Seitenweg entkam und sich auf einem der letzten seiner Höfe vor ihnen verbarg. Es kann nicht fehlen, daß der Bischof in dieser Bedrängniß seine ganze

Beredsamkeit aufgeboten habe, um den Kaiser an Alles zu erinnern, was er ihm früher über die Gesinnung der Herzoge und Grafen beigebracht, und daß dieser dann dazwischengetreten sei, die Friedensstörer zur Ruhe verwiesen und dem Bischof all' seine Besitzungen wieder zugestellt habe.

Vierzehntes Capitel.

Wir stehen abermals am Vorabende stürmischer Begebenheiten. Wer aus dem bisherigen Gange dieser Geschichte Merkzeichen genommen hat, der kann es sich schon vorhersagen. Allemal wenn im Innern nicht Stille und Frieden ist, so kommt bald auch Unruhe von Außen. Die heidnischen Völker, welche es hie und da noch gab, standen immer auf dem Sprunge. Es gab keine Posten und Zeitungen, und doch lief die Kundschaft wie ein Sonnenstrahl durch die Welt. Man sollte glauben, die Feinde hätten sich mit einem Ohr auf die Erde gelegt und von Zeit zu Zeit gehorcht, was es gäbe im Lande.

Kaum nämlich war ein Zug von Sachsen nach dem Bremischen aufgebrochen, so hatte der Teufel auch wieder die Obotriten bei der Hand und führte sie gen Hamburg. Als verhaltene Ursache wird uns Folgendes angegeben. Uto, der Sohn des Mistevoi, von dem oben geredet worden ist, hatte wieder einen Sohn, der hieß Gottschalk. Diesen Jüng-

ling hatte Bernhard einst gefangen genommen und nach Lüneburg geführt, um ihn dort von den Mönchen unterrichten zu lassen. Nach seines Vaters Tode trat er wieder in das Leben hinaus und stiftete mit Hülfe der Sachsen und Dänen ein eigenes wendisches Reich, das er jedoch unter den obersten Schutz des Herzogs stellte. Wie er gelehrt und unterwiesen war, so wollte er nun auch die neuen Einrichtungen machen, er fing an, die letzten heiligen Haine niederzuhauen und überhaupt Alles nach christlicher Sitte anzuordnen. Das machte böses Blut bei den Heimischen, denn sie hielten stark an ihren alten Göttern und Gebräuchen und wollten sich überhaupt nichts Fremdes aufdringen lassen. Der ganze Gau stand einmüthig auf. Alles rottete sich zur Rebellion zusammen, verübte manchen Unfug und tödtete, wer es nicht mit den Vätern und des Landes Weise hielt. Ein Theil dieser Empörer drang in Lenzen ein, drang mit fanatischer Wuth in die Kirche ein und ermordete den Herzog während des Gottesdienstes, am 6. Juni 1066. Dann ging es weiter mit großem Geschrei und wildem Getöse. Was nur christliche Zeichen trug, wurde gemißhandelt, getödtet und zerstört. Der Bischof von Schwerin wurde gräulich verstümmelt und dann enthauptet. Der Mönch Ahasverus nahe bei Ratzeburg gesteinigt an der Stelle, wo, hinter dem Walde am See, nach Lübeck hinauf, in einer Feldhecke noch jetzt ein hoher Kreuzstein stehet. Sein frommes Leben aber ist in der

Domkirche daselbst in einer Reihe von Bildern dargestellt. Um Hamburg herum wurde jeder Gegenstand, der in der milden Sitte des Christenthums seinen Ursprung hatte, auf das Schrecklichste zerstört; was lebte und sich fliehend nicht verborgen hatte, getödtet, ja die ältere Burg an der Alster so gänzlich zerstört, daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Adalbert wurde durch dieses ruchlose Treiben so niedergeschlagen und zerknirscht, so von Furcht und Seelenangst gemartert, daß er dem Wahnsinn nahe gewesen sein soll. Ein glaubwürdiger Mann hat seine damalige Gemüthsfassung also geschildert: Um diese Zeit geschah es, daß er die Tage durchschlief und die Nächte durchwachte, daß er die Wahrheit haßte und Träumen und Tand nachhing, daß er den Armen ihre Almosen entzog und sein Geld an Reiche verschleuderte, daß er Unschuldige beraubte, Gotteshäuser zerstörte, sich selbst durch harte Worte und Thaten entehrte, und überhaupt sich so betrug, daß weder er, noch Andere wußten, was er wollte oder was er nicht wollte. Nur in Einem blieb er sich mit klarem Bewußtsein gleich, in seinem Hasse gegen die sächsischen Fürsten und in Verunglimpfung derselben bei dem Kaiser, auf welchen er, trotz seiner Entfernung, seinen Einfluß nicht so ganz verloren hatte.

Wahrscheinlich vom Kaiser eingeladen, dem des Bischofs peinigende und selbstzerstörende Seelenstimmung zu Herzen ging, war dieser nach langer Abwesenheit wieder am Hofe erschienen. Der Kaiser

tröstete und ermuthigte ihn selbst, seine früheren Pläne wieder aufzunehmen, vermuthlich, um seinem Geiste eine andere, heilende Richtung zu geben. Aber Adalbert war zu sehr angegriffen worden, es erwachte in ihm wohl die alte Lust, aber die leiblichen Kräfte fehlten, seine liebsten Wünsche sich verwirklichen zu sehen. Dieser Zustand zwischen Träumen und Wachen ging allmälig in eine Krankheit über, aus der er nicht wieder genas. Gott seinen Geist, und dem an seinem Bette weilenden Fürsten seine Kirche empfehlend, ihn mit letzter schwärmerischer Aufwallung an alle Stunden erinnernd, die sie einst so zukunftbrütend, so voll Wünsche und Hoffnungen durchlebt hatten, starb er am 16. März 1072 zu Goslar.

Man mag über das Leben und Weben des Bischofs auch sonst urtheilen wie man will, in Hamburg hatten ihm doch viele Herzen treu angehangen und durch seinen Eifer und sein Streben Muth, Ausdauer und Entschlossenheit gefunden. Stadt und Einwohner hatten durch sein hervorleuchtendes Beispiel an Ausbreitung und Behaglichkeit gewonnen. Es war also ein Schlag, der nach der kaum verwundenen Bedrohung und Bestürmung nicht ohne Nachwirkung blieb. Ja, das Unglück schlummerte nur, und wieder und immer wieder brach ein Tag des Unglücks für Hamburg an! Das war, als der grausame Wendenfürst Kruko, unmittelbar, nachdem Adalbert die Augen für immer geschlossen hatte, gegen die Stadt losbrach, so gräßlich und

furchtbar, als nur irgend Einer zuvor, und alle Häuser, Kirche und Kloster, die ganze sich eben entwickelnde und in lachendes Saatfeld verwandelnde Umgebung zerstörte, verheerte, Schutt und Trümmer über einander häufte. Es war viel Klagen und Wehgeschrei! Auch der Muthigste und Lebenslustigste verzweifelte. Da saßen sie an dem Elbstrom und weinten sehr über den Untergang ihrer Stadt! Hunderte von Familien flohen aus Holstein, setzten über die Elbe und siedelten sich in den Harzgegenden an. Auch wem Schutz und Verwaltung oblag, der hatte schlaflose Nächte, weil sich ein allgemeines Mißtrauen gegen die Hülfe in der Noth aller Herzen bemächtigte. Es bekam das Ansehen, als sollte die ganze Gegend nunmehr eine Wüste und Einöde bleiben, nur von Krähen und Eulen bewohnt, die in den Ruinen von Kirche und Kloster nisteten. Im geistlichen und weltlichen Rathe wurde viel darüber hin und her gesprochen, ob es nicht besser sei, die Stadt in Trümmern liegen zu lassen und den erzbischöflichen Sitz, auch überhaupt der Sicherheit wegen, nach Bremen zu verlegen. Das geistliche Regiment hatte durch diese Katastrophe besonders gelitten; es war noch die Frage, ob nicht auf immer! Welch ein neuer innerer Streit daraus hervorging hinsichtlich Bremens und Hamburgs, wird später erzählt.

Funfzehntes Capitel.

Die nächsten Jahre vergingen unter kriegerischen Bewegungen, die für das Wiedererstehen Hamburgs keineswegs günstig waren. Vermuthlich, weil hier jetzt aus dem gänzlich verwüsteten Lande keine Zehnten zu haben und keine Einkünfte zu gewinnen waren, überhaupt die ganze Gegend einen sehr traurigen Anblick darbot und wenig Sicherheit gewährte, so hielt der dem Adalbert folgende Bischof Liemar sich am liebsten bei dem Kaiser auf. Es wird uns nicht gemeldet, wodurch er mit dem Dänenkönig Erich Egothe in Streit gerathen, allein der Bannspruch war sogleich bei der Hand, und — zum Nachtheil der Diöces. Dänemark und Schweden machten mehr und mehr gemeinschaftliche Sache, verweigerten dem Bischof zu Hamburg die ihm bisher gelassene Obmacht, und stellten endlich dem Bischof Friedrich um 1116 ihre Kirche selbstständig und unabhängig gegenüber. Lund in Schonen wurde Sitz ihres neuen Erzbischofes, des Jonas Opmund, und dieser von Rom sogleich zur dortigen Weihe bestätigt.

Der bisherige sächsische Herzog Magnus war im Jahre 1106 gestorben, ohne einen Erben zu hinterlassen, so daß das Herzogthum an das Reich zurückfiel. Jedoch hatte er zwei Töchter, Wulfhild und Elike, von denen die Erstere an Heinrich, einen baierischen Prinzen aus dem Geschlechte der Welfen, vermählt wurde. Dadurch kamen die

billungschen Erbgüter in seinen Besitz. Graf Lothar von Supplingen hingegen wurde von Heinrich dem Fünften mit dem sächsischen Herzogthume belehnt, ein Mann, der von dem Stamme Wittekinds war und der Wiedergeburt der Stadt vielen Vorschub leistete. Wir werden sogleich sehen, wie sie unter ihm männiglich erstarkte.

Sechszehntes Capitel.

Eine wesentliche Umwandlung war diese, daß das weltliche vor dem geistlichen Regiment jetzt die Oberhand gewann. Zwar geben die Bischöfe, welche seit Liemar sich nur als Bischöfe von Bremen unterzeichneten, ihre Ansprüche auf Hamburg nicht auf, soweit es möglich war, dadurch ihr Einkommen zu vermehren; aber sie thaten nichts mehr für dasselbe und waren mithin ohne Einfluß und Ansehen.

Dann wurden die Regierungsangelegenheiten des Landes, das heißt, namentlich Nordalbingiens, zu größeren Klarheit und Bestimmtheit gebracht. Lothar von Supplinburg sah wohl ein, daß sich den bisher immer neu hervorbrechenden Unordnungen und Unruhen nicht anders vorbeugen lasse, als durch genauere Beobachtung und sorgfältigere Handhabung der bürgerlichen Verhältnisse, daß ein Mann da sein müsse, der dem Inland allzeit gegenwärtig, dem Ausland aber zu Schutz und Trutz

gegenüber stände. Er erwählte deshalb den zweiten Adolph von Schauenburg und machte ihn zum Grafen von Holstein, Stormarn und Wagrien, so daß dieser unter ihm als Vasall stand, wie er selbst unter dem Kaiser.

Als Stammvater des Geschlechtes der Schauenburger wird Adolph von Sontersleben genannt, der den Kaiser Konrad den Zweiten auf seinen Feldzügen begleitete und dafür zum Ritter geschlagen wurde. Von dem Bischof zu Minden erhielt er den Berg mit dem sich längs der Weser vom Hausberge bis nach Bassinghausen hinziehenden Thale zum Geschenk, erbaute sich auf dem Berge eine Burg, wurde damit von jenem Bischof belehnt, von Konrad auf dem Reichstage zu Minden im Jahre **1030** in den Grafenstand erhoben und erhielt so von dem Berge und der Burg, die eine weite Aussicht ins Land gewährten, den Beinamen des Schauenburgers.

Adolph, der nun Graf von Holstein geworden, hatte für diese Stellung durchaus die nöthigen geistigen und körperlichen Eigenschaften. Er führte ein gutes Schwert und war rasch und besonnen in seinem Verhalten gegen die wendischen Nachbarn. Indem es ihm so gelang, den Frieden aufrecht zu erhalten und sein Volk an Fleiß und Thätigkeit, an jede stille Bürgertugend zu gewöhnen, ließ er es sich selbst angelegen sein, jede Spur, welche noch von der letzten Verwüstung übrig war, aus seinem und der Seinigen Auge zu entfernen. Leider fehlte

es oft nur an Händen, um den Landbau zu bestellen und allen Verbesserungen nachzukommen. Aber auch dazu sollte Rath werden. Die Niederlande wurden um diese Zeit von großen Deichbrüchen und Ueberschwemmungen heimgesucht. Ganze Ortschaften mit Mann und Maus wurden von den hereinbrechenden Sturmfluthen weggerissen, was noch entkommen konnte, floh weit ins Land hinein. Da suchten sich die vom jähen Elemente Vertriebenen andere Wohnsitze, und, wahrscheinlich, weil der Boden ihrer bisherigen Lebensart am meisten entsprach, siedelten sich Viele in den Marschgegenden Holsteins und Wagriens an, deichten und dämmten, wie sie es daheim gewohnt gewesen waren, und bevölkerten so wieder ein Land, welches, wie sie selbst das Ihrige, auch vordem andere Unglückliche verlassen hatten. Weil man ihnen sehr billige Bedingungen stellte, ihren Grund und Boden gegen geringe Abgaben sicherte und überhaupt die Freiheit der Person vollkommen anerkannte, so folgten bald Mehrere nach, daß im Jahre **1106** schon ein förmlicher Vertrag mit diesen holländischen Colonisten abgeschlossen werden konnte. Daß die Bewohner der reichen Elbinseln, sagt ein gründlicher Forscher, die noch heutiges Tages so viel Eigenthümliches in Sitten und Kleidertracht und selbst in ihrer Sprache haben, von jenen aus Flandern, Friesland und Holland gekommenen Ansiedlern abstammen, leidet schon der Aehnlichkeit halber keinen Zweifel, welche diese Land=

leute in Körperform, Tracht und Gebräuchen noch jetzt mit den Nordholländern gemein haben.

Während die Natur selbst auf solche Weise den wohlthätigen Absichten Adolphs entgegenkam und ergänzte, wo er selbst nur nachhelfen konnte, so richtete er vielmehr seine ganze Aufmerksamkeit jetzt auf Hamburg. Die Domkirche hatte seit dem Jahre 1072 in ihrem ruinirten Zustande dagelegen. Sie wurde das Denkmal, an welchem Adolph und seine Nachkommen sich bis — auf den Anfang dieses Jahrhunderts verewigt hatten! Durch seine edle Gesinnung und das thätige Wohlwollen zeigte er den Hamburgern, daß sie an dem bischöflichen Abgang nichts verloren hatten, daß er sie liebte, daß er ihnen in jeder Beziehung väterlich und christlich zugethan sein wollte. Nicht minder war seine Ehefrau reich an Biederkeit und rein menschlichen Gefühlen; wie er trug sie hohen, strebenden Sinn und ein Herz unter der Brust, das für die Stadt eben so warm, als natürlich empfand. Unterdessen, daß ihr Gemahl für die Kirche sorgte, diese in aller architektonischen Pracht und Herrlichkeit aus ihrem verwilderten Chaos hervorgehen zu lassen, war sie an der Alster beschäftigt, Maurer und Zimmerer bei dem Wiederbau der Alsterburg in rüstiger Thätigkeit zu erhalten; den, der im christlichen Eifer sich selbst und die Seinigen zu vergessen scheint, mit aller Sorgfalt des Weibes vor wilden Störungen zu schützen. —

Auf diesen ersten Adolph, den Zweiten in der Schauenburger Stammfolge, der um 1130 starb, kam Adolph der Dritte, ein an Geist und Körper dem Vater nichts nachgebender Mann, in den Wissenschaften gebildet, der slavischen wie der lateinischen Sprache gleich kundig. Mit aller Energie verfolgte er die eingeleiteten Zwecke, die Einwohner sicher zu stellen in ihrem Handel und Gewerbe und die christliche Lehre in allen Gegenden zur herrschenden zu machen. Dabei leistete ihm Vicelin, ein Mönch, der vom Bremischen Bischof die Erlaubniß erhalten hatte, unter den Slaven das Christenthum zu verbreiten, thätige Hülfe. Zu seinem Aufenthaltsorte hatte dieser anfangs Lübeck gewählt, später jedoch erbaute er sich ein Kloster und eine Kapelle an dem slavischen Gränzorte Faldern, nachmals Neumünster, um von dort aus seine missionarische Thätigkeit rüstig und ungehindert fortsetzen zu können. Außerdem war er ein tüchtiger Redner, von nahe und ferne eilten die Leute zu ihm hin, um ihn über die Unsterblichkeit und Besserung des Lebenswandels geistreich und salbungsvoll reden zu hören, so daß selbst ältere Geistliche ihn zum Muster nahmen, sich von ihm Trost und Beruhigung holten. Durch ihn wurde der, im Jahre 1125 zum Kaiser erwählte Lothar auch bewogen, auf dem Alberg in Wagrien eine Burg, an seinem Fuße aber eine Kirche und — was immer daneben — ein Kloster aufzuführen, welchem mehrere herumliegende Dörfer beigeordnet wurden. Aus jener

Burg ist in der Folge Siegeburg oder, wie es jetzt heißt, Segeberg geworden.

Siebenzehntes Capitel.

Als Lothar auf den deutschen Thron gerufen wurde, da bestimmte er sein Herzogthum für den bayerischen Herzog Heinrich, mit dem Beinamen des Hoffärtigen. Dem aber widersprach sein Nachfolger Konrad der Dritte, der da meinte, daß ein Herzog nicht zwei so große Lehen innehaben dürfe. Heinrich hingegen behauptete, was er einmal rechtmäßig besitze, das könne er auch behalten. Daraus entstand Haß und Streit, und die Folge davon war, daß Heinrich beide Herzogthümer verlor und das eine, das sächsische, dem Markgrafen von Brandenburg, Albert von Ballenstädt, zuerkannt wurde. Dessenungeachttt hielt der Bayer sein Herzogthum fest, und Albert hatte genug zu thun, um sich durch Gewalt der Waffen in dessen Besitz zu setzen. Als ihm dies gelungen, gab er die Grafschaft Nordalbingen an Heinrich von Badewide, einem aus dem Geschlechte der Grafen von Orlamünde, so daß Adolph der Zweite auf einige Zeit sich zurückziehen mußte. Albert aber kann kein guter Herr gewesen sein, denn schon im Jahre 1139 kehrte Heinrich in sein Herzogthum und mit ihm Adolph in seine Grafschaft zurück, nicht ohne kräftigen Beistand der ihnen treu anhängenden Sachsen

und Nordalbingier. Heinrich von Badewide wollte sich bei seinem Abzuge jedoch wohl noch ein Denkmal setzen, indem er nicht allein die Siegeburg sondern auch die Alsterburg von Grund aus zerstörte, vielleicht auch, um zu beweisen, daß er mit seiner feigen, albernen Gesinnung des Landes und Volkes höchst unwerth gewesen sei.

Gleich darauf, in demselben Jahre starb Herzog Heinrich und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, der gleichfalls Heinrich hieß, dem man aber wegen seiner Mannlichkrit und Tapferkeit noch den auszeichnenden Namen des Löwen beigelegt hat. Adolph war dem Minderjährigen ein eben so treuer Vasall, als seiner Grafschaft ein tapferer und sorglicher Herr. Schnell ließ er die eingeworfenen Burgen wieder aufrichten, umgab sie mit Mauern und Gräben und fing an, auch das im Jahre 1139 zerstörte Lübeck, es zwischen die Trave und Wakenitz hin verlegend, wieder aufzubauen, indem er es zu beleben, besonders aus den nördlichen Gegenden Gewerb- und Handelsleute herbeizuziehen suchte. Ebenso lud er fortwährend niederländische Familien ein, sich in der Umgegend niederzulassen, ihnen auf jede Weise die Uebersiedelung und Einrichtung erleichternd. Neben diesen Bestrebungen, seine Grafschaft zu einer der blühendsten und menschenreichsten zu erheben, war er fortwährend darauf bedacht, mit den slavischen Häuptlingen in gutem Vernehmen zu stehen, um auch so vor jedem plötzlichen Ueberfalle gesichert zu bleiben. Kurz Adolph war ebenso klug als

tapfer, und führte ein so gutes Regiment, daß alle Untergebenen ihn liebten und ehrten, und selbst die dänischen Könige ihn mit Achtung behandelten.

Achtzehntes Capitel.

Heinrich der Löwe war ein hochherziger Jüngling geworden, dem das goldgelockte Haar um die freie, offene Stirn wallte, eine stolze Kühnheit lag in dem festen Blick des finstern Auges. Da stand er oft melancholisch in sich versenkt, die Arme verschränkt, und trauerte um sein Erbe, und konnte es nicht verschmerzen, daß ein Anderer es besitzen sollte! Wie mochte der trotzige Junge seinen Groll aber lange vor der Welt und den Großen verbergen! Im Jahre 1147 war zu Frankfurt ein Reichstag. Darauf erschien auch Heinrich und fragte voll Zuversicht auf seine Würde und sein väterliches Geschlecht: Warum man ihm sein Erbe genommen? Ob man es ihm wiedergeben wolle oder nicht? Kaiser Konrad maaß das kecke Wesen des Fragenden mit einem freundlichen Blick und reichte ihm zur Beruhigung die nervigte Rechte. Heinrich hatte nun zwar die hohe Gunst, aber damit sein Erbe noch nicht, das ihm erst unter dem gewaltigen Friedrich Barbarossa mit Sachsen vereinigt wieder zu Theil werden sollte, so daß er nach dem Kaiser der größte und mächtigste Fürst des deutschen Landes war, grade wie sein Wesen und seine Natur

es erforderten. Ja, Heinrich hätte wohl können Kaiser sein, wenn Zeit und Umstände ihm gedient hätten. Ach, sein Leben war so reich an Wechselfällen des Glücks und Unglücks, wie an frischen, kräftigen Thaten. Aber leider gehört das, auch als Episode, nicht hierher, und müssen wir uns mit einzelnen Momenten begnügen. Heinrich der Löwe ist gleich den Hohenstaufen ein Charakter, in dessen historischer Anschauung die Seele sich träumerisch hingebend verlieren kann, vor dessen Löwenbild zu Braunschweig dem Gemüthe ein groß Stück deutscher Geschichte geisterartig vorüberschwebt.

Bardowik war damals ein blühender Handelsort. Wer konnte es Heinrichen verdenken, daß er das Wohl seines Herzogthumes von ganzem Herzen wollte. Das immer stärkere Emporkommen Lübecks that seinem Marktplatze merklichen Schaden und als nun gar der Graf Adolph zu Oldesloe ein Salzwerk angelegt hatte, da fürchtete er für sein Lüneburg sehr. Deshalb sprach er zum Grafen: Gib mir halb Lübeck und deine neuen Salzwerke! Der Graf aber war natürlich im Rechte und weigerte sich, auf solch Ansinnen einzugehen. Das ärgerte den stolzen Herzog und er untersagte den Lübeckern, fernerhin Handel zu treiben. Das Wort überfiel die Stadt wie ein Donnerschlag, denn setzten sie keine Waaren mehr um, so war es wohl aus mit Blüthe und Dasein. Deshalb hielten sie auch nicht sogleich inne. Aber der Heinrich fackelte nicht, und ehe die Kaufleute zu Lübeck es sich ver-

sahen, hatte er ihnen die Waarenzüge aufgefangen und nach Bardowik geführt. Desgleichen ließ er in leidenschaftlicher Aufwallung die Oldesloer Salzquellen mit Gewalt verstopfen.

Adolph fügte sich, nicht aus Feigheit, sondern weil er mußte, weil er bei Gewinnung des kleineren Vortheils den größeren nicht auf's Spiel setzen wollte. Doch suchte Heinrich seinen Fehler später, wenigstens theilweise, wieder gut zu machen. Als Lübeck im Jahre 1157 durch eine ungeheure Feuersbrunst in Asche verwandelt wurde, da kam er den Lübeckern, die bei dem Grafen wenig Unterstützung fanden oder finden konnten, aus Leibeskräften zu Hülfe, stand ihnen bei, ihre Häuser wieder aufzubauen, nur mit der Bedingung, die Stelle an der Waknitz, im Lauenburgischen zu wählen. Dadurch geschah dem Grafen natürlich Abbruch, allein der Ort, von der Trave entfernt, war dem Handel durchaus ungünstig. Vielleicht sah der Herzog das auch recht gut ein, nur wollte er den Lübeckern eine Falle legen und seinem Bardowik heimlich die alte Gunst bewahren. Die neue Stadt wollte Heinrich dann die Löwenstadt genannt wissen. Wohl ein Zeichen seines stolzen und hohen Sinnes, der nach Unsterblichkeit begehrte, gleich wie Constantin und Andere Städte gegründet und zum ewigen Andenken nach ihrem Namen getauft hatten.

Adolph konnte dem Herzog gar nicht wehren und die Zukunft nicht vorher wissen, aber er war doch der Klügste, weil die Liebe zum Volke und

seinem Wohl auch bei ihm stärker war als Ehrgeiz und Habgierde. Deshalb sprach er ruhig: Nimm das alte Lübeck wie es da ist, und hilf den Leuten, ihre Stadt wieder bauen! Heinrich hatte die neue Stadt freilich schon abstecken und den Grund zu ihr legen lassen, aber das Wort des Grafen behagte ihm doch. Darum ließ er hier unmittelbar innehalten, abbrechen und auf der ersten Stelle sogleich wieder anfangen. Als Heinrich so lächelnden Blickes zusah, wie rasch ein Stein sich zum andern fügte, da trat Graf Adolph zu ihm, nicht damit er seinen Dank empfinge, sondern ihm Glück zu wünschen für die neue Stadt. Solcher Edelmuth entging dem Herzog nicht, er schloß den Grafen lebhaft in seine Arme und die Versöhnung war vollendet. Heinrich lud Kaufleute aus Pommern ein, seine Stadt zu beleben, und sie wurde bald zur allgemeinen Freude wohlhabender denn je.

Darnach begleitete Adolph den Herzog auf allen seinen Zügen, die er zur gänzlichen Bekehrung und Versittlichung der wendischen und slavischen Völker unternahm. Doch lief der Kampf mit den Slaven sehr unglücklich ab, die tapfersten Männer blieben auf der Wahlstatt und unter ihnen auch Adolph! Das ebenfalls von den Slaven erbeutete Lager wurde diesen durch die Grafen Günzel und Christern zwar wieder weggenommen, aber was half es, da doch Graf Adolph dahin war. Heinrich wurde sehr traurig, als man ihm die Botschaft des Unglücks brachte und weihete seinem theuren und

edlen Freunde eine liebevolle Thräne. Er betrauerte ihn mit dem reinsten Gefühle der Menschlichkeit unter dem wildesten Kriegsgewühle, der Held den Helden. Diese Ergebenheit bewies Heinrich auch noch der Leiche seines Freundes. Nach damaligem Gebrauch ließ er den Körper in Stücke zerlegen, auskochen und einlegen, damit er nach Minden gebracht und dort neben dem vom Herzoge selbst gegründeten Altar beigesetzt werde.

Adolph war ohne mündigen Nachfolger, sein kleiner Sohn blieb bei der Gräfin Mechthildis und wurde von dieser wie von einem Priester Bruno und dem Grafen Marcrad bevormundet und erzogen. Heinrich hielt es für schwierig, ihn unter diesen Umständen schon für den Nachfolger des Vaters zu erklären. Deshalb erwählte er zum Obervormund einen Verwandten desselben, den Grafen Heinrich von Orlamünde, der so sehr den Beifall der Gräfin Mechthildis erhielt, daß sie sich bald darauf mit ihm vermählte. Doch starb er schon 1178, grade als in Sachsen, was Heinrich längst vorhergesehen hatte, neue Unruhen ausbrachen.

Neunzehntes Capitel.

Während dieser allgemeinen Begebenheiten hatte sich in Hamburg gar Vieles zu seinem Vortheile verändert. Was zuerst den Umfang der Stadt betrifft, so hatte sich diese schon ansehnlich erweitrt, daß sie

über den heutigen Inbegriff des Petrikirchspiels nach mehren Seiten hinausging. Um die früher genannte neue Burg, also dort, wo jetzt noch die Straße gleiches Namens ist, hatten sich besonders Viele angesiedelt, und es entstand die Neustadt nach der Elbe hin, welche Richtung dem Handel wohl besonders vortheilhaft erscheinen mußte. Um mehr Raum zu gewinnen, vermittelte es der Gerichtsvoigt Wirad, daß diese neue Burg niedergerissen wurde und an ihrer Stelle, vielleicht auch aus ihrem Material, Wohnhäuser für Kaufleute erstanden. Das war besonders seit 1164, wo die Gräfin Mechthildis zur vormundschaftlichen Regierung kam. Bei dieser Zunahme der Stadt und Bevölkerung mußte für diese Abtheilung der Einwohner — der Petri-Kirche wird zuerst im Jahre 1195 gedacht — eine neue Kirche oder Kapelle wünschenswerth erscheinen. Das Domkapitel suchte den Bau zwar zu hintertreiben, dessenungeachtet wurde sie in den Jahren 1164 bis 68 vollendet, und wegen der Menge der dort anlegenden Schiffe und dort wohnenden Schiffherren, auf den heiligen Nikolaus, den Schutzpatron der Seefahrer, getauft.

In demselben Maaße, wie die Stadt an Umfang zunahm, gewann sie auch an bürgerlicher Ordnung und ständischer Ausbildung. Der natürliche Grund davon lag schon in der größeren und verschiedenartigeren Menschenmasse, welche hier dem Verkehr, dem Handel und dem Gewerbe nachging. Man kann es sich selbst sagen, je mehr sich die Kräfte

entwickelten, desto größer wurden auch die Bedürfnisse, die Ansprüche an Aushülfe und Bequemlichkeit. Der Handel vor Allem setzt viele Hände in Bewegung und führt bald zu einem gewissen Grade von Industrie und Luxus. Mit der Ausbildung der Städteordnung mußte desgleichen aus dem südlichen Deutschland Vieles herüberkommen, und selbst die holländischen Uebersiedler hatten den Flor der Gewerbthätigkeit gehoben.

Das Amt der Krämer soll und muß wohl eines der ältesten der Stadt gewesen sein. So wird als glaubwürdig berichtet, daß Heinrich schon im Jahre 1152 sowohl ihnen wie den Tuchhändlern, oder nach alter Bezeichnung den Gewandschneidern, nach unsern heutigen Begriffen Manufakturisten und Fabrikherren, die ihre Produkte nach ganz Deutschland ausführten, eine eigene Gildeordnung vertragsmäßig bestimmt habe. Diese Leute standen damals den Handelsherren keineswegs nach, waren oft noch begüterter und ansehnlicher als diese, und gleich ausgezeichnet durch Bildung und Lebensart. Wir werden später, bei einer allgemeinen Uebersicht der freienreichsstädtischen Verfassung, besonders zeigen können, daß sie sich ihrer Bedeutung und persönlichen Wichtigkeit für die Stadt ganz wohl bewußt waren, indem sie mit allen wohlhabenden Patriciern gleiche Rechte ansprachen, nicht bloß in den Collegien, sondern auch im Rathe mitzusitzen. Es war dies einer mit von den schönsten Zügen des Mittelalters,

daß jeder sich durch die ringende, kämpfende und abklärende Masse hindurcharbeitete, daß er das volle Bewußtsein seiner individuellen Würde und gleicher Gerechtsame hatte, ja daß ihm, wenn auch Bürger, doch so viel ritterlicher Sinn innewohnte, daß er neben diesem Bewußtsein mannhaften Muth und dreiste Entschlossenheit genug hatte, für seine Ueberzeugung aufzutreten, gelten zu wollen, so viel wie Andere galten. Zu der Zeit war der deutsche Michel gewiß noch nicht geboren, denn wer da wußte, daß er als Mensch lebte, wirkte und schaffte, der ließ sich gewiß nicht zurückdrücken, der ließ wahrlich nicht mit sich spielen, wie die Katze mit der Maus, das war die Zeit, wo Alles Ritter und Bürger sich trotzig gegenüberstand.

Zwanzigstes Capitel.

Wir wollen nun wieder sehen, was es draußen zu thun giebt. Immer mit einem Fuß im Thor, mit dem andern im Land. Stille Luft macht faules Wasser. Bewegung allein erhält Staat und Leben gesund. Darum waren auch die Schauenburger solche Musterkerls, weil sie immer frisch um sich herumschauten.

Heinrich regierte über Land und Leute, über Bayern und Sachsen und alle Wittekind'schen Stamm=

güter, über große schwäbische Allodien und die bedeutenden Strecken, so er den Wenden abgenommen hatte. Alle slavischen Bischöfe mußten sich von ihm investiren und belehnen lassen, weil, sagte er, seine Väter und er dieses Land mit Schwert und Bogen und Gottes Hülfe sich erkämpft hätten. Davon wollte der zum Bischof von Oldenburg erwählte Vicelin nichts wissen, vielmehr fragte er den bremischen Erzbischof Hartwich den Ersten um Rath. Der entgegnete, nur der Kaiser sei sein weltlicher Herr, der Herzog aber Vasall der Bischöfe und dürfe sich nichts anmaaßen. Ueber diese schnöde Antwort ergrimmte der Herzog Heinrich, fiel dem Bischof in's Land, ließ Bremen plündern, und blieb diesem so lange feindselig gesinnt, bis er, der Bischof, starb, 1168. Und wie sehr sich auch viele andere Fürsten dem Heinrich widersetzten, dieser beharrte in seinem herrischen Trotz und seiner verwegenen Kühnheit.

Es kam aber eine Zeit, wo der Kaiser ihn ob des schroffen und unbändigen Wesens nach Worms auf den Reichstag beschied, um ihn zur Rede zu stellen, daß er nicht Friede halten könne und wolle, daß er weiter greife, als Fug und Recht war. Jedoch wer nicht erschien, das war Heinrich der Löwe. Da wurde die Reichsacht über ihn ausgesprochen und die Vollziehung derselben mehreren Fürsten aufgetragen. Und allein ging er einher, der markige Löwe, von Freunden und Genossen verlassen, schüttelte die goldene Mähne und warf zur Seite einen finsteren Blick über das lauschende Land.

So ging er gebeugten Hauptes bis zur Gräfin Mechthildis nach Holstein, und sie, die zum zweiten Male Wittwe war, die selbst des Trostes bedurfte, sie sprach ihm nicht nur Muth und Beruhigung zu, sondern blieb ihm auch mit aller Vasallentreue ergeben, als stände er vor ihr in voller, ungebrochener Kraft. Adolph der Dritte war zu dieser Zeit schon ein wackerer Jüngling, er schloß sich warm und hingebend an den geächteten Herzog an und war auf dem gemeinschaftlich unternommenen Zuge nach Westphalen der Hauptvermittler des hier erfochtenen neuen Sieges. Doch der Unstern der Habsucht und Eigenliebe Heinrichs war nicht untergegangen. Vom Grafen Adolph verlangte er, daß dieser ihm seine selbst gemachten Kriegsgefangenen ausliefern sollte. Jener schlug es ab und zog erbittert von dem Erzürnten in seine Heimath zurück.

Heinrich jedoch gab seinen Willen nicht auf. Er fiel in's Holsteinische ein und vertrieb den Grafen, der sich über die Elbe auf seine Schauenburg flüchtete und dort festsetzte. Weil nun auf solche Weise immer von Neuem Klage durch das Land lief, und der Hartnäckige gar nicht zu bezwingen war in seiner Leidenschaft, da brach der Kaiser, ungeduldig werdend, endlich selbst auf mit einem tüchtigen Heere, fiel in Sachsen ein und demüthigte ihn. Zu Erfurt kniete Heinrich vor jenem, im Jahre 1182, und bat um Gnade, so daß der Kaiser selbst über diese Situation bis zu Thränen gerührt

wurde. Kaiser Friedrich aber traute doch dem wilden Vogel nicht, wie sehr ihm jetzt auch die Flügel hingen. Bleibt er im Lande, meinte jener, wie lange wird's währen, und alle Schwüre und Gelübde sind vergessen, weil seine widerspenstige Natur ihn diese zu halten verweigert! Es giebt nur ein Mittel, Frieden zu haben, und dieses ist, Heinrich geht auf einige Jahre nach England zum Schwiegervater.

Und so geschah's. Dem Herzoge wurden seine Erbgüter Braunschweig und Lüneburg als ihm verbleibend zugesichert, und — er ging. Es war freilich wenig, was ihm blieb; Bayern kam an Otto von Wittelsbach, Westphalen an den Kölner Erzbischof, Ostphalen und das übrige Sachsen an Bernhard von Anhalt (Askanien) u. s. w., nach welcher Vertheilung Adolph von der Schauenburg gleichfalls die günstige Gelegenheit benutzte, sich in seiner Grafschaft recht festzusetzen.

Inzwischen waren die Kreuzzüge zu Stande gekommen, jene fanatischen Heereszüge, von Peter von Amiens zuerst angezettelt und von Papst Urban dem Zweiten angefeuert und bestätigt, um das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Auch Kaiser Friedrich stellte sich an die Spitze eines solchen Eroberungszuges, der von Clemens dem Dritten im Jahre 1198 in Bewegung gesetzt wurde, und unter den 68 Fürsten, die sich außerdem noch anschlossen, durfte auch der Schauenburger nicht fehlen. Allein es gebrach ihm

das Wichtigste, nämlich — das Geld. Seine Grafschaft war nicht reich genug, um ihn dazu zu verhelfen. Deshalb meinte er, Hamburg könne wohl aushelfen, wenn es nur wolle, und weil für dasselbe schon so viel gethan, so werde es nun von seinen schon damals glänzenden Blüthen und Früchten zu so christlichen Zwecken einen vollwichtigen Zins geben. Hamburg gewährte dem Grafen denn auch mit willfähriger Hand seinen Wunsch, und das war das erste Mal, daß die Einwohner der Stadt sich durch später oft wiederholte Gaben im milden Lichte zeigten! Aber sie bewiesen noch mehr, daß sie mächtig geworden waren, dadurch, daß sie sogar den Schutz der ganzen Grafschaft gegen feindliche Ueberfälle während Adolphs Abwesenheit übernahmen.

Und wie von jener Beisteuer zum Kreuzzuge sich der thätige Wohlthätigkeitssinn der Hamburger datirt, so von dieser schützenden Uebernahme der Anfang jener Macht, welche nicht lange nachher unter dem Namen der Hansa so bedeutend und entscheidend geworden ist. Natürlich tritt nie eine wesentliche Begebenheit ohne alle Vorbereitung, ohne alles Wachsthum in's Leben; was wirken soll, muß erst allmälig geworden sein, auch wenn die Ursachen nicht auf der Hand liegen. Hamburg hat gewiß frühe schon einen tapferen Sinn genährt und, wenn auch im Ganzen schwach, doch, dem bürgerlichen Charakter nach, sich zu Schutz und Trutz gewappnet gefühlt; deshalb konnte es kaum funfzig Jahre später

so fest und bestimmt für seinen Zweck und gegen das übrige Deutschland abwehrend in die Schranken treten.

Jener Sinn eines mächtigen und männiglich erstarkten Bewußtseins, einer persönlichen Aufopferung für eine allgemeine christliche Idee blieb nicht ohne höhere Anerkennung, und fiel bald zum Segen auf die Stadt zurück. Das ist ein großes Zeichen in der Hamburgischen Geschichte! Haltet es fest und vor Augen, ihr, die ihr Viel das Eurige nennt, gebet, damit ihr denen, die sonst nichts haben, wenigstens geistige Freiheit verschafft!

Adolph vergalt den Hamburgern ihren treuen, warmen Gemeinsinn; kaum war ihm ihre Bereitwilligkeit zur Kunde gelangt, da erklärte er, das müßte und sollte vergolten werden. Er selbst könne nicht anders, als auf seine bedeutendsten Vorrechte über sie verzichten, und der Kaiser werde das Weitere thun, er wolle sich dafür schon verwenden. Und so wurde den Hamburgern ihre Freiheit und Verfassung in den ersten Lineamenten gegründet von Friedrich Barbarossa durch folgende Paragraphen:

Die Hamburger Bürger sollen mit ihren Schiffen, Waaren und Leuten vom Meere bis zur Stadt von allem Zoll, Ungeld und Anforderungen frei sein.

Wenn sie fremde Güter mit sich führen, sollen sie einen Boten nach Stade schicken, der eidlich nach der Anzahl der Güter den Zoll entrichte.

Im ganzen Gebiete des Grafen machen Wir die Bürger frei von allem Zoll und Ungeld, und Wir ertheilen ihnen die Freiheit, daß Niemand innerhalb zweier Meilen von ihrer Stadt ein festes Schloß erbauen darf.

Sie sollen die Fischerei haben in der Elbe auf zwei Meilen von beiden Seiten, oberhalb und unterhalb der Stadt, ebenso in der Bille auf eine Meile. Denn das Wasser ist des Reiches Straße!

Alle und jede Güter, welche die Hamburger innerhalb des gräflichen Gebietes gekauft oder sich erworben, sie bestehen in Holz, Kohlen oder Getraide, und zu Wagen oder Schiff ausgeführt haben, sollen von Keinem angehalten oder gehindert werden, außer es sei denn durch triftige Zeugen der Rechtsgrund erwiesen, daß sie seitdem noch etwas verbrachen.

Die Weiden sollen sie also gebrauchen, daß ihr Vieh des Morgens ausgehe und des Abends eingetrieben werde.

Sie sollen Macht haben, Holz zu fällen und den Ertrag der Waldungen, wie bisher, frei genießen.

Was an Strafgeldern für ungerechtes Maaß bei Bier, Brot und Fleisch eingeht, davon sollen zwei Drittheile der Stadt, ein Drittheil dem Gerichtsvoigt (Bürgermeister) zufallen.

Will Einer Geld in der Stadt umwechseln, so ist es ihm an jeder Stelle erlaubt, nur nicht vor dem Münzhause, auch sollen sie Macht haben, die

Pfennige der Münzer zu prüfen nach ihrem Gewicht und ihrer Aechtheit.

Wir bewilligen den Bürgern, daß sie von jedem Kriegszuge frei sein sollen, auch selbst bei der Vertheidigung des Landes. —

Der kaiserliche Brief ist ausgegeben zu Neuburg an der Donau, am 7. Mai des Jahres 1189. In der Folge unterließen es die Hamburger niemals, sich sowohl die kaiserlichen als auch die gräflichen Privilegien bei jedem Regierungswechsel von Neuem bestätigen zu lassen, wohl erkennend die Wichtigkeit derselben für ihre fernere städtische Entwickelung.

Man erkennt übrigens an den letzten Paragraphen namentlich den Anlaß zu der ganzen kaiserlichen Verbriefung. Sehr naiv, ja rührend klingt mancher Satz jetzt, nachdem aus dem einfachen Idyll eines rein bürgerlichen Lebens sich das rauschende Treiben der Handels- und Weltstadt emporgeschwungen hat. Und wir wissen ja noch nicht, wie groß sie werden kann.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Wir sind in der allgemeinen Geschichte bis zu dem Punkte gekommen, wo Heinrich sich nach England einschiffen mußte. Kaum war er weg, so fielen die benachbarten Fürsten in das Braunschweigische ein, ohne daß der Kaiser sich veranlaßt fühlte, es zu hindern. Hatte der Kaiser sein Wort nicht ge-

halten, so hielt es nun auch Heinrich nicht. Noch im Herbst desselben Jahres, 1189, war er wieder da mit dem Schwerte der Rache, und der Erste, welcher ihm entgegen kam, war der Bremer Bischof, Hartwig der Zweite, nicht zwar aus altem unverletzten Treugrund, sondern um ihn selbst später bei Entscheidung seiner eigenen Angelegenheiten zu gebrauchen. Dann stellte er ihm die Festung Stade zur Disposition; von gleicher Gesinnung zeigten sich Stormarn und Holstein, so daß Heinrich Itzehoe, Plön und Hamburg besetzte und die Genossen des Grafen Adolph sich zurückziehen mußten. Andere Verstärkung noch wurde ihm von den Grafen zu Schwerin und Ratzeburg. So mit Macht versehen, rückte er vor Bardowik, das, wie früher schon erwähnt, damals eine blühende Handelsstadt war, und belagerte es. Bardowik fiel, wurde erst durchplündert, dann von Grund aus zerstört durch Feuer und Schwert. Nur — ihre neun Kirchen blieben stehen, eine Schonung mehr des bitteren Hohnes, sagt ein Erzähler, als der gewissenhaften Frömmigkeit. Bardowiks Fall diente zu Hamburgs Hebung, dessen Handelsverkehr sich sofort bedeutend erweiterte. Auch kauften die Hamburger für 300 Mark Silber die Quadersteine, welche übrig geblieben waren von dem Ruin der Stadt, und bauten damit vom Winserbaum bis zum Hafen einen Damm gegen die Sturmfluthen der Elbe. Bardowik erstand zwar wieder, doch nur als Dorf oder Flecken. Und der Handel bestand ferner in nichts weiter als in dem Feilbieten

von Wurzeln und einzelnen grünen Waaren, besonders in Hamburg, zu deren Niederlage ihnen dort das sogenannte Zippelhaus eingeräumt wurde. Um es baufest zu unterhalten, mußten die Bardowiker seit 1604 jährlich 110 Mark bezahlen.

Darnach rückte Heinrich vor Lübeck, allein die Bewohner, Bardowiks trauriges Beispiel vor Augen habend, öffneten ihm freiwillig die Thore. Weniger gelang es ihm mit Holstein. Denn als er sich dieser Grafschaft bemächtigen wollte und die Hamburger ihm nicht zu wehren vermochten, da kehrte Adolph, von des Herzogs bösen Absichten in Tyrus benachrichtigt, schnell in seine Heimath zurück, verband sich mit dem Herzog Bernhard und dem Markgrafen Otto von Brandenburg, und zeigte, daß die Herrschaft ihm gehöre und kein Anderer, er sei wer er sei, sich ein Recht über sie anmaßen dürfe. Damit brach überhaupt Heinrichs des Löwen vielbewegtes Leben, ein Leben, das ihm leider zu oft die Leidenschaft vergällt hatte. Er starb zu Braunschweig den 13. August des Jahres 1195. Aus seinem Tode erwuchs auch für Hamburg eine wesentliche Erleichterung, es kam aus der Lehnsherrlichkeit der Herzoge und die Verpflichtung zwischen diesen und den Grafen von Holstein hörte gänzlich auf.

Bald jedoch sollten neue Unruhen ausbrechen, die auch für Hamburg empfindlich wurden. Adolph hatte den Dänenkönig Knud VI. durch mancherlei ihn beeinträchtigende Handlungen zum Zorne gereizt, und von mehren, jenem feindlich gesinnten holsteini-

schen Grafen noch mehr angefeuert, den Uebermüthigen zu züchtigen, war dieser im Herbste des Jahres **1201** in die Grafschaft eingefallen. Der Bruder des Königs, der Herzog Woldemar, führte selbst das Kriegesvolk an, schlug den Grafen in der Nähe von Itzehoe, nahm dieses und Plön ein und setzte sich vor Segeberg und Travemünde. Adolph hatte sich vor dieser ihn überlegenen Macht zu seinen Hamburgern geflüchtet, die ihn wohlwollend aufnahmen. Das verdroß aber den dänischen Herzog, deshalb brach er bald wieder auf und lagerte sich vor Hamburg mit seiner ganzen Macht. Als der Graf nun sah, daß die Stadt durch ihre Umwallung ihn nicht zu schützen vermogte und auch an Soldateska zu gering war, um einem Angriffe widerstehen zu können, da flüchtete er sich weiter nach Stade und Woldemar zog ein, setzte einen holsteinischen Grafen Rudolph zum Schirmvoigt und ging dann weiter, um auch noch Ratzeburg, Lübeck, Gadebusch einzunehmen und Lauenburg zu belagern.

Obgleich die Hamburger nun eine dänische Macht über sich sahen, so blieben sie doch im Herzen dem Adolph getreu, der auch nicht lange säumte, sie von der Fremdherrschaft zu befreien. Kaum aber war das geschehen, so stand wieder der Herzog Woldemar vor den Thoren. Adolph wurde gefangengenommen und ihm nur unter der einen Bedingung die Freiheit verheißen, wenn er mache, daß Lauenburg sich ergäbe. Das wollte nun der Graf eben so wenig als jene Stadt, und so wurde er in Fesseln

durch Land und Volk geführt, das ihn still beweinte und beklagte. Man schloß ihn in Siöborg ein, wo auch schon sein ehemaliger Bischof Waldemar hinter Gittern und Mauern saß.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Adolph kam zwar wieder frei, indem die damals sehr starke und deshalb von Woldemar lange belagerte Festung Lauenburg sich dies bei ihrer endlichen Uebergabe zur Bedingung machte, aber seine Grafschaft Holstein, mit Inbegriff von Stormarn und Wagrien, bekam er nicht wieder und trüben Muthes zog er sich auf seine Schauenburg zurück, für immer! Darnach setzte Woldemar einen nahen Verwandten des Vertriebenen, den Grafen Albrecht von Orlamünde, über Holstein sowohl als auch über Hamburg. Die neue dänische Herrschaft wollte jedoch Keinem behagen und es lief deshalb viel Unmuth durch das Volk. Wie die Schweizer später auf dem Rütli, so thaten sich in der Wilstermarsch die vornehmsten Holsteiner, eitel kernige Männer, zusammen und beriethen sich, wie sie von dem fremden Gesetz und lästigen Joch wieder frei werden möchten. Sie wußten zwar Alle, was sie wollten, führten eine frische Sprache und feuerten sich an zu Trotz und Widerstand, aber es fehlte ihnen bei allem Zähneknirschen doch an Einem, der des losbrechenden,

Freiheit dürstenden Häufleins Haupt und Stern sei. Das machte neuen Unmuth und es war nahe daran, daß die Männer, welche sich in dieser Lage selbst nicht zu helfen wußten, wären gebeugten Hauptes und unverrichteter Sache wieder aus einander gegangen. Da erschien ihnen in der Frau von Deest ein rechter Engel in der Noth, wie es sich denn schon oft erwiesen hat, daß das Weib heller sieht als der Mann. Das war eine treffliche Frau aus Kellingdorp in der kremper Marsch, gleich beseelt für die Freiheit und voll tiefen Gefühls für den Schmerz ihres Volks. Als sie sah, wie die Männer sich selbst und dem Lande nicht rathen konnten, da eilte sie auf Flügeln des Morgenwindes nach der Schauenburg, wo Adolph verschränkten Armes auf dem Söller stand und in heilloser Muße über die weite Ebene nach seinem geliebten, fruchtbaren Holstein hinübersah, ohne zu ahnen, was dort vorging. Die Frau Deeste war aber nicht bloß groß an Herz und Seele, sondern auch von reizender Schönheit und blühender Anmuth. Mit wielebendiger Sprache wußte sie doch die Lage des Landes und Volkes zu schildern, daß Er jetzt erscheinen müsse als ein Cherub mit dem Schwert, den Zauber zu lösen, welcher die rüstigen Männer in der Marsch so umfangen hielt!

Adolph schien nicht mehr der alte zu sein; war er schwermüthig geworden oder das Herz so bald seinen Getreuen abgestorben? Gegen Alles, was die Frau Deeste mit flammenden Worten ihm in die Seele redete, hatte er Einwendungen und Abschläge.

Der König sei zu mächtig — der Eid zu heilig — die gestellten Geißeln bedroht! Allein gegen jedes einzelne Wort des muthlosen Grafen hatte die Begeisterte drei, — er müsse! Das hörte des Grafen thatenlüsterner Sohn, und nicht länger hielt er sich zurück. Willst Du nicht, Vater, so laß mich ziehen! Und er zog mit der Frau von Deeste nach Holstein auf ihr Schloß, wo sie sich gemeinschaftlich beriethen, wie der Grafschaft am besten und schnellsten zu helfen sei.

Kaum war dieser junge Adolph, später der Vierte so ruhmvoll genannt, in der Grafschaft angelangt und die Kunde davon durch das Land geflogen, so standen die Bewohner auch gleich bestimmter und trotziger zu einander. Da trat wohl Einer auf und sprach: „Warum nehmt ihr uns unser Recht und gebet uns ein fremdes, das nicht reif geworden auf unserm Feld?" — Diese Scene hat ein Anderer nach den Urkunden also geschildert: „Der Hauptmann (zu Segeberg) erwiderte trotzig: Weiset mir euer Recht und ich will mich darnach richten. Ihr wißt euer Recht aus eurem Kopfe, unser dänisches Recht ist beschrieben; nach der Schrift kann ich euch und mich regieren; aber euer Recht weiß ich nicht, denn beschrieben ist es nicht und errathen kann ich's nicht. Ich müßte einen Hund herbringen, der euch euer Recht vorbellte." Zu anderer Zeit erschienen sie wieder, gerüsteter und vorbereiteter, und als sie abermals gefragt wurden: wo und was das Recht sei, das sie verlangten, in welchem Buche es geschrieben, in welcher

Ordnung es gestellt sei: da zogen die ältesten und edelsten unter ihnen die Schwerter und schüttelten sie und riefen mit unerschrockener Stimme: „Siehe hier unser gewöhnliches Recht, das wollen wir behalten und mit dem Schwerte vertheidigen."

Das war eine bestimmte Sprache, die der Hauptmann ganz wohl verstand, und weil mit denen, die einmal durchaus ihr Recht und ihre Freiheit wollten, nicht gut zu unterhandeln schien, so machte er sich aus dem Staube, wurde aber eingeholt und niedergehauen.

Und so stand die ganze Grafschaft auf und wollte nichts mehr von den Dänen wissen, so daß diese, auch von einer Ueberschwemmung der Stör bedroht, sich zurückziehen mußten.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Unterdessen war ein lebhafter Streit zwischen Philipp von Schwaben und Otto, dem Sohne Heinrichs des Löwen, ausgebrochen, welche Beide Ansprüche auf den deutschen Thron machten, welcher im Jahre 1197 durch Heinrichs des Sechsten schnellen Tod war erledigt worden. Diesem Rangstreit ward jedoch ein plötzliches Ende verhängt, als Philipp durch den gewaltigen Otto von Wittelsbach im Jahre 1208 ermordet wurde. Nun wähnte der erstere Otto sich oben auf und meinte, der Thron müsse ihm wohl schon werden. Plötzlich gab es wieder

Zwist mit dem Papste, welcher damals Innozenz der Dritte hieß, und, den Stolzen zu demüthigen, schleuderte er den Bannstrahl auf ihn. Ein Kind von zwei Jahren, Friedrich, der Sohn des letzten Heinrichs, wurde dagegen zum Kaiser erwählt und Woldemar bekam sofort die nordalbingischen Länder durch feierliche Zusage in Besitz.

Das war eine Ungerechtigkeit und ein Verstoß gegen das einige Bewußtsein der Nation, daß ein Theil von ihr sollte fernerhin dem dänischen Könige angehören. Und wenn auch viele Jahre verschlafen wurden und das Volk in einem Traumberge saß, wie die Mähr von dem Kaiser Friedrich sagt, daß er im Berge eingeschlossen sitzt mit seinem langen, langen Barte und einst hervorbrechen wird zum Heil des Volkes, so sollte doch einst das Erwachen kommen, wie in der Gegenwart, wo die Holsteiner durchaus deutsch an Gesinnung und Thatkraft mit dem ganzen, großen Volke sein wollen. Deshalb kann man's dem Otto nicht verdenken, wenn er bitteren Groll im Herzen trug, und er fand auch gar bald einen Gehülfen bei seinen kriegerischen und Gerechtigkeit fordernden Absichten, den vordem aus Schleswig vertriebenen Bischof Waldemar zu Bremen, der ihn auf alle Weise ermunterte, mit allen nur möglichen Kräften in Holstein einzufallen.

Und so geschah es. Allein der Dänenkönig war dem Otto an Truppen weit überlegen, so daß dieser sich unverrichteter Sache und eilenden Fußes über die Elbe zurückziehen mußte. Noch mehr trieb er's

dem Bischof zu Hause, zu solchem Unternehmen die Hand geboten zu haben. Er setzte über die damals mit blankem Eis belegte Elbe, drang bis gen Stade hinauf, und richtete in der Diöcese des Bischofes große Verheerungen an. Was dieser gleichsam verschuldet, mußten — die armen Bewohner der Gegend entgelten! —

Dann kehrte er schnell über die noch immer haltende Elbe zurück, auch Hamburg anzugreifen und heimzusuchen. Die Dänen versuchten mehre Stürme, wurden von den muthigen Einwohnern jedoch tapfer zurückgeschlagen. Als der Stadt solcher Gestalt nicht beizukommen war, da gedachte Woldemar, nun, wollt ihr dem Feinde draußen nicht erliegen, so will ich euch einen in den Mauern selbst erwecken, dem sollt ihr nicht gewachsen sein, damit er euch still und folgsam mache! Das war aber, weil er dachte, Hamburg sollte durch Hunger schon getrieben werden, sich zu ergeben. Sofort ließ er in dem noch immer vorhandenen Eichholz an der westlichen Seite der Stadt einen großen Erdwall aufwerfen, die Belagerung zu beginnen. Noch den heutigen Tag giebt eine Straße Zeugniß von dieser feindlichen Schanze; das ist der Venusberg, welcher Name sich verschönernd aus Feendsbarg oder Feindesberg gebildet hat.

Zu gleicher Zeit errichtete der Graf von Orlamünde eine Veste dort, wo jetzt Schiffbeck ist. Nun konnte kein Schiff die Elbe hinauf und hinunter fahren und es wurde eine schwere Zeit für die Stadt. Doch nicht bloß für diese, sondern auch für die Um=

gegend! Denn die Belagerer wollten ebenfalls leben, und von nahe und ferne, von Aeckern und Dörfern wurde der Raub herbeigeschleppt, um jenen den nöthigen Unterhalt zu gewähren. Ein halbes Jahr dauerte die Belagerung. Da dachten die Hamburger in ihrer Noth und Beängstigung, es geht nicht, daß wir länger die Schmach aushalten. Wir wollen sehen, ob der Däne nicht mit sich unterhandeln läßt. Deshalb zogen Abgeordnete hinaus und forderten, man sollte ihnen die Bedingungen sagen, unter welchen sie sich ergeben möchten. Woldemar war frech und schnöde, selbst in der Aufnahme dieser Abgeordneten, aber doch nicht so übermäßig in seinen Forderungen, als daß die Hamburger sie nicht lieber hätten bewilligen, denn sich noch länger der Einschließung Preis geben sollen. So kam eine Capitulation zu Stande im Jahre 1261; die Dänen zogen in die Stadt ein, und ließen nun noch erst recht ihren rohen Uebermuth aus in Befriedigung der Lust und Habgier, so daß am Ende auch diese Uebergabe nicht besser ausfiel, als eine stürmische Eroberung.

Der Dänenkönig mochte wohl die Gesinnung der Hamburger kennen, daß sie treu wären dem Stammland, und so ein Anderer käme, sie zu gewinnen, sie sich diesem wieder ergeben würden willig und gern. Deshalb trieb er schnöde einen Handel mit ihr und verkaufte sie im Jahre 1281 mit allen Gerechtsamen an den Grafen Albrecht von Orlamünde für siebenhundert Mark löthigen Silbers

welches nach heutigem Fuß ungefähr 8000 Rthlr. beträgt. Albrecht war anfangs froh ob dieses Kaufes und stolz, sich eine ganze Stadt mit allen Blüthen des Handels zu Eigen gemacht zu haben. Aber nach einiger Zeit, wie er so mit den Hamburgern näher verkehrt war und ihr Denken und Sinnen beobachtet hatte, da dachte er: Es ist doch ein gefährlicher Kauf und der Dänenkönig war klug und schlau, da er lieber das Geld sicher haben als die Stadt, welche so freien Sinn nährt und treu deutsch denkt, auf die Gefahr hin, sie wieder zu verlieren, fernerhin sich bewahren wollte. In dieser Besorgniß regierte er so milde als möglich, damit die Hand nicht merklich schwer auf ihnen liege, denn, meinte er, wenn sie sehen, wie gut sie's haben und kein Schuh sie drückt, warum sollten sie bei dem Eifer ihres Geschäftes nicht bald den Wechsel vergessen und zufrieden sein, so zu bleiben, wie sie sind! Indem er sich auf solche Weise mit den Großen der Stadt in freundlichem Vernehmen zu erhalten wußte, so brachte er den großen Haufen und die Geistlichkeit durch Gaben und Wohlthun auf seine Seite, wie er denn in früherer Zeit schon der Domkirche erlaubt hatte, zu Schiffbeck, Altenburg und Steinbeck sich Zehnten zu heben. Desgleichen that er mit allen Rechten und Freiheiten, die den Hamburgern unter Heinrich dem Löwen geworden waren, und die er ihnen jetzt, um sie recht das Behagliche gegen den dänischen Druck empfinden zu lassen, vollkommen bestätigte. Das gab viel Jubel

und Volksgunst, so daß man die Demüthigung der verkauften Stadt bald verschmerzte und des neuen Oberhauptes froh war.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Während der Herrschaft des Grafen Albrecht von Orlamünde ging mit den geistlichen Verhältnissen eine Veränderung vor, die wir in diesem Capitel beibringen wollen, um uns dann umzusehen, wo der junge Adolph geblieben ist und was der unterdessen gemacht hat. Denn mancher Leser ist gewiß schon ungeduldig und frägt sich, ob denn so ganz aller Muth in der Seele, alle Liebe zu den Schauenburgern in den Herzen der Nordalbingier erloschen, in jenem selbst aber nicht der Sinn seiner Väter lebe? — Nur Geduld, wenn auch mit großen Herren, wie den Bischöfen, in geschichtlicher Hinsicht nicht gut Kirschen essen sein sollte. Also erst einen Rücksprung und dann eben so schnell vorwärts! —

Nach dem Tode Hartwich's, 1168, der auf den Adalbert gefolgt war, kam ein Thüringer, Namens Balduin, durch besondere Gunst Heinrichs des Löwen auf den bischöflichen Stuhl.

Dieser Balduin war ein mannigfaltig gelehrter und gebildeter Mann, von einer Vielseitigkeit, die damals Bewunderung erregen mußte. Außerdem zeigte er in seinem Verhalten gegen den Herzog

die größte Klugheit und Mäßigkeit, daß er nicht mehr sein wollte, als seine Würde ihm erlaubte. Um sich die Gunst der Gemeinde und besonders der Geistlichkeit zu gewinnen, so gebrauchte er das gewöhnliche Mittel der Freigebigkeit und bewilligte den Domherren noch ein sogenanntes Gnadenjahr, d. h. die Einkünfte blieben ihren Verhältnissen nach noch ein Jahr nach ihrem Tode, damit ihre möglichen Schulden getilgt werden und nicht etwa ein übles Andenken an sie hinterbleiben möchte. Ferner rühmt man an ihm als ein Zeichen geistlicher Bescheidenheit, daß er sich nur als Bischof von Hamburg unterzeichnet habe. Solche Gesinnung sich bewahrend lebte er bis zum Jahre 1178 und brachte seinen Namen auch dadurch auf die Nachwelt, daß er ein Werk hinterließ, in welchem er das Leben des Kaisers Friedrich mit dem rothen Barte (Barbarossa) beschrieben hatte. Nach ihm kam zur erzbischöflichen Würde der jüngere Sohn des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Namens Siegfried, ein Mann, der es allein mit dem Kaiser hielt und besonders dazu beitrug, daß Stade erobert wurde und Lösegeld zahlen mußte. Auf ihn, der schon im Jahre 1184 starb, kam wieder einer von des Herzogs Leuten, sein ehemaliger Geheimschreiber, Hartwich der Zweite, auf den Stuhl, allein ohne seiner Vergangenheit zu gedenken; denn als der unglückliche Heinrich aus England heimkehrte und mit jenem, den er sich getreu dachte, gerne eine Unterredung haben wollte, da — schlug er's kalt ab. Solches Betragen zeigte er jedoch nicht

bloß gegen den Herzog, sondern auch gegen die übrige Geistlichkeit, und eine Folge von seinen hartnäckigen Bedrückungen war, daß die Dithmarsen von ihm abfielen und der Gerichtsbarkeit des schleswig'schen Bischofs, damals Woldemar, sich unterwarfen. Das war dem Stolzen ein harter Verlust, und nun erst gedachte er seines früheren Herrn, weil er meinte, der Herzog könne ihm wohl helfen, den Sprengel wiederzugewinnen. Allein die Vergeltung verfolgte ihn, grade auf eine Weise, als sollte er inne werden, wie großes Unrecht er vorher an dem Herzoge gethan hatte. Es wurde die Reichsacht über ihn ausgesprochen und er floh nach England, aus welcher Verbannung, auch um ihm ein besonderes Beispiel zu geben, ihn seine Freunde nach Verlauf eines Jahres erst wieder zu befreien vermochten. Das geschah aber, um ihm auch in Bremen sein Lehrgeld zu geben, d. h. man gab ihm nicht alle Einkünfte wieder, die er vorhin gehabt. Darob gerieth er in gewaltigen Zorn und schleuderte den Bannstrahl auf alle Widersacher, selbst auf Adolph den Dritten. Kein Gottesdienst wurde gehalten, die Trauernden begruben ihre Todten nicht, ganz Bremen, alles Lebens baar, wurde von Pestluft erfüllt, und die dumpfe Stille währte so lange, bis der Bischof für 600 Mark sich die kaiserliche Gnade und die völlige Wiedereinsetzung ausgewirkt hatte. Der Tod trat zu ihm im Jahre 1207, nachdem er auch eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande Palästina unternommen und seiner Kirche unter andern Reliquien das

Schwert des Petrus, womit dieser dem Malchus das Ohr abgehauen, mitgebracht hatte. —

Nun wählten die Bremer den Woldemar aus Schleswig, ohne die Hamburger zu fragen. Was ihr könnt, können wir auch, dachten diese, und nahmen sich ebenfalls ihren eigenen Bischof, den Domprobst Burchhard aus Bremen, dem Viele hold waren, so daß der Dänenkönig Woldemar und durch seine Vermittelung der Papst ihn im Jahre 1204 als Erzbischof von Hamburg bestätigten. Allein der neue Erzbischof war kaum eingesetzt, so starb er auch schon, und sofort wurde ein Graf von der Lippe als Gerhard der Erste gewählt, von dem nichts Merkwürdiges weiter erzählt wird, als daß er der Hamburger Kirche den Zehnten von Dockenhuden und Alsterdorf bestätigte. Bemerkenswerther aber ist der nun folgende Gerhard der Zweite, der vorhin Probst zu Paderborn war, weil unter ihm der Kampf zwischen den erzbischöflichen Stühlen zu Hamburg und Bremen zur Entscheidung kam und folgende Bestimmungen daraus hervorgingen, welche im Jahre 1223 vom Papst Honorius dem Dritten bestätigt wurden. Titel, Würde und Rechte in Rücksicht des Erzbisthumes sollten bei Bremen verbleiben; die jenseit der Elbe im Erzstift Bremen gelegenen, aber der hamburgischen Probstei untergebenen Länder sollten ferner dem hamburgischen Capitel zugehören, doch so, daß von dem zu Hamburg abgegebenen Spruch an die Bremer Send (Synode) appellirt werden könnte. Bei Erledigung des erzbischöflichen Stuhles sollten

von Hamburg der Probst, der Dechant und Scholasticus zur Wahl nach Bremen gerufen werden und dort mit den Bremer Domherren gleiche Rechte genießen; beide Kirchen aber als Schwestern betrachtet werden. — An die Stelle des Erzbischofes in Hamburg trat nunmehr ein Probst, der die Aufsicht über Gemeinde und Geistlichkeit und richterliche Vollmacht hatte gleich dem Bischof. Diese Umgestaltung der Dinge geschah aber, als die Stadt Hamburg in den Besitz Albrechts von Orlamünde kam.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Der Leser erinnert sich, daß in Holstein eine Verschwörung unter den Edelsten ausgebrochen und der junge Adolph von der begeisterten Frau von Deeste von der Schauenburg geholt und unter sie geführt worden war, damit Alle in der von den Vätern angestammten Freiheit und Sitte blieben, der Jüngling selbst aber wieder in das rechtmäßige Erbe seines Geschlechtes käme. Dort standen wir. Man sah nun wohl, daß bei der ungeheuren Macht des Dänen Woldemar an offenen Widerstand nicht zu denken war, wiewohl Druck und Härte durch männlichen Trotz vergolten wurden, allein wenn die Verschwörung im Angesicht der feindlichen Waffen, auch scheinbar erlosch, so glomm der Funke doch still fort in der Brust treuer Männer, jener Funke, der auf den rechten Augenblick wartete, um in hellen,

leuchtenden Freiheitsflammen ausbrechen zu können. Aeußerlich Freund, innen Feind, so erhielten sie sich nationale Liebe und Gesinnung! Sei beharrlich und fest im Charakter, so läßt dir Gott deinen Willen frischen und freien Muthes! —

Und die Stunde der deutschen — holsteinischen Wiedergeburt und Erlösung sollte bald schlagen, die Uhr der Geschichte wird aufgewunden und der Glockenhammer hebt sich durch folgendes Ereigniß.

Der Graf von Schwerin, Heinrich und sein Bruder Günzel hatten einen Edelmann, Johann Gans auf Grabow, der sich ungebührliche Handlungen zu Schulden kommen ließ, über die Gränze gejagt. Der also Vertriebene suchte Schutz beim König Woldemar, und fand auch einen so willfährigen Freund und Beschützer an ihm, daß sie nicht nur gemeinschaftlich das dem Grafen gehörige Schloß Boizenburg zerstörten, sondern auch durch den Grafen von Orlamünde das ganze darumliegende Gebiet verheeren ließen. Damit glaubte Woldemar aber noch nicht alle Pflichten der Gastfreundschaft und des angelobten Schutzes erfüllt zu haben; vielmehr lud er den Grafen Heinrich nach Dänemark ein, den Frieden wieder herzustellen, machte dann aber so schwere und harte Bedingungen, daß dieser sie unmöglich erfüllen konnte. Was Graf Heinrich auch sagen und beschwören mochte, es half Alles nichts, er erweichte den halsstarrigen Woldemar eben so wenig, die gemachten Anerbietungungen anzunehmen, als ihn überhaupt nur wieder abziehen zu lassen.

Jener trieb seinen kindischen Spott mit dem arglos Hergelockten. Da endlich ergrimmte Heinrich gewaltig gegen seinen Peiniger, und gelobte es sich im Herzen, volle blutige Rache zu nehmen, sobald sich nur eine günstige Gelegenheit dazu darbieten würde. Und diese sollte bald kommen.

Woldemar war mit seinen Söhnen und Geefolge nach der kleinen Insel Lyoe, auf der südlichn-Seite Fühnens, zum Jagen ausgezogen. Nachdem sie lange, ohne ein gutes Stück Wild zu erlegen, in Forst und Hain herumgestreift hatten, da übten sie sich auf einem grünen Rain in allerlei ritterlichen Spielen. Unter dieser Kurzweil nahte der Abend heran und die Nacht brach herein. Nun sprach der König: „Aller guten Dinge müssen drei sein! Wir haben gejagt und nichts gefangen, wir haben gekämpft und uns ermüdet, so wollen wir sehen, ob wir auf Becher nicht besser Jagd machen und durch den Wein, der so blutig funkelt, unsere Kräfte nicht wieder gewinnen können!" Auch dieser dritte Vorschlag des Königs fand allgemeinen Anklang. Im Zelte saßen sie zechend und jubelnd bei einander, bis das Feuer vor demselben erlosch, die Millionen Sterne vom Himmel herniederstrahlten und durch die dicken Aeste nur matt und spärlich die geschlossenen Augen und hingesunkenen Glieder beleuchteten.

Es befand sich der Graf Heinrich mit einem Häuflein Getreuer aber in der Nähe und lauschte im Gebüsch. Und wie er hörte, daß es im Zelte allgemach lallender und stiller wurde und zuletzt bleierner

Schlaf die Trunkenen lähmte, da brach er hervor aus seinem Verstecke wie ein Falk, bemächtigte sich der Person des Königs, daß dieser nicht sprechen noch sich rühren konnte, und brachte ihn in seinen Kahn, um ihn als Gefangenen nach Dallenberg zu führen. Da stand der Graf aufrecht in seinem Fahrzeug und schlug kräftig mit dem Ruder in die Salzfluth der Ostsee, wie sehr der mählich erwachende, in Fesseln und mit geschlossenem Munde vor ihm ruhende König durch Zeichen und Geberden um seine Befreiung auch flehen mochte. Jener blieb ruhig und ernst und sagte: „Ich halte Dich, König, und habe jetzt kein Ohr wie Du vorhin keins hattest. Gelt, es geht auf gegen einander!" Und er führte ihn weiter nach Lenzen und endlich nach Schwerin, um ihn dort im Schlosse in festem Gewahrsam zu halten.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Während der Dänenkönig Woldemar auf dem Schlosse zu Schwerin nun gefangen saß, gingen die Großen seines Landes damit um, Einen unter sich zu erwählen, der bis zur Befreiung ihres Königs das oberste Commando führte. Und ihre Wahl fiel endlich auf den Grafen von Orlamünde. Dann schickten sie Abgeordnete an den Kaiser und Briefe an den Papst und beschworen diese, ihnen zu helfen, daß sie die Gefangenen erlöseten. Der Kaiser aber hatte kein willig Ohr für diese Bitte, und dachte

vielleicht in seinem Sinne, es geschieht ihm so recht. Er soll die Vasallen meines Landes respektiren lernen, der Graf Heinrich wird's ihm schon beibringen. Anders dachte der Papst, eben um dem Kaiser einen Stein in's Brett zu schieben. Jener, damals Honorius der Dritte geheißen, schrieb sowohl selbst an den Grafen und drohte ihn mit Excommunication, wenn er die Gefangenen nicht sogleich heimziehen ließe, als auch bewog er die Bischöfe zu Cöln, Lübeck und Verden, sich angelegentlich für den Dänenkönig zu verwenden. Ferner wurde zum 4. Juli des Jahres 1224 ein Reichstag nach Bardowik angesetzt, auf welchem der Zwist ausgeglichen werden sollte. Es war nun zwar erwiesen, daß Woldemar großes Unrecht gethan und nicht ohne Grund dafür büßte, allein der Graf sollte doch auch nicht so unmittelbar Recht haben, oder er gegen die Dänen, welche sich auf den Papst berufen hatten, nicht zu mächtige Vergeltung haben. Damit nun etwas geschähe, was einer königlichen Strafe wohl ähnlich sehen konnte, so mußte Woldemar geloben, einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande zu unternehmen; ferner aber, — und dies wohl auf Forderung wie auch zu Nutz und Frommen des Kaisers — sollte er für sich und seine Söhne auf Nordalbingien verzichten, die slavischen Besitzungen an das Reich zurückgeben, Dänemark selbst zu Lehen nehmen und 40,000 Mark Lösegeld zahlen. Auf solche Bedingungen wollte aber Keiner eingehen, weder der König noch seine Ergebenen. — Graf Heinrich hatte außerdem den ge-

ringsten Vortheil davon, — und so wurde der Reichstag wieder aufgehoben, ohne daß Etwas zu Stande gekommen wäre.

Jetzt oder nie mußte der bisher ruhig harrende Adolph das Eisen schmieden, weil es warm war und gleichsam von Andern auf dem Ambos gehalten wurde. Kaum saß sein ihm auch weit überlegener Gegner im Schweriner Schloß hinter Mauern und Gittern, so ritt er zum Grafen Heinrich, sagte diesem seinen Glückwunsch und machte mit ihm gemeinschaftliche Sache, so daß, wie sich gleich weiter ergeben wird, als der Kampf losbrach, sich zwei gedoppelte Parteien gegenüber standen, die um die Herrschaft stritten. Zur ersten Partei gehörten Adolph und Heinrich, zur andern der Herzog Otto von Lüneburg und Graf Albrecht von Orlamünde. Der Letztere dachte nämlich nicht weniger wie die Anderen aus der günstigen Stellung der Gestirne seinen Vortheil zu ziehen, zunächst aber seinem gefangenen Bundesgenossen, wie recht und billig, zu Hülfe zu ziehen, mit einer Macht, so groß als sie werden möchte.

Hamburg hatte früher nicht allein schon thatsächlich bewiesen, daß es reich und kräftig geworden, sondern in der letzten Zeit sich auch noch bedeutend mehr entwickelt und an Kräften jeder Art gewonnen. Hamburg mußte dem nichts weniger als unritterlichen Albrecht daher zur Ausführung seines Planes mehr als geeignet erscheinen; es sollte ihm Hände und Mittel zu seinen kriegerischen Unternehmungen liefern.

Allein er erwog auch als ein kundiger Mann, der nicht bloß möglichen Gewinn, sondern auch möglichen Verlust berechnet, wie viel er dabei auf's Spiel setzte. Hamburg war ja sein vom Dänenkönig erworbenes Eigenthum. Deshalb sann er hin und her und sprach endlich: Besser ist es, ich bringe erst mein Schäfchen in's Trockne, ehe ich mich dem Sturm und Regen aussetze. So geschah es, daß er die Hamburger zusammen berief, und mit ihnen um ihre Freiheit unterhandelte. Diese waren auch gewilligt und bald eins mit dem Grafen, so daß sie sich ihre Freiheit erkauften für 1500 Mark Silbers oder nach unserem Gelde etwa für 17000 Rthlr. Und das war ein wichtiger Moment und bedeutungsvoller Augenblick, im Jahre 1224, bedeutungsvoll für das Bewußtsein der Bürger wie für alle Zukunft. Es muß damals viel Herzensjubel, viel Freude und behagliches Lächeln, viel dankbar nach oben gerichtete Blicke in der Stadt gegeben haben; laßt uns noch ein klein Wenig warten, oder nein, laßt uns vorläufig die beiden letzten Zahlen umkehren und für 1224—1242 schreiben, und Hamburg tritt, verbündet mit Lübeck und nach und nach mit noch vielen anderen Städten, als Hansamacht in die Welt hinaus, hilft Flotten ausrüsten und Siege gewinnen! Nachdem also der Handel um die Freiheit geschlossen war und Albrecht seine Truppenmacht geordnet hatte, zog er gen Schwerin, den König aus den schmachvollen Banden zu erlösen.

Beide Parteien rückten dann, so stark und wohl gerüstet, als sie es aufzubringen vermogt hatten, mit ihren Mannen gegen einander, und nahe bei Mölln, im Lauenburgischen, war es, wo sie zu Anfang des Jahres 1225 zuerst zusammen rannten. Groß war die Hitze des Kampfes und blutig der Strauß! Mancher war unter Stößen und Hieben in den blutigen Schnee hinabgesunken, bis Heinrichs Schaar endlich die Obermacht gewann. Albrecht wurde nebst vielen Edlen gefangen, und, o der Schmach! nach Schwerin hinter dieselben Gitter und Mauern geführt, wo der zähneknirschende König auf seine Befreiung harrte. Damit fiel dem jungen Adolph wie allen tapferen, hochgesinnten Männern, die seinem Geschlechte wie ihrem Volksbewußtsein treu angehangen hatten immerdar, ein großer Stein vom Herzen. Unter freudigem Zuruf nahm er neuen Besitz von allen Gütern und Lehen, die ihm von seinem Vater und seinen Gefreundeten nach Fug und Recht zustehen mußten.

Sieben und zwanzigstes Capitel.

In dieser Zeit, wo die Grafen sich draußen zu Leibe gingen, waren die sich selbst besiegt habenden Hamburger Bürger, hinter den Wällen der Dänen, die noch mit ihrer alten Besatzug dastanden, auch keinesweges träge und unthätig gewesen. Sie hatten ge-

trachtet und gearbeitet, sich in ihrer Stadt und ihren Verhältnissen recht festzusetzen und einzurichten. Adolph war mit dieser ihrer Art, für sich allein fertig zu werden, jedoch noch keinesweges einverstanden. Deshalb hatte er in seiner Grafschaft kaum wieder Ruhe gewonnen, als er mit seinen Lanzknechten auch sogleich wieder aufbrach und bei Schiffbeck auf die dort zurückgebliebene dänische Besatzung stieß, die, weil sie zu schwach war, sich ohne viel Federlesens ergeben mußte. Adolph ging aber sehr besonnen zu Werke, weil er nicht wußte, wie die Hamburger sich in seine Ansichten fügen möchten. War er gespannt auf den Ausgang der Dinge, so war man es in der Stadt nicht weniger.

Vor Allem war wohl ersichtlich, daß, wenn es zum Kampfe käme, der schwächere Theil unterliegen müßte. Und wer war dieser? Hier konnte nur eine Stadt, dort aber ganz Nordalbingien und vielleicht noch mehr auf die Beine gebracht werden. Und wenn die Hamburger auch von fremder Macht besiegt worden waren und sich mit eigenem Gelde durch die andere Hand wieder frei gekauft hatten, so konnte der Graf seine älteren Ansprüche auf ihre Stadt doch am Ende eben so gut erneuen und bestätigt wissen wollen, wie die auf Nordalbingien.

Da sollen sich, wie das bei solchen Gelegenheiten allemal der Fall ist, in Hamburg zweierlei Meinungen aufgeworfen haben: Die eine des Sinnes, man müsse sich nur auf Gnade oder Ungnade ergeben; die andere, man müsse, wie für Altar und Heerd,

so ganz besonders für die theuer und rechtlich erkaufte Freiheit kämpfen mit Leib und Leben. Endlich kamen die zusammen, welche gern die Klügsten sein und die Sache durch Unterhandlung ausgemacht haben wollten. Weil bei diesen denn die Weisheit und rechte Mitte zu sein schien, so wurden Bevollmächtigte zum Thore hinausgeschickt, welche etwa folgende Rede gehalten haben sollen:

„Wir sagen zwar ungerne etwas, o Graf, was bei Euch das allergeringste Mißfallen erregen kann, allein die Pflicht nicht weniger wie die Liebe zu unserer Stadt und Bürgerschaft, und vor Allem zur theuer erworbenen Freiheit, nöthigen uns, offen und unumwunden die Wahrheit zu gestehen. Ihr wißt es, wie durch das Recht des Krieges Holstein und Stormarn in die Gewalt des Dänenkönigs Woldemar gekommen sind; auch wir wurden eine Belohnung für den Sieger, und sind wahrlich nicht die Einzigen geblieben, die nach der eidlichen Abtretung Eures Vaters und nach der darauf gefolgten Stille von zwei und zwanzig Jahren Neuerungen vorgenommen haben. Der Himmel weiß es, wie wir in unserem Herzen das Unglück und Mißgeschick unseres alten, braven Herrn beklagt haben! Doch die Noth der Umstände zwang uns, diese unsere wahre und warme Herzensmeinung zu verbergen. Wir sahen das Schwert der Strafe und Züchtigung über uns, deshalb verstummten und duldeten wir; denn wir wissen aus der Vergangenheit, wie oft schon unsere Stadt in einen Ruin verwandelt worden ist, sollten

wir das Gewitter des Zornes selbst über unsere Häupter herbeiziehen und durch eigene Schuld sich entladen sehen. Also begehrten wir nicht, sondern ertrugen Graf Albrecht von Orlamünde, der uns um Silber erkauft hatte. Und auf dieselbe Weise, wie er uns erworben, so haben wir, als die Gefahr ihn bedrohete, uns selbst wieder erworben. Daran ist nichts Falsches, Treuloses oder Unrechtliches zu sehen, o Graf! Denn erst Krieg, dann das Recht, dann das Gesetz haben hier entschieden! Wollt Ihr uns aber der allzu großen und glühenden Liebe zur Freiheit anklagen, so klaget zuerst die Natur der Dinge an, welche dies Gefühl nicht bloß den Menschen, sondern allen lebendigen Wesen auf gleiche Weise eingepflanzt hat. Was wir sagen und behaupten, das können wir vor jedem Richter mit Beweisen bekräftigen. Aber nicht Alles schickt sich für alle Zeiten. Wie sollten wir jetzt im Angesichte der Waffen ein gerichtliches Verfahren einleiten oder mit Vernunftgründen streiten. Ziehet ein in unsere Stadt, wir wollen Euch die schuldige Ehre erweisen und auch Gehorsam leisten, so weit unsere erworbene Freiheit und unsere zugestandenen Privilegien uns dies gestatten. Wollt Ihr diese unsere Erklärung nicht anerkennen, so sind wir Alle, die Bürger einer freien Stadt, einmüthig entschlossen, eher zu sterben, als von unserem Rechte zu lassen."

Acht und zwanzigstes Capitel.

Adolph hatte edle Gesinnung genug, um die Entschlossenheit und Charakterfestigkeit der Abgeordneten wie der Bürger zu achten. Deshalb ging er auf ihre Bedingungen ein, gestand ihnen auf's Neue alle Freiheiten und Privilegien zu, welche ihnen von Friedrich mit dem rothen Barte zu Theil geworden waren, und zog gerade um Weihnacht 1225 in Hamburg ein.

Wie früher erwähnt, durfte Niemand zwei Meilen im Umkreise feste Schlösser anlegen. Aus diesem Grunde und weil er dem Feinde nicht ferner Gelegenheit zu Belagerungen geben wollte, so zerstörte er nicht allein das Schloß bei Schiffbeck, sondern auch die Schanze beim Eichholz, deren Besatzung sich sogleich ergab.

Während dieses in und bei Hamburg vorging, saß der Dänenkönig zu Schwerin fortwährend gefangen. Heinrich war noch immer nicht mit den Bedingungen und Verlüsten zufrieden, um welche der Gefangene von Kaiser und Reich gestraft werden sollte. Endlich wandte der Papst seine ganze Beredtsamkeit auf, zeigte dem Grafen, ein wie zweideutiges Licht es auf ihn werfe und wie gefährlich die Verhältnisse ihm werden könnten, wenn er halsstarrig auf nichts eingehen wolle; da gab Heinrich seine Zustimmung zu folgenden Bedingungen: Woldemar sollte dem Grafen 45,000 Mark Silber zahlen, die Krone ausgenommen ihm alle Kleinodien der

Königin, 300 Zimmer kostbaren Pelzwerkes und 1000 Ellen flandrischen Scharlachs, um 100 Ritter darin zu kleiden, ausliefern. Er sollte alle Ländereien zwischen Elbe und Eider, die dem Reiche gehörten, das ganze Gebiet des Grafen Heinrich von Burwin und das slavische Gebiet mit Ausnahme der Insel Rügen dem Reiche abtreten. Er sollte zehn Tage nach seiner Befreiung die Stadt Rendsburg an den Grafen Adolph zurückgeben, und nicht allein die Hamburger, sondern auch die Lübecker und alle anderen Kaufleute der Umgegend sollten dieselben Rechte und Freiheiten genießen, deren sie sich vor der Gefangenschaft des Königs erfreut hatten. Diese Vergleichsurkunde sollten auf Treue und Glauben nicht bloß der König und seine Söhne, sondern auch alle Bischöfe und Magnaten des Königreiches heilig beschwören und besiegeln. Endlich sollte er beschwören, nicht nur selbst keine Rache nehmen, sondern auch Alle seines Volkes, die solches wagten, mit ganzer Kraft davon abhalten, zur größeren Sicherheit aber seinen Sohn Woldemar als Geißel stellen zu wollen.

Neun und zwanzigstes Capitel.

Kaum hatte Woldemar wieder Athem in freier Luft geschöpft, so tobte er gewaltig über den heillosen Zwang und die unerhörten Forderungen. „Mußte ich nicht Alles zugeben," sprach er, „um nur aus den Klauen des Wolfes zu kommen? Aber jetzt will

ich euch das Bad der Freude gesegnen! Erzwungen Wort ist kein Wort, und des Eides entbindet mich wohl der Papst.“ Und er entband ihn.

Nun brach Woldemar mit wilder unverhaltener Wuth hervor, die Schrammen der Schmach auszumerzen und das Genommene wieder zu gewinnen. Mit Otto von Lüneburg, seinem Schwestersohne sich vereinigend, brach er zunächst gegen die Ditmarsen los und demüthigte sie, ungeachtet sie sich wehrten wie die Löwen. Damit sie ihm im Rücken nicht versuchen könnten, das ihnen unbehagliche Joch abzuschütteln, ließ er dort Mannschaft zurück und fiel sofort wieder in Holstein ein. Rendsburg sank nach einem blutigen Kampfe in seine Hände zurück, eben so Itzehoe, bei welchen Gelegenheiten ihm Albrecht mit seiner Schaar immer hülfreiche Hand leistete.

Nachdem jene bedeutenden Oerter des Landes gefallen waren und das Gewitter noch lange nicht ausgetobt zu haben schien, da mußte die Lage der Verbündeten natürlich immer mißlicher und bedenklicher werden. In dieser ihrer Verzweiflung sahen sie sich genöthigt, den Herzog Albert von Sachsen um Hülfe anzusprechen, die ihnen gewährt wurde. So schien ein neuer Hoffnungsstern für sie aufzugehen. Aber es sollte sich bald noch etwas Anderes ereignen.

Während der gemeldeten Begebenheiten in Ditmarsen und Holstein waren in Lübeck gleiche Wünsche und Bestrebungen nach Freiheit in den Gemüthern erwacht. Sie hatten ihre Sache aber sehr geheim

betrieben und im Frühling des Jahres 1226 dem Kaiser Friedrich dem Zweiten die Bitte vorgelegt, ihnen die von seinem Vorfahr erlangten Freiheiten und Privilegien auf's Neue zu bestätigen. Dieses Ansuchen fand ein sehr huldvolles Gehör. Lübeck wurde nicht allein für eine freie Reichsstadt erklärt, sondern Adolph der Vierte, Herzog Albrecht von Sachsen, Erzbischof Gerhard der Zweite von Bremen, Heinrich von Schwerin und Andere wurden beauftragt, die Stadt gegen dänische Gewaltstreiche in Schutz zu nehmen. Doch ehe dieser kaiserliche Befehl noch in's Leben trat, hatten die Lübecker sich schon selbst daran gewagt, sich der dänischen ungebetenen Gäste zu entledigen.

Es ist das höchst Interessante in der Geschichte dieser nördlichen freien Städte, daß uns darin einzelne Züge und Begebenheiten vorgeführt werden, welche ganz und gar an die einzelnen heroischen Thaten der schlafengegangenen griechischen und römischen Welt erinnern, welche uns beweisen, daß kernige Menschen in einer gewissen Periode ihrer Entwickelung und auf einer gewissen Stufe der Cultur immer von den gleichen Ansichten und Gefühlen durchdrungen werden. Deshalb möchte man auch in einigem Sinne von Hamburg sagen, was ein neuerer englischer Dichter, Byron, von Venedig so schön hingestellt hat: „Ihr Anblick ist ein Traum, ihre Geschichte ist ein Roman." Auch die Geschichte dieser freien Städte, besonders Hamburgs, ist so romantisch, daß

man blind und parteiisch sein müßte, wenn man für sie, vor Allem in der Jugend, sich nicht auf gleiche Weise begeistern und hinreißen lassen könnte. Folgende Scene tritt wieder recht lebendig hervor aus jener verlornen, romantischen Zeit thatkräftiger mittelalterlicher Gesinnung.

In Lübeck wurde das Frühlingsfest schon seit einer Reihe von Jahren mit aller Heiterkeit und Feudigkeit gefeiert. Als es am ersten Mai des Jahres 1226 wiederkehrte, lud man auch den dänischen Statthalter dazu ein und erzeigte ihm zugleich die besondere Ehre, ihn zum sogenannten Maigrafen zu erwählen, mit welchem Amte ihm oblag, nicht allein auf Ruhe und Ordnung zu halten, wenn die Herzen in der Maienlust zu hell auflodern sollten, sondern auch die Zierden und Gebräuche des Festes einzurichten. Als nun der Jubel am lautesten tobte und Alle mit dem Genuß des Tages beschäftigt waren, da zog eine Schaar kräftiger Männer, die Waffen unter ihren Gewändern verborgen, nach der Burg, drang in dieselbe ein und begann mit der Besatzung einen hartnäckigen Kampf. Als diese schon theils niedergehauen, theils in die Flucht getrieben war, da begannen die Lübecker auch sofort, die Burg zu zerstören. Diejenigen, welche arglos beim Feste zurückgeblieben waren, hörten kaum von dem glucklichen Erfolg jenes muthigen Unternehmens, da mischten auch sie sich unter die Befreier, nahmen den Maigrafen gefangen und halfen jede noch übrige Spur der Dänen von Grund

aus vernichten. Welches Ereigniß nicht wenig dazu beitrug, den Lübeckern die oben schon gemeldete Gunst des Kaisers zu erwerben.

Bei dem Woldemar hatten sie dadurch neues Oel in das Feuer gegossen, der sich sputete, die Stadt für diesen Frevel mit der eisernen Zuchtruthe zu überfallen. Aber der Dänenkönig war es nicht allein, welcher nach Lübeck eilte, sondern auch die Grafen von Holstein und Mecklenburg machten sich eiligst auf den Marsch, sobald sie Kunde von der That der Lübecker und der neuen Bewegung erhielten, und hatten das Glück, die Ersten vor den Stadtthoren zu sein, versteht sich, dem Angriffe der Dänen trotzig zu begegnen.

Als Woldemar nun sah, daß man ihm zuvorgekommen, da stellte er auf dem Felde von Bornhövede, einem Dorfe auf der Gränze von Holstein und Wagrien, dessen Kirche Vicelin einst gegründet hatte, seine Truppen auf. Die Lübecker mit ihren Verbündeten erhielten dadurch Zeit, sich gehörig zu rüsten und vorzubereiten; damit es ihnen aber nicht an dem nöthigen Anführer fehlen möchte, so wählten sie einstimmig einen, der dazu eben so sehr durch sein Geschlecht als durch seine persönliche Tapferkeit geeignet war, nämlich — Adolph den Vierten!

Es war am 20. Julius, als beide Parteien sich kampfgerüstet gegenübertraten. Wie das gewöhnlich der Fall ist, so begann man zuerst mit allerlei Neckereien, theils noch diesen oder jenen Vortheil in der Stellung zu gewinnen, theils den Muth zu beleben.

Am Morgen des Marien Magdalenentages erblickten sich endlich beide Heere, und erhoben ein Schlachtgeschrei, als die Waffen in dem Sonnenglanze funkelten. Es hatte die dänische Schlachtreihe hinter sich die Lanzenwand der Ditmarsen, welche, auf's Neue durch Uebermacht bezwungen, wider Willen dem Kriegszuge Folge leisten mußten. Das waren aber nur ihre markigen Leiber, welche hier zum scheinbaren Schutz der Dänen standen, ihre Seelen waren längst bei Adolph und seiner Sache. Deshalb kriegten sie heimlich einen Boten auf und ließen ihm melden, er dürfe nicht glauben, daß sie an der Freiheit und dem Vaterlande wären zu Verräthern geworden. Sobald der Kampf nur entbrannt sei, würden sie die allgemeine Verwirrung benutzen, um sich ihm und seinen Schaaren anzuschließen.

Obgleich die Aufstellung der verschiedenen Heeresabtheilungen mit großer Bestimmtheit und Genauigkeit angegeben wird, so scheint es mir für den erwählten Kreis meiner Leser doch nicht so wesentlich, mit gleicher Gewissenhaftigkeit zu verfahren. Wir wollen uns mehr an die Wahrheit der Thatsachen als an die Beschreibung der einzelnen Umstände halten, sobald sie das Interesse der historischen Wißbegierde nicht mehr befriedigen.

Bis zum Mittag jenes Tages war von beiden Seiten mit großer Hitze und Erbitterung gekämpft worden. Da schien den Reihen Adolphs die hohe Sonne blendend in's Gesicht, und kaum bemerkte dies Woldemar, so setzte er ihnen sogleich härter

zu, wohl wissend, daß ihm der Sieg nun um Vieles erleichtert werde. Adolphs Heer, ohnehin schon ermattet, gerieth durch diesen doppelten Feind in eine sehr entmuthigende Verwirrung. Auf schnaubendem Rosse eilte der Schauenburger durch die wankenden Reihen, ermunterte hier und trieb dort vorwärts, die Kämpfenden ohne Aufhören an eine schmachvolle Zukunft oder die zu erringende glänzende Freiheit erinnernd. Gleich wie die Heerführer des Alterthums, sagt ein Chronist, wenn das Glück des Treffens zu wanken schien, den Göttern zur Rettung des Sieges Gelübde darbrachten, also rief auch Adolph, als die Seinigen wieder standen, mit lauter Stimme: „Heiliger Gott, ich merke wohl deine mächtige Hülfe und will nicht undankbar vor dir erfunden werden, weil du dem Unwürdigen beistehest. Wenn du mir Sieg giebst über meine Feinde, so gelobe ich dir in dieser Stunde heilig und feierlich zum Denkmal deiner Gnade bei den Nachkommen, zu deiner Ehre und zum Andenken dieses Sieges, Kirchen zu erbauen, mich von allen weltlichen Dingen zu entfernen und nur dir und deinem Dienste zu leben!" —

Nachdem er so gesprochen, stürzte er sich wieder in die tosenden Reihen, und die Ersten, welche ihm nicht feinlich, sondern freundlich entgegen kamen, das waren die Ditmarsen, wie sie versprochen. Mit begeisterter Stimme rief Adolph den Seinigen zu: „Hier, Leute, Ditmarser bei uns!" und als dieser Ruf vernommen wurde, da wuchs den Verbündeten der Muth wieder, doppelt hell klangen die Schwerter

wieder, Hieb auf Hieb, wonach die Verwirrung sich nun auf der entgegengesetzten Seite bemerkbar machte. Immer kräftiger wurden die Dänen zusammengetrieben, so daß am Ende die gelichteten Haufen ihr einziges Heil nur in der Flucht suchten. Vier tausend Dänen blieben auf der Wahlstatt; Herzog Otto und drei Bischöfe wurden gefangen genommen; Woldemar selbst büßte ein Auge ein und entging der Gefangenschaft nur durch Hülfe eines deutschen Ritters, der ihn nach Kiel brachte. Das war ein merkwürdiger Tag, der Tag der Schlacht bei Bornhövede, am Marien Magdalenentage des Jahres 1227, an welchem Adolph der Vierte nicht nur seine und seines Landes Unabhängigkeit wiedergewann, sondern auch die Gränzen des deutschen Reiches bis zur Eider und den Gestaden des baltischen Meeres auf's Neue bestimmte. Die Ditmarsen erhielten ihre alte Freiheit wieder und auch Lübeck wurde eine freie Reichsstadt.

Dreißigstes Capitel.

Es sollte jedoch nicht ein so völliger Frieden werden, als man wohl vermuthen mochte. Woldemar gab seine feindseligen Gesinnungen keineswegs auf, fiel immer wieder in's Land ein, lagerte sich vor Rendsburg, Itzehoe und Segeberg, doch ohne einen besonderen Vortheil zu erringen, weil die Macht der Verbündeten gegen ihn zu sehr angewachsen und

die Erbitterung über die dänische Usurpation überhaupt zu groß war. Aber auch Adolph verstand die Ansprüche seines Ehrgeizes, bei allen ritterlichen Tugenden nicht zu mäßigen. Er konnte es in seinem Gemüthe nicht ertragen, daß Lübeck reichsfrei geworden war, sobald er an die Verdienste dachte, welche seine Väter sich um diese Stadt erworben hatten. Er wiederholte also seine Ansprüche, und da man diesen kein Gehör geben wollte, so schwor er, durch seine Waffen begreiflich zu machen, was man ihm schuldig sei. Ja, er vergaß sich in dieser jähzornigen Aufregung und Selbstliebe so weit, selbst den Dänenkönig zur Mithülfe anzureizen. Dieser, eingedenk der ihm angethanen Schmach, ließ sich auch nicht zweimal um eine Rache bitten, die er gar zu gerne schon selbst längst ausgeübt hätte. Er schickte dem Adolph also nicht allein Fußvolk, sondern besetzte auch die Trave mit seinen Schiffen, der Stadt Lübeck alle Zufuhr abzuschneiden. Weil dies auf die Dauer jedoch noch nicht genügte, so erbaute er an beiden Ufern des Flusses feste Thürme, zog querüber eine mächtige Kette und ließ hinreichende Deckung zurück. Allein Lübecker Kauffahrer, welche von Lievland heimkehrten, fuhren mit vollem Segelwind in die Trave hinein und zersprengten die Ketten. Darnach ließ der König ein Schiff mit Steinen und Sand anfüllen und es in der Mitte des Flußbettes versenken, so daß kein gewöhnliches Schiff hinüber kommen konnte. Die auch jetzt nicht verzagten, das waren die Lübecker. Sie setzten den Dänen sogar in

einem Seetreffen zu, dergestalt, daß sie dieselben förmlich in die Flucht schlugen. Das größte dänische Schiff aber wurde geentert und mit einer Besatzung von 400 Mann nach Lübeck geführt.

Durch diese glorreichen Thaten der freien Reichsstädter wurde Adolph auf andere Gedanken gebracht. Wenn sie dem Dänenkönig so tapferen Widerstand leisteten, wie sollten sie es ihm nicht! Deshalb ließ er sein Kriegsvolk in aller Stille wieder heimgehen, wandte sich jedoch an den Kaiser und forderte Ersatzgeld. Beide Parteien wurden im Jahre 1235 nach Worms geladen, und den Lübeckern auferlegt, sich mit 5000 Mark Silbers von allen Ansprüchen des Grafen frei zu kaufen.

Es ist aus der bisherigen Erzählung schon abzunehmen, daß Hamburg bei allen diesen Vorfällen, wenigstens aktiv, sich neutral verhielt, obgleich es nicht umhin konnte, an Kriegskosten für die Schlacht von Bornhövede 20,000 Mark zu zahlen. Als Adolph als Sieger zurückkehrte, hielt er in Hamburg einen feierlichen Einzug und zeigte, daß er seines Gelübdes während der Schlacht eingedenk sei, indem er zwei Klöster erbauen ließ, von denen das eine der Maria Magdalena, das andere aber den beiden Johannes, dem Evangelisten und dem Täufer, geweihet wurde. In das erste sollten Franziskaner, in das zweite Dominikaner Mönche einziehen. Als man sich der Bestimmung hinsichtlich der Dominikaner widersetzte, da wurden Zeichen und Wunder zu Hülfe gerufen. Der Eigenthümer der Stelle,

auf welcher ihr Kloster erbaut werden sollte, hieß Redder. Dieser betheuerte, er habe dort mit eigenen Augen Erde vom Himmel fallen gesehen, die auswendig schwarz, inwendig aber weiß und goldgestreift gewesen sei, redenden Beweises genug, daß das Kloster nur von Dominikanern in Besitz genommen werden solle, indem die schwarze und weiße Farbe die Ordenstracht dieser Mönche, die goldenen Streifen aber ihre reine und lautere Lehre anzeigten. Dieses wundergläubigen Kunstgriffes ungeachtet, erreichten die Dominikaner dennoch nicht so unmittelbar ihren Zweck, vielmehr mußten sie erst geloben, daß sie mit ihrem geistlichen Wesen Keinem Abbruch thun, ja sogar daß sie für falsche Ordensbrüder angesehen werden wollten, sobald sie für ihre Dienste Geld annehmen würden, in welchem Falle sie sollten gezwungen werden können, die Stadt zu verlassen. Nachdem sie dieses versprochen, wurden sie im Jahre 1235 von dem Domdechanten Alhard feierlich anerkannt.

Nach Beseitigung dieser Klostergeschichten schenkte Adolph besonders der Neustadt und dem Nikolai-Kirchspiel seine Aufmerksamkeit und Fürsorge. Er bestätigte den Bürgern ihre Privilegien, die sie als solche von seinem Vater sich erworben hatten, wonach ihnen freistand, zwei Mal im Jahre einen Markt zu halten, wie auch die Wiesen und Waldungen zu benutzen, die in seiner Gerichtsbarkeit lagen, ungerechnet, daß sie der Zollabgabe durch die ganze Grafschaft überhoben waren.

Ein und dreißigstes Capitel.

Im Verlaufe der letzten funfzig Jahre waren nach den Gestaden der Duina, nach Lievland und Esthland, insbesondere nach Riga, wo ein Augustiner aus dem Kloster zu Segeberg, Namens Meinhard, eine Missionsanstalt errichtet hatte, zahlreiche Wanderungen und Wallfahrten zur Bekehrung der dort noch immer hausenden Heiden unternommen worden. Außerdem hatten die Schwertritter sich mit den deutschen Rittern für die heilige Sache verbunden, und der Eifer und die Begeisterung, mit welcher der Bischof Albrecht das Kreuz predigte, hatten viele Fürsten, darunter auch Herzog Albrecht von Sachsen, Albrecht von Orlamünde, und eine große Menge Volks bewogen, kleine Kreuzzüge und fromme Heldenfahrten nach diesen Gegenden zu unternehmen. Nun waren die Schwertritter mit den Ureinwohnern wieder in einen harten Kampf gerathen, und als die Kunde davon zu den Ohren Adolphs gedrungen war, da ward er alsbald inne, was er zu thun habe, um seine frommen Gelübde in jeder Hinsicht zu erfüllen: Er wollte ebenfalls nach der Duina gegen die widerspenstigen Heiden ziehen!

Bevor er seinen Zug unternahm, von seiner gleich frommen Gemahlin gefolgt, übertrug er die Aufsicht über seine unmündigen Söhne und die Verwaltung seiner Grafschaft dem Herzog Abel von Schleswig und trat außerdem noch den Chorherren der Hamburger Domkirche alle Rechte ab, welche ihm

und seinem Vater über die kleine Kirche St. Nikolai zugestanden. Adolph blieb in Lievland ein Jahr, doch wird uns nicht genauer angegeben, worin dort seine besonderen Verrichtungen bestanden. Weil aber sein ganzes ferneres Leben dem Dienste der Religion gewidmet sein sollte, so trat er am 10. August des Jahres 1239 förmlich in den Franziskaner-Orden, in dem von ihm selbst errichteten Kloster zu St. Maria Magdalena, so daß sein Dasein überhaupt wie der Rhein endet, in dem Sande frommer Zurückgezogenheit und klösterlicher Stille, bis seine Seele gleich einem Tropfen in dem Meere der Ewigkeit zerfloß. Sich die eigentliche Priesterweihe zu erwerben, wanderte er im Jahre 1244 nach Rom; jene wurde dann auch von Innocenz dem Vierten an ihm vollzogen und damit zugleich alle Blutschuld des Krieges von seinem Haupte genommen. Ferner setzte ihn der Bischof von Lübeck am 20. December desselben Jahres zum Priester ein, wornach er seine erste Messe in der Kapelle las, welche die Franziskaner auf dem Schlachtfelde von Bornhövede errichtet hatten, die zweite aber in der Kirche Maria Magdalena vor seinen geistlichen Ordensbrüdern. Er starb zu Kiel, in treuer Erfüllung seiner Ordenspflichten, am 8. Julius des Jahres 1261, und wurde in der Kirche des dortigen Marien-Klosters beigesetzt. Die Inschrift seines früher im Johannis-Kloster befindlichen Bildnisses lautet also: „Durch seine Siege gegen Dänemark 1224—1227 Nord-Albingiens Deutschheit bewahrend, mit weiser Ein-

sicht und großherziger Entsagung die Selbstständigkeit unseres Freistaates gründend, galt er seinen Zeitgenossen, wie allen Zeiten, groß als Fürst und Held, größer noch als Christ und Mensch in seltener Selbstüberwindung und frommer Gottergebenheit."

Adolphs Gemahlin Hedwig trat durchaus in dieselben Fußstapfen. Wie eine liebliche Sage erzählt, hatte mitten in einem duftigen Gehölze, welches sich an der nördlichen Seite der Stadt hinzog, ein Bürgermeister Herwerth um 1225 eine Meierei angelegt, die nach seinem Namen und dem alten Worte Hude, das eine Trift bedeutet, benannt wurde. Dieses Gehöfte kaufte die Gräfin und verwandelte es in ein Nonnenkloster des Cisterzienser-Ordens, welches auch wohl das Kloster zum Jungfrauenthal genannt wurde, und worin sie sich selbst, erst als Nonne, dann als Aebtissin aufnehmen ließ. Durch ihre Vermittelung wurden dem Stifte vom Papst Innocenz IV. noch besondere Rechte bewilligt, welche die Bewohnerinnen desselben sich immer zu erhalten gewußt haben.

Zwei und dreißigstes Capitel.

Die Hamburger waren nicht lässig, das Zurückziehen Adolphs von weltlichen Dingen auf alle Weise zur Entwickelung ihrer Freiheit zu benutzen. Deshalb verwandten sie die ersten Tage nach dem

Uebergang in's Kloster dazu, sich ihre von Friedrich dem Ersten ausgestellte Urkunde von dem jungen Grafen, Johann dem Ersten, bestätigen zu lassen. Desgleichen wurden durch Fürsprache des grade anwesenden Bremer Bischofs, Gerhard des Zweiten, alle Ansprüche beseitigt, welche Braunschweig seit Heinrichs des Löwen Zeiten noch an Hamburg haben mochte. —

Werfen wir nun einen Blick auf die damalige äußere und innere Beschaffenheit der Stadt überhaupt, wie sie Zimmermann darthut, so stellt sich uns folgendes Bild vor Augen. — Um St. Peter herum zog sich eine Straße nach dem Mühlenthore neben den Mauern des Johannis-Klosters. Die Mühle, welche noch außerhalb der Ringmauer lag, wurde im Jahre 1164 von Adolph dem Dritten angelegt. Von der andern Seite des Johannis-Klosters ging wieder eine Mauer bis zum Marien Magdalenen-Kloster, von wo der Möngsdamm oder Mönkedamm als Erhöhung zur Abwehr des aufstaudenden Wassers der Alster, auf den Rödingsmarkt zuging. Der Rödingsmarkt, oder ursprünglich Rojermarkt genannt und besonders von Brauern bewohnt, bildete die östliche Seite der Stadt und bot einen Ausgang in dem Scharthor, welches wenigstens schon 1248 vorhanden war. Von da aus zog sich der große Deich mit einer Mauer längs der Elbe hin, den Kayen, dem Krahn und den Mühren (Mauern) vorbei, bis zum alten Ober- oder jetzigen Winserbaum. Diese aufgedämmte, selbst mit Thürmen

versehene Mauer, welche zum großen Theil von jenen aus Bardowiek erkauften Steinen aufgeführt worden war, diente nicht nur den Fischern und anderen Bewohnern dieser Landzunge zum Schutz vor dem Wüthen des Wassers, sondern auch zur Festung gegen feindliche Anfälle, welche vom Elbbrook her sie beunruhigen konnten. Früher schlossen die Stadt das Hadelerthor, bei der jetzigen Zollenbrücke, und das Hopfenthor, auch das Lüneburger genannt, zwischen der kleinen Reichenstraße und dem sogenannten Hopfensack. Aber es leidet keinen Zweifel, daß außerhalb der damaligen Neustadt (Nikolai-Kirchspiel) schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mehre Bewohner sich ansiedelten und die Gegend, welche das nachmalige Katharinen-Kirchspiel einnahm, zum Theil bebauten. Vorzüglich waren es Fischer, Brauer und Gewandbereiter, welche daselbst sich niederließen, um derentwillen schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu frommer Andacht eine Kapelle gesetzt werden mußte. Die Fischer, durch das kaiserliche Privilegium von 1189 begünstigt, auf der Elbe oberhalb und unterhalb der Stadt auf zwei Meilen frei zu fischen, hatten vornehmlich am Kremon ihre Wohnungen aufgeschlagen und den Kanal mit Kähnen belegt; sie verhandelten besonders ihren Lachs, den sie hier in Menge fingen, und gewannen viel bei diesem Gewerbe. Das Brauen des Biers, des deutschen Getränkes, war schon seit dem zwölften Jahrhundert ein vorzüglicher Nahrungszweig der Hamburger, und trug nicht wenig dazu bei, die Stadt

reich, bevölkert und wichtig zu machen. Die Angesehensten im Rathe selbst waren oft Brauer. Erste Erwähnung des Hamburger Bieres geschieht schon in dem besagten kaiserlichen Begnadigungsbriefe von 1189, in welchem auch von den Strafgeldern, welche für unrichtiges Maaß des Bieres eingingen, Verfügung gemacht wird. Die ursprünglich rothe Farbe dieses Bieres soll zuerst 1233 in eine weiße verwandelt worden sein. Der Name der beiden Wandrahme aber erinnert noch jetzt an die vormals in dieser Gegend der Stadt aufgestellten Rahmen der Tuch- und Gewandbereiter, welche dort an der Gegenseite wohnten und arbeiten ließen. Vom Kattrepel hinauf gelangte man zum Speersort (St. Peters Ort), wo das früher sogenannte Marien- oder Schulthor die Gränze der Stadt bildete. Das Schulthor wurde durch eine Mauer im Westen des heutigen Pferdemarktes mit dem Alsterthor verbunden, von wo an bis zum alten Mühlenthore der heidnische Wall sich hinzog, ein Festungsdamm, der frühzeitig schon gegen die Anfälle der Wenden und Slaven aufgeführt worden war. Die Gegend des heutigen Jakobi-Kirchspiels wurde im zwölften und dreizehnten Jahrhundert vorzüglich von Gärtnern, Fuhrleuten und Bierschenkern angebaut, in den niedrigen Theilen auch von Fischern häufig bewohnt. Auch hier wurde schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine Kapelle nöthig, aus welcher die Jakobi-Kirche hervorgegangen ist. In der Nähe derselben stiftete der fromme Graf Adolph der Fünfte 1233

das Convent für zwanzig Nonnen, Beguinen, oder von ihrer Tracht blaue Süstern (Schwestern) genannt, deren Stiftung in der Folge beträchtlich erweitert wurde und sich bis auf die neueste Zeit, wiewohl nur in ärmlicher Dauer, erhalten hat. Eine alte St. Georgs-Kapelle nebst einem dabei liegenden Siechen- (Seeken-) Hause muß schon vor dem Jahre **1220** da gewesen sein: denn in diesem Jahre schenkte Graf Albrecht von Orlamünde dem Priester dieser Kapelle drei Acker Landes neben dem Siechenhause. Die Umgebung derselben war ein Gehölz, um den Anblick der Aussätzigen den Augen der Menschen zu entziehen; nur ein schmaler Fußsteig zog sich von dem Alsterthore durch das Gehölz längs der Alster hin, wo in der Nähe ein Aussätziger, eingehüllt mit einem langen Stock, an dem ein Beutel befestigt war, um ein Almosen ansprach. Es hieß darum auch in früheſten Zeiten: dat Spital up dem Stege. Der Uursprung dieser Kapelle gehört in die Zeiten der Kreuzzüge. Heimkehrende Glaubensstreiter, deren Schutzpatron der tapfere Ritter St. Georg war, müde, auch wohl krank und mit dem Aussatz behaftet, fanden hier, die ersteren eine Pilgerwohnung zum Nachtlager, die anderen, die sich von den übrigen Menschen absondern mußten, einen Zufluchtsort ihres Elendes. In der Nähe dieser Kapelle stand die metallene Kreuzigungsgruppe, die wir noch jetzt sehen, das älteste Denkmal, das sich aus den Zeiten des päpstlichen Mittelalters erhalten hat. Ein ähnliches stand auf dem Speersort, und

das mittlere vor dem Spitalerthore, nach der Sitte, welche häufig in Städten des Papstthumes gefunden wurde, den Weg nachzubilden, den der Heiland von Pilatus Rathhause bis nach Golgatha hatte zurücklegen müssen. Das Maaß desselben, das man zu Jerusalem genommen, trug man über und war hier die Entfernung von der Domkirche bis zum äußersten Crucifix: die beiden anderen deuteten die Ruhestellen an, welche der Heiland auf seinem Wege zur Gerichtsstätte gehabt haben soll.

So die Ortsbeschreibung eines geistreichen Mannes, dem Muße, Umstände und Vertrauen, die nicht Jedem mit gleichem Glücke lächeln, dienten, selbst zu forschen und sich von allen historischen Umständen genau zu unterrichten. Man wird die offenherzige Aufnahme dieser wahren Skizze zu würdigen wissen. —

den mittlern, dem Capitalthor, nach der Stadt, welche Hadrian zu Ehren des Capitolinus benennen wurde, den Weg nachzumessen, den der Heiland vom Pilatus Richthause bis nach Golgatha hatte zurücklegen müssen. Das Maaß desselben, das man zu Jerusalem genommen, trug man über und war hier die Entfernung, von der Domkirche bis zum äußersten Calvarie; die beiden äußersten bezeichnen die Ruhestellen an, welche der Heiland auf seinem Wege zur Gerichtsstätte gemacht haben soll.

Ob die Ueberlieferung eines gewissen Wunders, ohne Mythe, Dunkelheit und Vermuthung, ob nicht Jemand mit gläubigem Gemüthe hingehe selbst zu forschen und sich von allen historischen Umständen genau zu unterrichten. Man wird die ehemalige Aufnahme dieser wahren Critik zu würdigen wissen. —

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Der Gesichtspunkt für unsere Stadt hat sich bedeutend erweitert. Die Bande, welche dieselbe an Kaiser und Reich gefesselt hielten, sind merklich gelöst worden. Der Charakter einer selbstständigen Gemeinheit hat, theils vom Glück theils vom Unglück begünstigt, angefangen, sich zu entwickeln. Dessenungeachtet sind die allgemeinen Rechtszustände dieselben geblieben, und weil sie doch den Geist hergeben, welche Stadt, Leben und Gemeinde, Staat und Volk hier im Kleinen weiter und vorwärts treiben, so haben wir das erste Buch nicht damit beschlossen, sondern wollen das zweite damit anfangen, dem Leser einen Ueberblick zu geben von den Zuständen des Rechts und der Sitte, von den Ansichten, welche die Zeit und ihre Geschichte durchdringen. Es ist jetzt gleichsam noch das Mythenalter der Verfassung. Was sich nach und nach zur Klarheit und Bestimmtheit herausbildet, ist von der Nothwendigkeit der Geschichte den Menschen eingegeben und mit dem Ort oder der Stadt auf's Genaueste verbunden. Deshalb hat sich auch Alles in dieser Hinsicht, wie die Folge lehren wird, so fest zusammengesetzt und eng abgeschlossen, daß ein freieres Hinausschreiten

fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Dazu kommt die Usurpation der Gewohnheit und die ängstliche Furcht vor jeder Verletzung des bürgerlichen Anstandes. Aber das ist der Trost, das giebt die Hoffnung, jeden Kampf, den die Zeit auferlegt, den wird sie auch entscheiden und schlichten helfen, es sei früher oder später. Diese Lehre giebt uns grade die Hamburgische Geschichte, welche anzudeuten oder hervorzukehren ich immerdar beflissen sein will; dann muß aber auch der Leser den guten Willen und die offene Seele bereit halten. Das nur nenne ich Geschichte sie sei so klein oder groß als sie wolle, daß dem Menschen dadurch das Auge klar und die Brust weit gemacht wird, daß er in seinem Leben, wenn es recht gelebt und geführt wird, die ganze Vergangenheit wiedererkennt und die Zukunft begreift. Deshalb soll der Leser seine Wißbegierde um die Vaterstadt auch nicht in Anekdoten verzetteln, sondern für sein eigenes Ehrgefühl die Brust immer höher halten. Und wer so nicht mit mir gehen will, der lasse mich laufen. Immer besser und vorwärts ist mein Symbolum!

Der Leser erinnert sich wohl aus seiner andern Lectüre, daß um diese Zeit das Ritterwesen in voller Blüthe stand. Damit hingen nicht allein Religion und Sitte, sondern auch die Ansicht vom Rechtswesen einigermaßen zusammen. Wie im übrigen Deutschland, so war auch in Hamburg ein Voigt derjenige, welcher das Recht handhabte, jedoch mit der Beschränkung, daß er beim freien Ding (Ge=

richt) nicht allein, wie es Sitte war, nach den im ganzen Sachsenland geltenden Sprüchen oder Srüchwörtern, sondern auch nach der Vereinbarung der Meinungen der Dingleute Urtheil sprechen mußte. Diese Dingleute wurden später zu Rathmännern oder, wie man es auch mit der Zeit lieber hörte, zu Rathsherren, und weil ihr Gewicht, besonders wenn sie viel Klugheit und Erfahrung zeigten, immer mächtiger wurde, so standen sie am Ende als die Zähler und Nenner, der Voigt aber als eine Null da, und als solche hat er sich mit Amt und Würde denn wohl bald aufgehoben. Ueber diesen Rathmännern standen noch die Wittigsten und das sollten eigentlich die Verständigen sein, die die Sprüche wohl inne hatten. Aus diesen Personalitäten läßt sich für uns zwar noch nicht viel mehr abnehmen, weil eben, wie gesagt, die Mythe noch eine Rolle spielt, aber schon in diesem romantischen Keime liegt die ganze staatliche Folge.

Oft konnte die Sache der Parteien doch nicht wohl entschieden werden, dann nahm man seine Zuflucht zu einem Institut, welches aus einer Mischung von Glauben und Aberglauben, Ritterthum und Gewissen, auch wohl Pfaffentrug und heiliger Einfalt bestand, das waren die Ordalien, Gottes Ordele oder Gottesurtheile, eine Art Kampf, wobei der liebe Gott die Natur der Elemente verkehren und die Unschuld oder Gerechtigkeit an's Licht kommen sollte. Wir haben zu einer Erzählung, wie es weiter damit zugegangen, hier keinen Raum übrig, deshalb

mag leicht Jeder sich anderswo darüber Belehrung holen; es gehörte hier nur zur Sache, daß dergleichen damals auch in Hamburg vorgekommen ist.

Ferner war hier das sogenannte Barrecht gang und gäbe. Wenn Einer ermordet war, so mußte der Beschuldigte seine Hand auf die Wunde legen; blutete diese dann wieder, so war der Verbrecher erwiesen. Merkt aber nicht sogleich Jeder den tieferen Sinn, der dabei zum Grunde lag? Es war ein rein psychologischer Grund, warum man so verfuhr. Das Gewissen, die Seele selbst verräth sich, unfreiwillig bekennt sie durch Schauder und Entsetzen die That ihres Leibes. Mit derselben Wahrnehmung wurde dem Deliquenten auch wohl die Hostie geboten, weil mau dafür hielt, ein Frevler am Menschenblut könne unmöglich so ruchlos sein, diese gleichgültig hinzunehmen. Daß vor allen Dingen der Eid nicht vergessen wurde, darf wohl kaum noch erwähnt werden, denn damals war grade der Augenblick, wo er seine volle Heiligkeit haben mußte! Ach Gott, heutiges Tages ist auch der Heiligenschein um Eid und Eidesformel gar blaß und bleich geworden! Ist es mit der Aufklärung nicht schon zu weit gekommen? Wie das Sonnenlicht durch die kleinen Bleischeiben der majestätischen Dome fiel in das Schiff der Kirche, so fiel das Vernunftlicht auch durch das Seelenauge in das geheimnißvolle Innere des Lebens, und die Menschen, mit ihrem halben Recht und Rechtszustand waren wahrlich glücklicher als wir es jetzt sind. Wenn ich mir das Hamburg dieser Zeit

denke, mit dem reichen Handel und Wandel im noch eng begränzten Raume, mit der Poesie, die aus dem südlichen Deutschland herüber kam und die sittige Jungfrau in den Abendstunden ergötzte, dann träumt meine Seele und das Herz wird warm, und ich denke, du Hamburg der alten Zeit, voll Strebelust und Bürgerkraft, bist du heut noch so gut? —

Nun wollen wir im eigentlichen Text aber weiter gehen, und bei den äußeren Begebenheiten so viel vom stillen Leben einflechten, als sich schickt und geziemt.

Zweites Capitel.

Jedes dritte Wort in der älteren Geschichte ist Kampf und Streit. Hier nun zwar nicht in und um Hamburg, wohl aber doch in dessen Nähe.

Woldemar der Zweite war am 28. März des Jahres 1241 gestorben und ihm sein Sohn Erich der Vierte in der Regierung gefolgt. Es erhielt dieser Erich aber den Beinamen Plogpenning, von einer Pflugsteuer, die er seinem Lande im Jahre 1249 auferlegte. Seinem Bruder Abel war Schleswig und Jütland zugefallen.

Man weiß aus der bisherigen Erzählung des Laufes der Dinge, daß Woldemar alles Land, welches er sich mit so blutigen Kämpfen diesseits der Eider erobert, am Abende seines Lebens auf gleiche Weise wieder verloren hatte. Nun hätte Erich

diese erworbenen und verlorenen Länder gar zu gerne wieder sein genannt, deshalb forderte er seinen Bruder Abel auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, um sie wieder zu gewinnen. Dieser jedoch war durch Heirath mit dem Grafen von Holstein verbunden. Deshalb war er keineswegs gewillet, auf das Ansinnen und Bestreben einzugehen, sondern erklärte vielmehr, daß, sobald Erich mit seiner Macht in Nordalbingien einfiele, er dem Lande wie dem Grafen auf alle nur mögliche Weise Beistand leisten wolle. Nichts destoweniger ließ Erich nicht ab von seinem Plane. Als das die Herzoge von Sachsen und Lüneburg sahen, da legten auch sie sich in's Mittel, weil sie nicht wollten, daß das Land, welches, so fruchtbar von Natur, sich eben unter dem sanften Schutze des Friedens neu und frisch zu beleben anfing, wieder von den Unruhen des Krieges heimgesucht und verheert werden sollte. Die nächste Folge war, daß Abel die bisher geübte, Vormundschaft über die beiden jungen Grafen Johann und Gerhard niederlegte, diesen ihr väterliches Erbe auf's Neue zuerkannt wurde, welcher feierliche Akt am 8. November desselben Jahres vor sich ging, und der Erstere, Johann, zwei Tage darauf unter den Glückwünschen der Bürger wie der Geistlichkeit seinen glänzenden Einzug hielt.

Damit war der Groll zwischen Erich und Abel keineswegs beseitigt. Sie waren die feindlichen Brüder, welche sich gegenseitig Schaden zufügten, wo sie nur konnten, und von Tag zu Tage

in immer helleren Flammen des Hasses und der Parteisucht entbrannten. Der Kampf, welchen Erich auf ein friedliches und blühendes Land hatte hinüberspielen wollen, wurde nun gegen den stilleren und schwächeren Bruder im vollen Maaße geübt. Das währte jedoch nur einige Jahre, und weil er seine Wuth und Rachsucht nicht mäßigen konnte, so trug er die Kriegsfackel im Jahre 1246 dennoch auf Holstein über. Allein Abel, auch der Erzbischof von Bremen, blieben nicht zurück, dem Lande beizustehen. Eben so stand Lübeck auf mit aller Macht zu Lande und zu Wasser. Nur — die jungen Grafen fehlten, welche der Ausbildung wegen nach Paris gereist waren. Kaum hatten sie Kunde, welche Gefahr über ihrem Lande schwebte, so reisten sie schnell ab, und Hamburg war wieder der erste Ort, welcher die jungen Helden in seiner Mitte empfing, welcher ihnen Muth zusprach und nöthigenfalls Hülfe verhieß. Auch hatte man, ehe sie kamen, schon allen Ernstes angefangen, sich selbst gegen etwaige Anfälle und Angriffe zu sichern. Die nordwestliche Seite der Stadt war die schwächste Seite, sie stand dem andringenden Feinde so gut wie völlig offen, und die allgemeine Thätigkeit, jetzt auch von den Schauenburgern gut geheißen, ging vor allen Dingen dahin, hier dem wilden Erich ein Bollwerk zu bieten. Deshalb wurde ein Wall aufgeführt, dessen ehemaliges Dasein sich durch die Benennung der alten Wallstraße lange genug beurkundet hat. Nächst der Alster, wo man vor Gefahr des plötzlichen Einfalles

doch immer noch nicht sich ganz gesichert glaubte, wurde in jenem Walle auch ein Thurm aufgeführt. Das war der blaue Thurm, welcher dort bis zum Jahre 1728 gestanden, und von dem noch neuerdings die Grundsteine aufgefunden worden sind.

Als nun Alles fertig und erwartungsvoll gerüstet war, da kam der Verheerer — gottlob! nicht. Vielmehr wandte er sich gegen Lübeck, so daß der tapfere Bürgermeister Alexander von Soltwedel Gelegenheit erhielt, sich einen Namen zu machen für alle Zeit. —

Die dänische Flotte wurde bei Femarn geschlagen, die dänische Küste verheert und sogar Kopenhagen erobert. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, und sieggekrönt und beutebeladen kehrten die Lübecker nach der Trave zurück.

Die Theilung zwischen den Schauenburgern war aber also geschehen: Johann hatte Wagrien bekommen, das eben so reich war an fruchtbaren Aeckern wie an fischreichen Seeen, und sich dazu Kiel noch genommen. Gerhard dagegen erhielt Holstein und Stormarn.

Kilia am Ostseestrande war, wie das noch ein Studentenlied singt, nicht allein die schönste, sondern auch die wichtigste Stadt im Lande. Hatte sie deshalb dem Johann in die Augen gestochen, so wollte nunmehro der Gerhard sie nicht gutwillig sich entreißen lassen. Weil gute Worte zum brüderlichen Herzen nichts fruchten wollten, so mußte dieser schon auf andere Mittel sinnen. Zu dem Ende wandte

er sich zunächst an Lübeck, dann auch an den Herzog Albert von Braunschweig.

Kiel jedoch hielt sich tapfer. Was die Einwohner nicht thaten, das that schon die Lage. Die Sache wurde beigelegt noch in demselben Jahre.

Von Braunschweig wird erzählt, daß es damals einen Vertrag mit Hamburg geschlossen, des Inhalts, daß, wenn die Herzoge Hamburg auch feindlich behandeln sollten, dessen Einwohner in jener Stadt doch immerhin eine zuvorkommende Aufnahme finden würden. Dieser Vertrag soll zwar eine Folge jenes Streites um und vor Kiel gewesen sein, doch ist eben nichts weiter davon erzählt worden. Das Hauptmotiv zu demselben scheint übrigens darin zu liegen, daß man Respekt vor dem Hamburger hatte, und der Handelsverbindung halber, wenigstens von Braunschweiger Seite, nicht gerne mit ihnen zerfallen wollte. Der Vortheil lehrte hier, kluge und nützliche Vorkehrungen zu treffen. Denn die Hamburger, hieß es, sollten im bedrängten Falle nur kommen mit Hab und Gut, weil sie einmal reich, so sei die lokale Wiederherstellung nachher schon zu machen. Ueberhaupt waren beide Städte auch zu sehr bei'm italienischen Handel betheiligt, als daß sie sich nicht gerne hülfreiche Hand hätten bieten sollen.

Drittes Capitel.

Erich konnte seine Augen von dem blühenden Holstein niemals abwenden. Immer von Neuem erwachte in seinem Herzen die Lust, es sein nennen zu können. Kaum waren deshalb die Schauenburger in Fehde mit einander gerathen, als der Dänenkönig sogleich auf dem Sprunge stand wie ein raubsüchtiger Lux, dem Gerhard sein Rendsburg zu entreißen. Und ehe man ihm über die Eider zurufen konnte: Halt! nicht weiter, da hatte er schon gewonnen Spiel, die Stätte war sein. Geborgt ist nicht geschenkt, dachten die Schauenburger, bestiegen ihre Rappen und eilten, sich die Lübecker zum Beistande zu gewinnen, schickten aber auch noch zu gleicher Zeit Sendboten an den Bischof zu Bremen und klagten ihm ihre Bedrängniß. Die Hamburger, immer das Herz auf der rechten Stelle, kamen schon von selbst, Hülfe zu leisten.

Rendsburg war ein zu bedeutender Gränzpunkt zwischen der Nord- und Ostsee, zu wichtig für die Vertheidigung des Landes gegen nordische Uebermacht überhaupt, das mußten sie wohl einsehen. Lange schwankte die Wage zwischen den Kämpfern hin und her. Da trat plötzlich ein blutiges Ereigniß dazwischen und die Lage der Dinge wurde gänzlich umgewandelt.

Abel hatte dem Kampf äußerlich gleichgültig zugesehen, während er in seinem listigen Herzen

eine schwarze That ausbrütete. Ja, er gab sich sogar den Anschein, als wenn er seinem Bruder wieder recht freundlich gesinnt war. Deshalb lud er ihn zu sich nach Schleswig und trank ihm fleißig zu aus gefülltem Pokal. Erich ließ es sich behagen, freute sich, nach langer Zeit einmal wieder heiter und vergnügt bei dem Bruder zu sein, und sah auf dem nächtlichen Grunde des Bechers alle Sterne seiner ehemaligen Jugendträume in voller Glorie funkeln. Hätte er darunter doch auch den Unstern bemerkt, der roth und drohend über seinem Haupte emporstieg! Je mehr Erich's Seele in seinen Träumen der Vergangenheit und Plänen der Zukunft verschwebte, desto ungehinderter und unmerkbarer konnte der falsche Abel hinter dem Rücken seines arglos schwärmenden Bruders seine Fallstricke legen und die Grube ihm graben. Als alle Vorsicht vor etwaigem Ueberfall genommen war, da drang der Henker, ein Dänischer von Adel Namens Lago Gudmunson, auf den zurückgesunkenen Erich ein, ließ ihn binden, ihm den Kopf abhauen, und den mit Ketten und Steinen beschwerten Leichnam bei Mösund in den See versenken. Das geschah in der Nacht des neunten August im Jahre 1250.

Kaum war die Nachricht von dieser blutigen, scheußlichen That vor Rendsburg gekommen, so wurde die Belagerung sogleich eingestellt. Abel reinigte sich durch einen Meineid und wurde am 1. November als König gekrönt. Um dann aber alle Zungen zu fesseln, so übte er die Zauber des Wohlthuns, welche

bei den eigennützigen und gewissenlosen Menschen noch niemals ihre Wirkung verfehlt haben. Er bedachte die frommen Stiftungen und beschenkte die Geistlichkeit, denn hatte er diese gewonnen, so hatte er sie Alle unter dem Hut, und Niemand wagte ferner, ihm Böses nachzusagen. Auch diejenigen, welche vorhin gegen seinen Bruder ihm beigestanden, gingen nicht leer aus. Darunter waren selbst die Hamburger, welche die Gelegenheit, wie immer, benutzend, um ein Privilegium gegen das übliche Strandrecht nachsuchten, und dieses durch die Röskilder Urkunde, ausgegeben am **11.** November des Jahres **1250**, bewilligt erhielten. Der Gedanke, welcher dabei zum Grunde lag, war, daß an der dänischen Küste gestrandete Schiffe und deren Güter, sofern sie selbst sie retten und bergen könnten, den Hamburgern frei und unbeeinträchtigt verbleiben sollten.

Viertes Capitel.

Eine Last, welche den Handel jener Zeit besonders niederdrückte, waren die großen Waarenzölle. Am meisten betheiligt waren dabei die flandrischen und niederdeutschen Städte. Es erkannten aber damals schon nicht allein die Völker, sondern auch die Regenten, daß diese Schranken zwischen Staaten und Staaten wegfallen müßten, wenn der Flor des Handels und dadurch des Landes in seiner vollen Größe und Bedeutung dastehen sollte. Deshalb

zeigte sich zuerst Graf Wilhelm von Holland im Jahre 1243 bereitwillig, den Belasteten und Bedrängten einige Erleichterung zu verschaffen. Diese entsprach aber lange nicht den Erwartungen, welche man gerechter Weise sich davon machen konnte. Sofort traten Hamburg und Lübeck zusammen, dem ganzen niederdeutschen Handelsverkehr die nöthigen Freiheiten zu verschaffen. Es wurden zu dem Ende zwei Bevollmächtigte ernannt, welche mit der Gräfin Mathilde von Flandern und Hennegau unterhandeln sollten. Dies waren Jordan aus Hamburg und Hoyer aus Lübeck. Sie erlangten für alle Kaufleute des römischen Reiches, die nach Gothland fuhren, die ermessenen Vortheile im Jahre 1252. Weiter, sich noch allzusehr beschwert und gebunden sehend, schloß Hamburg ohne weitere Einwirkung an und für sich einen Vertrag mit Heinrich, dem Herzoge von Lothringen und Brabant, in den Jahren 1256 und 57, wie es schon früher für sich allein von dem Herzoge Albert von Sachsen zuträgliche Bedingungen sich zu verschaffen gewußt hatte. Der von diesem erhaltene Freiheitbrief besagte, „daß die Hamburger von den Waaren, welche sie die Elbe hinab oder herunterschifften, weder in Lauenburg noch in Eislingen (Zollenspeicher) Ungeld zu entrichten haben sollten; von dem Getraide, welches sie aus dem sächsischen Lande ausführen würden, sollte die Hälfte des bisher üblichen Ungeldes bezahlt werden. Den gewöhnlichen Zoll, den die fremden Kaufleute ohne Ausnahme tragen müßten,

sollten auch die Hamburger zu bezahlen schuldig sein." — Durch Heinrich von Lothringen aber erlangten die Hamburger Schutz und Sicherheit für ihre Person und ihre Güter zu freiem, unbeschwertem Handel, sicheren Aufenthalt und Abzug, so daß, wenn auch jemals zwischen dem Herzog und dem Grafen von Holstein eine Fehde entstehen sollte, ihnen und ihren Gütern nie Nachtheil oder Belästigung geschehen sollte. Auch sollte ihnen bewilligt sein, den Zoll zu Antwerpen, den sie bisher in englischer Münze oder Sterlingen zu entrichten gewohnt gewesen, in ihrer Münze zu bezahlen. Dieser Schutz sollte auch dann, wenn er von den Herzogen von Lothringen zurückgenommen werde, noch volle drei Wochen gültig dauern, damit sie unterdessen über ihre Güter verfügen und sicher abziehen konnten.

Das war ein merkwürdiges Zeichen, daß die Künste und Geschäfte des Friedens sich hoben und die bürgerliche Thätigkeit unter allerlei Verheißungen einer ersprießlicheren Zukunft, eines vielseitigeren Behagens freien Lebens wie innerer Wohlfahrt und Ruhe genoß, während das Reich immer mehr aus den Fugen ging und in einer öden Verwirrung darniederlag. Es war aber anzusehen, als der Kampf zwischen zwei sich scheidenden Weltansichten, jene ging aus von dem Ritterthume, diese von dem Bürgerthume. Dort herrschte die Tendenz der Selbsthülfe und des Faustrechts, hier die milde Farbe des friedlichen Fleißes und des schützenden Gesetzes; dort die ritterliche Romantik, ausgeartet schon in wilde Rohheit,

hier das höhere — Philisterthum in seiner aufgehenden Morgenröthe. Die Zeit selbst aber hat uns gelehrt, daß wie das Ritterthum so auch das Philisterthum ausarten kann, so daß es am Ende Kinderspott wird und von ihm weiter nichts übrig bleibt, als die Schlacke, welche Dummheit ist und keine Gemeinschaft hat mit dem Edlen und Großen.

Fünftes Capitel.

Besagter Freiheitsbrief des Herzogs Albert von Sachsen ist im Jahre 1274 durch seinen Sohn und Nachfolger Johann bestätigt worden.

Die wichtigste aber von allen auch noch anderen Vereinigungen war die, welche Hamburg und Lübeck unter sich selbst gegenseitig schlossen, im Jahre 1241, woraus der für die deutsche Geschichte überhaupt so wichtig und bedeutend gewordene Bund der Hansa nach und nach erwachsen ist. Wir wollen zuerst die vornehmsten Paragraphen jener Gegenseitigkeit hersetzen.

„Wahre und aufrichtige Liebe der Freunde thut sich darin kund, daß, so wie ein Freund sich an dem Glücke des andern freut, er eben so auch im Mißgeschick Beschwerden und Schaden mit erduldet. Es wisse daher die gegenwärtige Zeit und es achte die Zukunft, daß wir mit unseren geliebten Freunden, den Bürgern von Hamburg, uns über nachstehende Punkte vereinigt haben:

„Wenn Räuber, weß Gestalt sie sein mögen, gegen unsere oder ihre Bürger aufstehen und sie feindlich anfallen, von dem Orte, wo die Trave in's Meer fällt, und so die ganze Elbe hinab bis an's Meer, so wollen wir zu dem, was an Kosten und Aufwand, behufs Vertilgung und Ausrottung dieser Räuber nöthig sein wird, die Hälfte beitragen. Ein Gleiches gilt von der, den Hamburgern obliegenden Aufrechthaltung der Sicherheit auf der Landstraße, die von Hamburg bis zur Trave führt.

„Wenn Jemand außerhalb der Stadt einen Bürger von Hamburg oder Lübeck, ohne daß er angeklagt worden, frevelnd tödtet, verwundet, schlägt oder sonst auf irgend eine Weise mißhandelt, wollen wir die Kosten, welche zur Bestrafung und Vergeltung erforderlich sind, wechselseitig zu gleichen Theilen auf uns nehmen und vertheilen, so wie auch den oder die Thäter einander ausliefern und nach dem Stadtrechte richten.

„Es soll über das Emporkommen und den Handelsflor beider Städte gemeinschaftlich Rath gehalten, und für die Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten gegen innere und äußere Feinde gegenseitige Sorge getragen werden."

Zu diesen Verabredungen und Zusicherungen müssen wir dem Leser wohl noch einige Erläuterungen geben.

Die Waarenzüge der Kaufleute jener Zeit waren mit großen Beschwerden und Gefahren verbunden. Dem Kaiser und anderen Häuptlingen mußte zwar

jährlich ein Geleitsgeld gezahlt werden, wofür sie versprachen, auf Sicherheit im Lande zu halten und jeden Reisenden vor räuberischen Anfällen zu schützen. Allein, wie gut das Versprechen auch gemeint war, so konnten sie es doch nicht immer halten. Die Räuber selbst waren nichts anders als Leute vom niedrigen Adel oder faullenzende Ritter, die lieber in Schenken und auf den Landstraßen umherliegen, als arbeiten mochten. Hatten sie noch ein geringes Gefühl von Ehre im Leibe, so plünderten sie die Züge der Reisenden nicht gradezu, sondern drangen sich zu Geleitsmännern auf, erzählten im Voraus von ungeheuren wilden Räuberhorden, natürlich mit märchenhafter Vergrößerung, und erpreßten dafür nachher ein enormes Geleitsgeld. Der Kaiser konnte oder wollte dem Unwesen nicht steuern, um nicht noch mehr an seinem Hofe ernähren zu müssen, und war froh, wenn sie unter einem Scheindienste sich einen gewissen Zins zu erheben wußten. Wir wissen aus Ritterstücken und Ritterromanen, daß Mancher dies wohl gar als eine ehrliche Handtierung ansah, die Respeckt verdiene, und daß es solche Raubritter gab, die nicht allein selbst wegen ihres Anhangs das ganze Land in Furcht und Schrecken erhielten, sondern mit ihrem Namen und rauhen Scheinverdienste wohl auch von der Mit- und Nachwelt gerühmt und gefeiert wurden.

Sechstes Capitel.

Es steht ferner geschrieben, daß die Hamburger wie nach außen, so auch nach innen sich jede mögliche Erleichterung zu verschaffen suchten. Was trieb denn diese Menschen, daß sie immer so eifrig und bedacht waren, ihr Gemeinwesen zu heben und von lästigen Schranken zu befreien? Wohl nichts anderes, als die starke Liebe zum eigenen Wohl und güterreichen Leben. Weil Natur, Lage und Gelegenheit ihnen so durchaus dienten, ihre Sache zum gefälligen Ziele zu führen, so hämmerten sie unaufhörlich an der Krone ihres Glücks und schmiedeten das Eisen, weil es warm war. Dadurch ist der Materialismus in Flor gekommen und hat sich so festgesetzt, daß der Geist, die Idee nicht weiter Herrschaft über ihn gewinnen kann. Die Hamburger haben die erste menschliche Pflicht, die Selbsterhaltung, allezeit mit Begeisterung und Kraftentwickelung erfüllt und vollzogen, weshalb, wer Gleiches will, auf ihren Schutz und Beistand rechnen darf. Jenes Prinzip und diesen Willen zeiget die Geschichte der Stadt bei jedem Schritt.

Zur besagten inneren Erleichterung gehörte die Aufhebung des sogenannten Königspfennigs, eine Abgabe, die sich aus den Tagen Woldemars herschreiben soll; ferner wurde den Hamburgern noch ein anderer Zins von dem Grafen geschenkt, nämlich der sogenannte Friedschilling, welcher wohl für die Friedensüberwachung gezahlt werden sollte. Um

sich gegen diese Gewährung einer allgemeinen Bitte dankbar zu beweisen, veranstaltete Hamburg im Jahre 1258 ein glänzendes Fest, als die Tochter des Königs Abel, der im Jahre 1252 gestorben war, sich mit dem Herzog Bernhard von Anhalt-Bernburg vermählte, wohl auch aus dem Grunde, weil jene Prinzessin in der Stadt erzogen worden war und sich unter den hiesigen vornehmsten Familien sehr beliebt und angenehm gemacht hatte, so daß diese das heitere, unbefangene Königskind nur ungern aus ihren geselligen Kreisen scheiden sahen.

In demselben Jahre erhoben sich wiederum Streitigkeiten, welche auch auf Hamburg ihren Einfluß ausübten. Der Erzbischof Gerhard starb am 28. August, nachdem er der Kirche in Bremen 39 Jahre vorgestanden hatte. Nun machten drei Geistliche zu gleicher Zeit Ansprüche auf diesen Stuhl; das waren der Domprobst Gerhard zu Bremen, der Bischof Simon zu Paderborn und Hildebold aus dem Geschlechte derer von Wundstorp. Hildebold glaubte seine Sache am besten durchzusetzen, wenn er sich unmittelbar an den Papst machte. Er reiste deshalb nach Rom und wandte dort seine ganze schlaue Beredsamkeit auf, um namentlich den Domprobst Gerhard von allen Ansprüchen zu verdrängen. Die Schauenburger und Hamburger hätten am liebsten den Bischof Simon in der erzbischöflichen Würde gesehen. Erstere waren schon darauf gefaßt, ihre Ansicht selbst mit den Waffen vertheidigen zu müssen, und fingen deshalb auf dem

Süllberge bei Blankenese, wo, wie früher gemeldet, schon einmal eine Burg, nämlich die Adelberts gestanden hatte, ein neues festes Schloß zu erbauen an. Diesem Plane widersetzten sich jedoch die Hamburger selbst, welche sich auf ihr altes Recht beriefen, Keinen, er sei wer er sei, im Umkreise von zwei Meilen eine Burg anlegen lassen zu dürfen. Es kam darüber zu Verhandlungen zwischen beiden Parteien. Die Gründe der Hamburger waren von der Art, daß die kriegslustigen Grafen nicht wohl etwas mehr dagegen einwenden konnten. Nach langem Hin- und Herreden aber, worin bewiesen wurde, daß unter Umständen den Hamburgern eine solche Vormauer selbst nothwendig und nützlich werden könnte, kam es endlich dahin, daß die Schauenburger ihre Burg getrost erbauen sollten, mit dem Vorbehalt jedoch, daß die Hamburger in ihrer neun und sechszig Jahre unverletzt erhaltenen kaiserlichen Bewilligung ungefährdet bleiben und daß es ihnen nach wie vor zustehen sollte, jede Anlegung eines festen Platzes in dem bezeichneten Umkreise zu untersagen. Für diese Vermittelung sprach sich besonders auch der Bischof Simon aus, weil das Ganze doch eigentlich zu seinem Vortheil unternommen wurde.

Hamburg mußte aber nicht bloß diese Ausnahme von der Regel zugestehen, sondern, weil am Ende selbst die Mittel zu der gehörigen Ausführung fehlten, sich ferner bereitwillig finden lassen, von seinem Vermögen zur Bestreitung aller Unkosten Vorschuß und Beiträge zu geben. Doch kam es auch wieder,

wie es schon so oft gekommen ist, oder wie es in den Sprichwörtern heißt: eine Hand wäscht die andere, so werden sie beide rein, oder, eine Liebe ist der anderen werth! Hamburg konnte auf solche Weise frühzeitig einsehen lernen, ein wie großer Hebel das Geld sei und welche wichtige Rolle es in der Geschichte seiner Entwickelung spiele. Denn um sich den Hamburgern für die baldige Gewährung ihres Wunsches erkenntlich zu zeigen, so verliehen die holsteinischen Grafen ihnen ein neues Privilegium, worin der Stadt Hamburg das Weichbildsrecht oder die Befugniß eigener Gerichtsbarkeit zugesprochen wurde.

Das Weichbild, oder nach dem eigentlichen altsächsischen Worte Wykebeld, bezeichnet eine Ding- oder Gerichtsstätte, welche durch Kreuze oder Statüen bezeichnet und geziert wurde. Eine Säule, welche in dieser Hinsicht am öftersten vorkam, war die des Ritters Roland, welcher sagenreiche Name mit mannigfaltigen Ausschmückungen im Munde des Volks, besonders im nördlichen Deutschland, fortlebte und bald auf jeden Helden oder ungewöhnlichen Menschen angewandt wurde. Sobald der Stadt daher das Weichbildsrecht zugestanden war, errichtete sie in ihren Mauern ebenfalls einen solchen steinernen Roland, wie er noch in dem Flecken Wedel und an vielen anderen Orten auf dem Marktplatze steht, wahrscheinlich im Jahre 1264. Unser Roland ist im Laufe und Sturme der Zeit jedoch verschwunden

und nur die Rolandsbrücke erinnert noch an die Stelle, wo er einst wohl gestanden hat.

Die Ertheilung jenes Weichbildsrechtes ist hier aber so zu verstehen, daß es nicht mehr bloß auf die Stadt, wo es früher schon gewesen war, beschränkt blieb, sondern durch die neue Vergünstigung über dieselbe hinausgesteckt wurde. Es heißt deshalb: „Die Gränzen des Weichbildes sollen sich erstrecken, vom Millernthor (welches damals in der Gegend des heutigen Graskellers war) bis an das Flüßchen zu Harverdeshude, niederwärts bis an den Ausfluß desselben in die Elbe und von da grade über die Elbe, so wie von demselben Flüßchen aufwärts bis zum Bach Henninghude sich hinziehen, von da weiter bis zum sogenannten Scharbeck, bis dahin, wo die Gränzen der Allodialfelder sich jenseits der Elbe endigen.“ — Der Name Scharbeck soll sich nach Einiger Dafürhalten aus Anschariusbach gebildet haben; ob nicht das heutige Schürbeck daraus geworden ist? Genauere Angaben fehlen überhaupt über jene Flüßchen und ihre Gegend.

Siebentes Capitel.

In derselben Zeit, wo die Schauenburger mit Hülfe der Hamburger sich zur Durchsetzung ihres Willens rüsteten, war auch Hildehold's Partei nicht schlaff und lässig in ihrem Vorhaben. Um

ihren Feinden im offenen Kampfe gewachsen zu sein, zog sie die Stadt Stade und den Ritter Otto von Bramstedt auf ihre Seite. Stade willigte schon aus eigenem Interesse in dies Bündniß, weil es auf Hamburg scheel sah, und sich durch etwaiges Zurückdrängen desselben gar zu gerne in seinem Handel und Verkehr gehoben hätte. Andere Verbündete Hildebolds wurden noch die Friesen, welche sogleich mit aller Gewalt auf Bremen losstürmten, und die zitternde Stadt durch Rauben, Brennen und Morden fürchterlich heimsuchten. Die Stader, mit Otto von Bramfeld an der Spitze, zogen dagegen die Elbe hinunter gen Hamburg und fingen damit an, die beiden Gestade des Flusses auf schreckliche Weise heimzusuchen. Als die von hier Vertriebenen und Gemißhandelten nun nach Hamburg flohen und den Einwohnern die wilde Verheerung schilderten, da rüsteten diese mit noch größerer Schnelligkeit ihre Schiffe, dem Feinde durch muthigen Angriff wiederum entgegenzutreten. Eine Abtheilung stark bewaffneter Männer zog nach Haseldorp, während Andere sich in wohlbesetzten Fahrzeugen vor die Mündung der Schwinge legten, Stade in Schach zu halten. Es geschahen von beiden Seiten natürlich Ausfälle und kleine Gefechte, die Manchem das Leben oder wenigstens Wunden kosteten, doch ohne daß dadurch für die eine oder andere Partei ein überwiegender Vortheil gewonnen worden wäre.

Unter diesen Vorgängen erst kehrte Hildebold selbst wieder von Rom zurück, und brachte einen

doppelten Befehl mit, der am 30. Juli des Jahres 1259 ausgegeben war. Der eine Befehl lautete dahin, daß Hamburg sich von aller Verpflichtung gegen die Grafen Johann und Gerhard von Holstein losmachen und sich der erzbischöflich-bremischen Kirche unterwerfen sollte; der andere war an den Abt und den Prior des Benediktiner-Klosters zu Hildesheim ausgestellt, welche als Richter beauftragt wurden, die beiden Grafen durch den Bann dahin zu bringen, daß sie Hamburg der bremischen Kirche überließen. Auf diese so ungereimte Forderung einzugehen, ließ sich jedoch wenig Neigung verspüren; Einige verhöhnten, Andere belachten sie. Das ging so weit, daß Hamburg mit Bremen sogar noch in demselben Jahre, 1259, übereinkam, sich gegenseitig in Noth und Gefahren beizustehen und ihre Wohlfahrt zu befördern. Als Hildebold nun sah, daß bei solcher guten Nachbarschaft doch weiter nichts anzufangen war, da suchte er einen möglichst vortheilhaften Frieden zu schließen; in dieser Neigung wurde er besonders dadurch bestärkt, daß Otto von Bramstedt im Jahre 1260 mit Tode abging, ein Theil seines Volkes im Holsteinischen übel zugerichtet war und außerdem die Schauenburger selbst einen thunlichen Frieden wünschten, weil sie mit den Dänen und deren Bundesgenossen, dem Herzoge Albrecht von Braunschweig, in neue Fehde verwickelt wurden. Als die Grafen diesen Frieden schlossen, dachten sie nicht an Hamburg, welches erst im Jahre 1267 um 600 Mark löthigen Silbers mit dem Erzbischof auf's Reine

kam, und man hat jenen ihren Leichtsinn und ihre Nichtachtung zum Vorwurf gemacht. Zimmermann jedoch wagte es, sie hiervon völlig frei zu sprechen. „Unstreitig", sagt er, „waren die Grafen an dieser Absonderung der Verhältnisse unschuldig, da Hildebold verschiedene Ansprüche an die Stadt machte, anders sich hinwiederum mit jenen vertragen wollte; und es kann den Grafen so wenig zum Vorwurf gereichen, sich unabhängig verglichen zu haben, als die Hamburger sich gebunden geglaubt hatten, mit dem Herzoge von Braunschweig einen besonderen Vertrag zu schließen, während dieser mit den Holsteinern in Fehde begriffen war."

Achtes Capitel.

Zu jener Zeit führte der Herzog Byrger von Ostgothland so gut wie ein König das Regiment über ganz Schweden. Weil die Hamburger nun von den kriegerischen Bewegungen, in welche die dänischen Prinzen fortwährend verwickelt waren, und in Folge deren die Königin Margarethe, ihres braunen, männlichen Ansehens wegen gewöhnlich die „schwarze Grethe" genannt, von den holsteinischen Grafen bereits in Hamburg gefangen gehalten wurde, nicht gerne weiter berührt sein wollten, so behaupteten sie durchaus Neutralität und schickten ihren Bürgermeister Jordan nach Schweden, ihnen noch andere

Freiheiten auszuwirken, deren die Lübecker sich bereits erfreuten. Jordan sprach zu dem Herzoge:

„Die Kräfte unserer Stadt sind zwar nur gering, sobald sie mit einem Königreiche verglichen, aber das Loos der menschlichen Verhältnisse ist von der Art, daß auch von der Freundschaft der Geringen oft großer Vortheil gezogen werden kann; ja es ist sicherer und ersprießlicher, weniger Mächtigen Wohlthaten zu erweisen, da sie zur Dankbarkeit, wenn sie diese verweigern, gezwungen werden können. Wie weit jedoch die Hamburger von solcher unedlen Gesinnung entfernt sind, das beweisen die zahlreichen Hülfsleistungen, welche Fürsten, durch deren menschenfreundliche Gesinnungen wir so weit emporgekommen sind, von uns ohne die geringste Kostenersparung erhalten haben. Dasselbe Versprechen machen wir auch an Schweden, und zwar um so zuverlässiger, je größer das Glück sein wird, das die Stadt durch eine günstige Bewilligung der erbetenen Freiheiten für ihren Handel jenseits des Meeres zu erlangen hoffen darf." —

Auf diese Worte des Bürgermeisters Jordan ertheilte der Herzog Byrger den für ihre Stadt und ihren Handel allzeit sorgenden Hamburgern am 20. Juli des Jahres 1261 folgende Privilegien: Sie sollen mit ihren Waaren in Schweden dieselbe Befreiung von allem Zoll genießen, welche sie den schwedischen Unterthanen in ihrem eigenen Gebiete gewähren würden; wenn Hamburger in Schweden Schiffbruch leiden, sollen sie Alles, was sie von ihren Gütern bergen können, ungehindert besitzen; stirbt

Einer in Schweden, so wird sein Nachlaß zu getreuer Verwahrung gebracht, bis innerhalb eines Jahres der gesetzmäßige Erbe sich erweise und stelle; erst wenn ein solcher sich nicht findet, falle der Nachlaß dem königlichen Fiskus anheim; wenn endlich Jemand Geld oder Waaren durch einen andern übermache, der eines Verbrechens schuldig befunden würde, solle bloß der Schuldige an Geld oder am Leibe bestraft werden, ohne daß der Unschuldige sein Gut verliere; da nichts gerechter scheine, als daß bloß der Verbrecher für seine Uebelthaten büße, nicht aber ein Anderer für ihn leide!

An diese Privilegien schlossen sich bald noch andere, welche zu immer größerer Hebung des Handels und Entwickelung der Freiheit den Hamburgern ganz besonders hülfreiche Dienste leisteten. Und frägt man immer und immer wieder nach den Ursachen, so ist es wahrlich nicht allein das Streben und der Eifer, sich in ihrer Thätigkeit, in ihren staatlichen Verhältnissen zu erweitern, sondern es muß auch die warme Gesinnung in Anschlag gebracht werden, und das Wohlgefallen, welches die verschiedenen Fürsten wider Willen den fleißigen, vorwärts arbeitenden Bürgern niemals versagen konnten. Diese emsige Geschäftsbetriebsamkeit, dieser Kampf um das Emporkommen ist so sehr Geschichtscharakter der Hamburger geworden, daß man heute, morgen und alle Tage noch die ganze Vergangenheit in ihrer Frische und Lebendigkeit wiedererkennt. Das ist eine Tugend, die den Bürgern allerdings zum Ruhme gereicht, die der

Unparteiische weder der Vergangenheit noch der Gegenwart je wird absprechen können; aber in diesem Charakter ist Hamburg durch die Jahrhunderte auch so fest geworden, daß weder Zeit noch Meinungskampf das Geringste zuzusetzen oder abzunehmen vermag. Wäre Hamburg durch die überwiegenden Handelsinteressen gegen alle politische Fortbildung nicht so überkrustet worden, es müßte das beste Staatsleben von der Welt zeigen. Freilich, auch das Beharren wieder hat seine löblichen Seiten, das Bleiben in der Volks- und Lebenssitte eine Farbe, die nicht übersehen werden darf. Diesen Geist lebendig zu halten, die Formen aber auch zu verjüngen, darin beruht eben der Conflikt, welcher ausgekämpft werden muß. Doch, springen wir zurück; die Geschichte will immer mit Reflektionen behandelt sein, nackte Thatsachen und todte Jahreszahlen geben ein trauriges Gerippe der Begebenheiten.

Die Jahre 1264 und 65 waren wieder besonders zum inneren Wohl beitragende. Zuerst bestätigte Graf Gerhard das alte kaiserliche Privilegium von 1189; es war darum wahrscheinlich aus dem Grunde nachgesucht worden, weil der Bruder Johann von kränklicher Natur war, unversehens das Ende seiner Tage herannahen und der Bestätigung dadurch Schwierigkeiten entgegentreten konnten. Ferner trafen die Hamburger mit den Hannoveranern eine Uebereinkunft, wodurch sie sich gleiche gegenseitige Freiheiten in ihrem Handelsverkehr zusicherten.

Neuntes Capitel.

Neben dem Landhandel fing damals auch der Seehandel, das heißt nach England und den Küstenländern, an, sich bedeutend zu heben. Alljährlich wurden mehr Fahrzeuge gebaut und mit Gütern befrachtet. Allein der Schiffsbau und die Schifffahrtskunde überhaupt hatten noch mit großen Unvollkommenheiten und Beschwerden zu kämpfen. Wenn die Waarenzüge auf dem Lande den Räubern erlagen, so auf dem Meere nicht minder, namentlich wenn die schwachen und ungelenken Fahrzeuge an den Küsten gestrandet waren. Als soche Strandräuber waren besonders die Unterthanen des Bischofs von Bremen ausgezeichnet. Es mußte den Hamburger Kaufleuten natürlich daran gelegen sein, daß diesem kecken Unwesen je eher je lieber gesteuert werde. Lange hatten sie schon auf eine günstige Gelegenheit zur Abstellung dieser lästigen Uebelstände gehofft und geharrt. Endlich sollte sie ihnen kommen.

In Dänemark waren Unruhen und Streitigkeiten zwischen der Kirche und Regierung ausgebrochen. Es hatte nicht den Anschein, daß sie sich gutwillig wieder legen würden, deshalb schickte der Papst, welcher damals Clemens der Vierte hieß, den Cardinal Guido ab, die Forderungen auszugleichen und die Klagen zu schlichten. Der Cardinal nahm seinen Weg über Hamburg und verweilte hier einige Tage. Alsbald nahten sich ihm die Hamburger, seine Vermittelung in Anspruch zu nehmen, den Bischof von

Bremen dahin zu bestimmen, daß er seinen Gemeinden untersage, sich fernerhin an den gestrandeten Gütern der Kaufleute zu vergreifen. Der Cardinal kam den Ansprüchen bereitwillig nach und that, was in seinen Kräften stand. Er schrieb nicht allein an den Bischof von Bremen und machte diesem Vorstellungen, wie sehr die Hamburger bei ihrem unermüdlichen Fleiße und redlichen Thätigkeit es verdienten, daß man ihnen mit bereitwilliger Hülfe entgegenkomme, sondern er gab auch selbst, am 21. December desselben Jahres, einen Befehl aus, wodurch eben sowohl die Strandräuberei strenge untersagt, als auch die Auslieferung etwa noch verborgener Raubgüter geheißen wurde. Zu gleicher Zeit erhielt dann der Bischof von Magdeburg den Auftrag, ein wachsames Auge zu haben und die etwaige Uebertretung des erlassenen Befehles nöthigenfalles mit dem Kirchenbanne zu ahnden.

Der Cardinal muß ohnehin ein trefflicher, edel denkender Mann gewesen sein, in dem kein Funke von Selbstsucht und Priesterherrschaft glühete. Er soll unter andern erklärt haben: „So wie das eben noch dampfende Holz nicht verlöscht, der zerknickte Halm nicht ganz zerrieben werden dürfe, so sei es auch unmenschlich, nicht verhüten zu wollen, daß denen noch Beschwerden auferlegt würden, welchen am meisten schon Unfälle durch göttliche Zulassung begegneten, daß nicht ein Ungemach noch auf das andere gehäuft werde. Eine doppelt gute Handlung, zwiefachen Lobes werth, thue der, welcher Ohnmächtige

gegen Mächtige in Schutz nehme, denn während er die Unruhigen gerechter Weise im Zaum halte, den Kleinmüthigen aber frommen Trost einspreche, übe er zu gleicher Zeit Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Es sei grausam und höchst unwürdig, daß diejenigen, so die Rechte des Heilandes aufgerichtet haben, auf daß sie nicht umkämen, durch die Bosheit weniger in's Verderben herabstürzen."

So eben wollte der Cardinal nach Dänemark abreisen, von den Hamburgern mit Dankesrufen zum Thore geleitet, da kam ein Stiftsherr Thitard von Bremen, darum zu bitten für die — Räuber, daß der Befehl, hinsichtlich der Auslieferung der Güter, welche jene sich von den gestrandeten Gütern bis jetzt angeeignet, doch nicht in seiner ganzen Strenge möchte vollzogen werden sollen. Sie erhielten für dies ungeziemende Ansuchen zwar noch ein kurzes und schnelles Gehör, doch scheint es dem Guido schon auf seinem Wege nach Lübeck gereut zu haben. Denn kaum war er dort angekommen, so erließ er, am 2. Januar des Jahres 1266, einen wiederholten Befehl, Hildebold solle die gegebene Verordnung in allen Gemeinden und Orten seiner Diöcese bekannt machen. Desgleichen wurde der Propst zu Hamburg beauftragt, die Bekanntmachung der Verordnung und des angedroheten Bannes auf jede Weise zu beschleunigen. Nicht weniger hatte der Cardinal seine freundliche Gesinnung gegen die Hamburger dadurch zu erkennen gegeben, daß er der vom Grafen Gerhard kürzlich vollzogenen Bestätigung des kaiserlichen Privilegiums

noch die seinige hinzufügte. Ob das denn so groß nöthig war? frägt vielleicht Mancher, da doch bereits die geistliche Macht zu sinken und die königliche zu steigen anfing. Nun, es ist wenigstens der eifrige gute Wille zu ehren und schaden konnte eine solche doppelte Zusicherung doch nimmer. Die Hamburger nahmen das auch dankbar an, da sie wohl nicht wissen konnten, wo es ihnen einmal dienlich sein möchte.

Zehntes Capitel.

Die Geschichte ist eine spröde Jungfrau. Ob Fürsten dies oder jenes Privatgeschäft abgemacht, eine Hochzeit oder Kindtaufe gefeiert haben, das gehört zwar sonst nicht auf ihre zeit- und weltoffenbarenden Rollen hin, aber wenn die Wirkungen von Einfluß und Bedeutung sind, so müssen auch die kleinsten Ursachen angegeben werden. Es ist nämlich diesmal wieder nichts Geringeres, als daß in Hamburg, im Jahre 1265, war eine Hochzeit gefeiert worden, bei welcher es die Einwohner an Aufwendung von Festlichkeiten nicht fehlen ließen. Der Herzog Johann von Lüneburg vermählte sich nämlich mit Luidgarde, der Tochter des Grafen Gerhard. Es wird zwar gesagt, daß die Hamburger solchen Festaufwand immer ohne Arg machten, daß sie damit nicht, wie man im Sprichwort wohl sagt, mit der Wurst nach dem Schinken werfen

wollten; allein ich weiß nicht, ob das immer ganz so seine Richtigkeit hatte, ob sie selbst von aller verdeckten Buhlerei um Gunst und Gaben, von jeglicher Prahlerei frei waren. Denn wer die Geschichte eines Gemeinwesens erzählt, der muß vor allen Dingen offen und ehrlich sein, er muß nichts beschönigen, nichts verdecken, was an's Licht der Wahrheit gezogen sein will. Die Hamburger hatten zu oft schon erfahren, wie sehr ihnen solche gelegentliche Schmeichelei zu Gute kam. Zwar wurde dadurch immer irgend ein Zweck erreicht, wie wir das nun schon so oft gesehen haben, aber kerngesund war der Gedanke eigentlich nicht. Ist er im Verlaufe der Zeit nicht Charakterzug geworden? Man soll sich auch nicht vergessen um einer scheinbar unschuldigen Pralerei willen! —

Genug, die Hamburger Kaufleute halfen dem Herzog eine glänzende Hochzeit machen, und ihr Dank und Lohn war, daß der Bruder des jungen Ehemannes, der Herzog Albert, seinen ganzen Einfluß bei Heinrich dem Dritten von England verwandte, den Hamburgern einen Freiheitsbrief auszuwirken, durch welchen sie das Recht erhielten, Handelsgesellschaften in ganz England stiften zu dürfen, ohne genöthigt zu sein, andere Pflichten als die gewöhnlichen dagegen zu erfüllen. Die Urkunde dieser Zusicherung ist ausgestellt worden am 8. Novbr. des Jahres 1266, und darin findet sich auch das Wort Hansa bezeichnet, obgleich dies noch nicht die Zeit war, wo jener Ausdruck auf die allgemeine

niederdeutsche Städteverbindung angewendet wurde. Uebrigens soll der Handel deutscher Kaufleute nach London damals schon sehr bedeutend gewesen sein, und man hegt vielseitig die Meinung, daß in dieser Zeit der Hof der deutschen Faktoreien an der Themse entstanden sei, in welchem die hinübergeführten Waaren aufbewahrt und feilgeboten wurden. Eine Uurkunde von 1280 nennt diesen Hof Guldhall. Später wurde ein an diesen Hof stoßendes Haus zugekauft, welches vorher der Staalhof geheißen hatte. Staalhöfe, in welchen die gefärbten Tücher niedergelegt und von Geschwornen geprüft wurden, kamen in verschiedenen Städten vor, und der Name rührt von dem Bleistempel her, womit die Tücher, wie noch jetzt nur der Gewohnheit halber, versehen wurden. Zimmermann sagt: „Noch heut zu Tage besitzen die drei Hansestädte diesen Staalhof (Steel-Yard) gemeinschaftlich und ziehen die Einkünfte desselben durch ihren Bevollmächtigten ein, die auch während jener Zeit des letzten Jahrhunderts ungekränkt blieben, als die Hansestädte durch einen tyrannischen Gewaltspruch in französische Municipalstädte verwandelt waren. Was die schaffende Vorzeit gegründet hat, hält der in Ehren, der selbst in der Gegenwart auf die Zukunft bedacht ist." —

Der Schauenburger Graf Johann der Erste war am 28. Julius des Jahres 1266 gestorben. Am 6. December des Jahres 1267 kam zwischen Hamburg und dem Erzbischofe von Bremen eine vollständige Aussöhnung zu Stande. Dieser bestätigte

jener die Privilegien, welche sie vom Kaiser Friedrich dem Ersten schon erlangt hatte und worin ihr alle Freiheit vom Stader Zoll zugesichert wurde. Stade wurde über die Friedensausgleichung jedoch nur unwillig und bemühte sich, das eingeleitete gute Vernehmen zwischen Hamburg und Bremen, wenn es möglich wäre, wieder aufzulösen; das heißt, sie lehnten sich gegen diese Verminderung ihres Zolles auf. Damit aber auf keine Weise neue Mißhelligkeiten entstehen könnten, so wurde der Friede am 12. Mai des Jahres 1268 noch genauer und bestimmter dahin stipulirt, daß die Hamburger durchaus nicht gehalten sein sollten, die dem Erzbischof von fremden Schiffen zu entrichtenden Steuern in Stade zu bezahlen, sondern sie könnten, sofern ihnen dies bequemer sei, solche Abgabe bei Bardenfleth entrichten.

Elftes Capitel.

Noch ein anderer Streit um Handelsinteressen kommt um diese Zeit vor. Flandrischen Kaufleuten war das Recht eingeräumt worden, in Hamburg Niederlassungen ihrer Waaren anlegen zu dürfen. Dieses Recht war in den Mißbrauch verwandelt worden, daß sie angefangen hatten, ihr Tuch ellenweise zu verkaufen. Eben so auch schenkten sie Wein aus. Dagegen lehnten sich diejenigen auf, welche hierzu allein befugt waren, sie wandten sich an die Gräfin Margarethe von Hennegau und Flandern

und erlangten, daß jenen auswärtigen Kaufleuten ihr Kleinhandel gelegt wurde. Es ist dies an sich zwar eine unscheinbare Begebenheit, doch dient sie dazu, uns zu zeigen, wie damals am Platze Handel und Wandel gehegt und gepflegt worden sind.

Die übrigen Bewilligungen und Freiheiten, welche dem Handelsverkehr zu Statten kamen, werden in folgenden Daten aufgeführt: Am 5. Februar des Jahres 1274 bestätigte der Herzog Johann von Sachsen die Freiheiten von den Zöllen in Lauenburg und Eißlingen, welche die Hamburger schon von seinem Vater, dem Herzog Albert, erlangt hatten. Desgleichen erneuerte der König von Schweden, Woldemar der Zweite, die Privilegien des Herzogs Byrger. Auch mit den Ditmarsen wurden wegen in Noth zu leistenden Schutzes Bündnisse geschlossen, und welches dergleichen heilsame Vereinbarungen mehr waren.

Um die inneren Verhältnisse zu ordnen, wurden zunächst die Mißhelligkeiten mit dem Domkapitel ausgeglichen. Es war dies ein bedeutender Schritt zur Erweiterung der Selbstständigkeit und Eigenhörigkeit, denn noch um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts versuchte es die Geistlichkeit, die Hamburger vor ihr Gericht zu fordern, wollte sie zwingen, sich Feuerproben und anderen derartigen Gebräuchen zu unterwerfen, obgleich der Papst selbst diesen sinnlosen Gebrauch längst abgeschafft wissen wollte.

Graf Gerhard starb im Jahre 1281 und hinterließ, wie sein Bruder, eine zahlreiche Nach=

kommenschaft, wodurch die Zerstückelung der Güter unvermeidlich wurde, doch ging Alles stille vorüber, wenigstens so, daß die Theilung und ihre Folgen auf Hamburg keinen weiteren Einfluß übten. Es ist auch sonst weiter nichts Erhebliches zu melden, nur daß in demselben Jahre eine Feuersbrunst stattgefunden haben soll, bei welcher Gelegenheit die Grafen sich nicht grade menschenfreundlich und ehrenhaft benommen hätten. Ueber die Hälfte der Stadt, welche größtentheils noch aus hölzernen Häusern bestand, soll damals abgebrannt sein, darunter das Johanniskloster. Als die Hamburger darnach ihre Wohnungen wieder aufbauen wollten, sollen die Schauenburger ihren Voigten es untersagt haben, jenen Holz verabfolgen zu lassen. Was aber Holstein nicht gestatten wollte, das gab Mecklenburg, besonders der Graf Helmuth von Schwerin, so daß beim Wiederaufbau sich kein Mangel verspüren ließ. Doch ist jene Härte der Schauenburger sehr in Zweifel zu stellen, da sie im Jahre 1282 wieder die alten Gerechtsame bestätigten. Jene große Feuersbrunst wird von dem Chronisten Adam Thraziger indessen in das Jahr 1284 gesetzt und gesagt, daß der Neubau des abgebrannten Stadttheiles erst im Jahre 1292 sei vollendet worden.

Zu den besagten Verhandlungen mit dem Domkapitel gehörte besonders noch die Befreiung der Geistlichen von bürgerlichen Abgaben; ebenso wurde über die Vertheilung der Domhöfe eine Uebereinkunft getroffen.

Zwölftes Capitel.

Schon frühe bietet diese Geschichte das Schauspiel dar, wie die Einwohner von Hamburg bei jeder günstigen Aussicht beflissen waren, nicht bloß für das persönliche, sondern auch für das bürgerliche und politische Wohl durch allgemeine Theilnahme Sorge zu tragen. Deshalb sehen wir bald sie den Richtern und Vögten sich gegenüber stellen. Die durch Handel und Wandel sich emporarbeitende Macht flößte Muth und Vertrauen ein. Man gewöhnte sich daran, weil es das gewöhnliche Bedürfniß so erforderte, die Sache, welche Alle anging, zur eigenen zu machen, grade wie es einst in der längst verklungenen Zeit der griechischen Heldenwelt war. Die ersten Bürger von Hamburg sorgten nicht bloß für ihr Haus, für ihr Geschäft, für ihr Geschlecht, sie waren politische Charaktere, deren Stolz die allseitige Oeffentlichkeit war. Sie sprachen frei und handelten frisch, nicht bloß mit Waaren, sondern auch mit Gesinnungen. Widerspruch galt ihnen nicht als eine Untugend, sondern als eine Nothwendigkeit. Wie sich ihre Stadt erweiterte, so erweiterte sich auch ihre Lust an Selbstständigkeit. Dieser Muth, diese politische Kraftentwickelung, die in der Hansa ihre volle Blüthe fand, wuchs mit den materiellen Einflüssen. Wenn ich darauf auch schon zu mehreren Malen hingedeutet habe, so kann es in einer republikanischen Geschichte doch niemals genug

wiederholt werden. Wir sind freie Söhne eines freien Staates, dazu geboren und berufen, mit zu reden und mit zu handeln. Nur Töpfe und Tröpfe schweigen. So hell wie uns ist wenigen Staaten von der Geschichte vorgeleuchtet worden. Die Republik ist unsere Staats- und Lebensform, sie allzeit schöner herauszubilden, ihren Glanz zu vollenden mit hochherziger Gesinnung, daran sei das Leben, selbst auch das Blut gesetzt. Achtung vor dem Gesetz, aber keine Demuth vor der Verjährung! Nur Schwächlinge können ohne dieses glühende Bewußtsein in die hamburgische Geschichte blicken.

Das erste Ordeelbook oder Stadtrecht ist aller Wahrscheinlichkeit nach damals in's Leben getreten, als die Stadt sich von Albrecht von Orlamünde freikaufte. Damit muß um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sich der erste geregelte Gerichtsgang gestaltet haben, denn im Jahre 1270 wurde schon eine Berichtigung und Erweiterung jenes Stadtbuches für nothwendig gehalten. Von dieser Ueberarbeitung ist eine ursprüngliche Ausgabe vorhanden; zwar sind die Sätze und Vereinbarungen darin ohne regelmäßige Ordnung und Zusammenhang aufgestellt, aber aus allen Beschlüssen einer gemeinsamen Bürgerschaft spricht der trauliche Geist der Freiheit und Gleichheit. Die dreizehn Abschnitte, in welche dieses Stadtbuch getheilt ist, tragen nach damaliger Sprache folgende Ueberschriften: Wo man den Rath besetten sall un van Erven; van Ervetinsen; van Dehlinge; van Ghifte;

van Schult; van Tügen; van Deenste; van Schlaghen; van Unrichte; van Vorsate; van Duve un van Rove; van Schipp-Rechte. — Der letzte Paragraph erfuhr schon im Jahre 1276 eine neue Ueberarbeitung, indem darin hinsichtlich der Winterfischfahrt, um Kabeljau, Stock- und Klippfische heimzubringen, bestimmtere Verordnungen gegeben wurden, welche also durch die Nothwendigkeit der Umstände herbeigerufen wurden. Außer jenen Fahrten nach Island und den norwegischen Küsten waren besonders noch die Fahrten nach Schonen bedeutend, woher sich eine eigene Gesellschaft der Schonenfahrer bildete, die den Häringsfang und Häringshandel zu ihrer Hauptaufgabe machte und durch diesen vortheilhaften Erwerbzweig lange in Blüthe und Ansehen gestanden hat. Der häufige Verkehr mit Schonen hatte außerdem noch zur Folge, daß der Dänenkönig Erich Glipping am 16. Decbr. des Jahres 1282 den Hamburgern frühere Privilegien bestätigte, daß sie bei Strandungen mit allen Gütern, die sie durch eigene Mühe und Kosten bergen würden, frei und unbeeinträchtigt bleiben sollten. Ebenso wurde ihnen in Schonen ein besonderer Marktplatz angewiesen, wo sie unter manchen anderweitigen Freiheiten ebensowohl ihre Waaren feilbieten als auch während der Zeit wohnen konnten. Die Urkunde dafür ist ausgestellt am 13. Julius des Jahres 1283.

Dreizehntes Capitel.

Als die deutschen Seestädte von den Dänen nun so manche Begünstigungen erfuhren und überhaupt mit diesen auf dem freundschaftlichsten Fuße lebten, da hatten die Norweger und ihr König Erich bald ein scheeles Auge darauf geworfen, denn sie waren Feinde der Dänen. Deshalb stachen sie in See, hielten die deutschen Kauffahrer an, verkauften die geenterten Schiffe mit ihren Ladungen und suchten den thätigen Handelsverkehr auf alle mögliche Weise zu vernichten. Das mußte böses Blut setzten und zum Widerstande reizen. Einzeln konnten die Städte gegen die norwegischen Unholde nichts ausrichten, deshalb verbündeten sie sich, gemeinschaftlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die sieben wendischen Städte, welche sich zu diesem Zwecke vereinigten, waren Lübeck, welches die mächtigste und stimmführende war, dann Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde und Riga, wozu sich noch die Deutschen auf Wisby gesellten. Diese stießen mit ihren Schiffen zusammen, segelten nach den norwegischen Küsten und verheerten sie. Desgleichen wurde daheim Befehl gegeben, daß weder Getraide noch Bier nach Norwegen mehr ausgeführt werden sollte. Weil nun das rauhe, unbebaute Nordland dieser Zufuhr durchaus bedurfte, um seine Bewohner nicht verhungern zu lassen, so mußte es sich in dem Friedensschluß zu Kalmar zu folgenden Bedingungen verstehen: Alle aufgefangenen Schiffe sollten wieder

ausgeliefert, oder wofern sie schon verkauft waren, mit 6000 Mark nordischen Geldes vergütet werden. Außerdem sollten alte Freiheiten bestätigt und neue bewilligt werden. Das geschah aber im Jahre 1285. Hamburg jedoch soll an diesen Begebenheiten keinen Antheil genommen haben, aus dem natürlichen Grunde wohl, weil es allzu sehr bei dem Wiederaufbau des vor nicht langer Zeit eingeäscherten Stadttheiles mit allen Kräften und Mitteln beschäftigt war. Aber für die Entwickelung der Hansa war durch die Verbrüderung jener sieben Städte ein neuer bedeutender Schritt geschehen; man mußte dadurch immer mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß festes Zusammenhalten zu Schutz und Trutz noch Größeres möglich machen könne.

Sonst ist aus diesen Jahren von Hamburg nichts mehr zu erzählen; erst wenn die Stadt wieder neu und völlig dasteht, gewinnt auch die Geschichte wieder Leben und Bewegung.

Vierzehntes Capitel.

In der so zu sagen neuen Stadt gingen bald große Veränderungen vor, welche der Frühling des Jahres 1292 den Bürgern gleichsam mitbrachte. Es wurde ihnen eine Reform in ihrem Staatsleben zu Theil, wonach vor dem Lichte selbstständiger Freiheit von der früheren Oberherrschaft der Schauenburger kaum

noch ein Schatten übrig blieb. Es kam in diesem Jahre nämlich dahin, daß die vier Grafen, unter welche Nordalbingien getheilt worden war, Adolph der Fünfte, Gerhard der Zweite, Johann der Zweite und Heinrich zu den früheren Freiheiten und Privilegien noch folgende urkundliche Bestätigungen hinzufügten:

„Wir verwilligen und schenken der Stadt Hamburg das Recht, welches gewöhnlich die Kühre genannt wird, oder das Recht, Statuten zu geben und Verordnungen bekannt zu machen, wie solches für den Nutzen oder das Bedürfniß der Stadt nöthig erachtet werden sollte, auch dieselben, so oft und wann es für angemessen erachtet werden sollte, wieder zurück zu nehmen. Wir verstatten ihr ferner aus reinem und freiem Willen, daß sie ihr Recht und ihre Urtheile nie anderswo, das ist außerhalb der Stadt, als auf ihrem Rathhause allein, nach dem Inhalte ihres Buches ganz frei vollziehen dürfen, jedoch unter Hinzufügung der Bedingung, daß sie keinem, er sei arm oder reich, oder einem, der es von Seiten der Grafen verlangen sollte, der etwa glauben oder argwöhnen möchte, daß ihm nicht recht geurtheilt oder Unrecht geschehen sei, verweigern sollten, das Gesetzbuch vorzulegen, damit er es selbst einsehen könne. Noch ertheilen wir vollkommene Macht und Gewalt, über alle Vorfälle, über welche im schon genannten Buche noch keine Bestimmungen gemacht worden, nach gemeinschaftlicher Uebereinstimmung und Machtvollkom-

menheit des Rathes neue Gesetze nach Bedürfniß zu entwerfen und zu verordnen, jedoch so, daß alle neuen Gesetze und Rechte in das Stadtbuch eingeschrieben und von ihnen und ihren Nachkommen als ein bleibendes Recht gehalten werden sollen. Doch behalten wir uns vor, daß Gesetze und Rechte, die auf solche Weise gegeben worden sind, keineswegs zur Verminderung, zum Nachtheil oder zur Bestreitung der Ansprüche und Gerechtsame, welche wir bisher an die Stadt gehabt und in künftigen Zeiten, vermöge unseres Erbrechtes haben können, je sich ausdehnen dürfen."

Diese Urkunde, in welcher die ganze republikanische Verfassung, die Freiheit klar und deutlich ausgeprägt liegt, wurde zu Hamburg am Freitage nach Lätare ausgegeben durch den Notarius Johann in Lütkenborg, unterschrieben von mehren edlen Zeugen und den Rathmännern der Stadt. Nun ist auch fernerhin von keinem Gerichtsvoigt mehr die Rede, die Stadt betrieb ihre Ordnung und Verwaltung durch sich selbst, durch jene Besonnenheit und jenes Kraftgefühl, worauf sie, wie mehrmals bemerkt, schon so lange hingearbeitet hatte. Vor dem glänzenden Bilde selbstständigen Bürgersinnes verschwand selbst der Schein einer Rücksicht, welche die gräflichen Statthalter Anstandes halber sich noch vorbehalten hatten. Es ist genug: Hamburgs Bürger stehen von diesem Lätare an, als freie Bürger, die alles Heil hinführo, wie schon so lange unbestätigt, nur von sich

selbst und ihrer eigenen geistigen Thatkraft erwarten sollen. Deshalb wollen wir das Jahr 1292 als das der Geburt der Bürgerfreiheit tief und fest im Gedächtniß behalten.

Funfzehntes Capitel.

Es konnte nicht fehlen, daß durch jenen Freiheitsschein in dem Geiste und Herzen der Hamburger eine neue Strebelust und Regsamkeit sich erhob. Es war ja der schönste Frühling, welchen sie je erlebt hatten. Ein holder Wahnsinn durchleuchtete ihre Seele bei dem Hochgefühle der Freiheit, für sich selbst, aus voller rechtlicher Vermittelung, denken, sorgen und handeln zu dürfen. Damals müssen sie die frische Luft, den lauen Blumenäther doppelt und dreifach empfunden haben. Und weil sich Alle in froher Verjüngung begrüßten, so wollten sie auch nur ein einiges Bürgervolk sein. Was sollte noch die Trennung in Alt- und Neustadt? Wo Ein Bürgerthum war, da konnte auch nur von einer Stadt, von einem Band, das Alle gleichmäßig umschloß, die Rede sein. Jene äußere Trennung hätte in dem gemeinsamen Staatskörper ja neue Zwietracht herbeiführen können! Das Rathhaus der Altstadt neben der Domkirche sollte aufgehoben und dagegen in dem anderen im Kirchspiele St. Nikolai allein beschlossen und berathen werden. Dort solle sich ein einiger Rath als ein vermittelndes Haupt einer freien Bürger-

gemeinde in den nöthigen Tagen und Stunden versammeln. Auch was sonst jede Stadthälfte als das Ihrige besonders besessen, solle gemeinschaftlich gegen einander ausgetheilt werden. Keiner wollte einen Vortheil haben, der nicht auch dem Anderen zu Gute käme. Alle Abgaben, Strafgelder und sonstige der Gemeinde zufallende Brüche sollten in die Kämmerei oder den öffentlichen Schatz, das Aerarium, niedergelegt, die Aufsicht darüber dem Rath übertragen werden. Ehrenämter sowohl als Beschwerden sollen **Allen** gemeinschaftlich angehören, und bei der Wahl der Obrigkeit weder auf Abkunft (!) noch Verschwägerung (!) oder auf Reichthum (!), sondern lediglich nur auf **Tauglichkeit** Rücksicht genommen werden! — Wenn hingegen Jemand aus ehrgeizigem (!) Gemüthe oder bösem Anschlag die Eintracht und öffentliche Ruhe zu stören und dadurch, daß er durch Verläumdung und falsche (!) Beschuldigung die Untergebenen gegen die Obrigkeit verhetze, entweder zur eigenen (!) Macht oder zur Anarchie, zum herrenlosen und verwirrten Wesen, den Weg zu bereiten versuchen wolle: so solle dieser mit seiner vergifteten Klugheit und aufrührerischen Beredsamkeit verdammt sein und als ein verderblicher Feind des Vaterlandes auf das Härteste bestraft, Anderen durch sein Beispiel zur Lehre dienen, daß ein böser Rath dem Rathgeber am ärgsten, und daß nie leicht ein Aufruhr, wenn auch unter dem Vorwande der Freiheit oder sonst unter einem beschöni-

genden Deckmantel unternommen, eines glücklichen Ausganges je theilhaftig geworden sei.

Der letzte Satz will aufmerksam gelesen und verstanden sein. Weß Geistes Kind Jemand ist, der gegen eingerissene Unordnungen und Mißbräuche auftritt, das ist ja wohl bald zu erkennen, sonst möchten geduldige Seelen und demüthige Herzen bei etwa vorkommenden Fällen durch jene Worte allzuleicht einzuschüchtern sein. Ob eine Ueberzeugung von Recht oder Unrecht nur aus dem leidenschaftlichen Gemüthe eines Einzigen hervorbricht, oder ob sie in einer gewissen Periode Alle gleichmäßig durchdringt und nur durch den Mund jenes Einzigen laut zu werden sucht, das ist die Frage. Es wäre im Grunde besser, jener Satz würde in neuerer Zeit niemals mehr aufgenommen, denn wenn die Macht sich allseitig ausbildet, daß sogar Wort und Presse als eine glänzend neue Macht dastehen, wenn der Verstand sich allseitig entwickelt, was ist da denn noch von Anarchie und Unvernunft zu reden! Jeder Vernünftige will ja nichts weiter, als Ordnung, freie, menschliche Ordnung; wer aber unvernünftig dagegen redet und verfährt, den wird die Masse des Volks selbst, welches in seinen Offenbarungskämpfen auch nichts weiter erstrebt, als Ordnung in Gesetzmäßigkeit und Freiheit, unmittelbar schon wieder zur Ruhe verweisen. Dafür haben die Oberen also gar nicht einmal Sorge zu tragen. Wir haben diese Interpretation hinzugefügt, weil durch Unklarheit der Begriffe und persönlichen Wankelmuth sonst oft Mißverständnisse daraus

hervorgehen können. Ein jeder Staatsbürger muß aber Klarheit und Wahrheit wollen. Zu politisch gebildeten Menschen sollen wir durch die Geschichte erzogen werden! —

Es ist solche Verständigung hier um so nothwendiger, da der Fortgang unserer Geschichte uns immer mehr auf das Innere und dessen Ausbildung führt. Wir fügen von den Gesetzen, welche in jenem Jahre von der rüstigen, lebensfrischen Bürgerschaft dem Stadtbuche wohlüberlegt hinzugefügt wurden und in Kraft blieben, noch Einige zur allgemeinen Kunde hinzu. Denn ein jeder Bürger soll das Gesetz und — die Propheten seines Staates in sich selber tragen, damit dessen Vergangenheit ihm bei seinen Reflektionen nie fehle und überall als Mark und Kern durch das Leben geleite.

„Weder Vater und Sohn, noch zwei Brüder können zugleich im Rathe sitzen oder gewählt werden. — Es soll kein Ritter oder rittermäßige Person in der Stadt oder deren Weichbilde wohnen, noch daselbst unbewegliche Güter an sich bringen." — Und weiter, um die Sitten zu regeln: „Leichtfertige, berüchtigte Weibsbilder, welche mit unzüchtigen Reden die Ehre und den guten Ruf rechtlicher Frauen kränken, sollen am Kaken stehen, mit zwei Steinen um ihren Hals und sodann durch die Frohnen mitten durch die Stadt geführt, so daß die Frohnen auf Hörnern vor und nach ihnen her blasen, und zum Hohn und zur Schmach aus dem Stadtthore ge-

wiesen werden. — Um die ehrlichen und unehrlichen, wandelbaren, Frauen unterscheiden zu können, sollen diese keine Korallen, Schnüre, Geschmeide noch „Hoiken" mit Kragen oder Zieraten tragen, dergleichen fromme Frauen gewohnt sind, bei Verlust desjenigen, das sie also gegen das Gebot tragen, und anderer Strafe, welche der Rath bestimmt. — Frauen und Männer, welche im Verdacht der Uebertretung stehen, sollen beobachtet werden, und dürfen die Wächter und Diener auf Befehl des Rathes an verdächtigen Orten, Fenster und Thüren eröffnen, und falls jene unbekleidet bei Nachtzeit ohne brennende Kerzen allein bei einander gefunden werden, soll man sie in die „Hechte" setzen und soll ein Jeder sechszig Mark Brüche zahlen oder an den Kak kommen."

Wie der Zuständ der Sitten und des Lebens zur damaligen Zeit war, erhellt aus diesen wenigen beschränkenden Verordnungen deutlicher, als wir es auf mehren Seiten zu zeichnen und zu entwerfen vermöchten. Es beweiset zugleich, wie der Luxus damals schon vorhanden war, eben durch die Blüthe des Handels und überseeischen Verkehres herbeigeführt, und daß die sinnliche Schwelgerei und Ausschweifung bei den vermögenden Umständen bereits Wurzel geschlagen hatten in dem bürgerlichen Wandel. Doch war die Frechheit noch nicht so weit gediehen, daß sie durch drohende Mahnungen und ernstliche Angelobungen in die gehörigen Schranken des Anstandes nicht mehr konnte zurückgebracht werden.

Wie gesagt, jene Gesetze ersparen uns ein ausführliches Sittengemälde, welches der aufmerksame Leser hier ungerne vermißt.

Sechszehntes Capitel.

Wir stehen an der Neige des so inhalts- und bedeutungsreich gewordenen dreizehnten Jahrhunderts und blicken mit Muth, Hoffnung und Vertrauen auf die Schwelle des vierzehnten hinüber, und gewahren in immer deutlicher werdenden Umrissen, die in der Ferne schon rosig beleuchtet sind von dem Morgenscheine eines neuen Lebens in Religion, Wissenschaft und Kunst, den Wachsthum des Gewerbfleißes, des Handels, des Umfanges und endlich des aus Allem hervorgehenden Wohlstandes und der Zufriedenheit.

Schon um die Mitte des nun geschlossenen Jahrhunderts setzten die Hamburger sich in den Besitz derjenigen kleinen Insel, welche im Anfang dat nige Oog, oder das neue Auge, nach damaliger Redegewohnheit Inseln wie Sterne des Meeres zu bezeichnen, später das Neuewerk genannt wurde. Auf derselben erbauten sie mit vielen Umständen und Kosten einen hohen Thurm, damit er den Steuerleuten ein Merkzeichen, den Gescheiterten aber eine Zuflucht darbiete. Bald siedelten sich Andere wahrscheinlich um jenen Thurm herum an, und weil sie nun von dem Besuch der Hamburger Kirchen so gut wie abge-

schlossen waren, so wandte die Stadt sich im Jahre 1296 an den Papst Bonifacius den Achten, mit der Bitte, daß die auf dem Neuenwerk sich einen eigenen Altar errichten und einen Priester kommen lassen dürften. Als dies Gesuch sehr gelobt und mit großer Bereitwilligkeit erfüllt wurde, so fanden sich, im Jahre 1299, auch die Herzoge von Sachsen, Johann und Albrecht, in der Stadt ein und schlossen einen Vertrag, wonach der Thurm nicht nur allen Elbfahrern auf gleiche Weise dienen und offenstehen, sondern es auch auch erlaubt sein sollte, aus den Ländern Hadeln und Wursten die übrigen Steine, welche etwa noch nöthig werden möchten, ohne Umände zu holen. Ebenso versprachen sie, dem Strandraub nach Kräften zu wehren. Jedoch hielt diese Hülfe nicht lange Stand, denn besonders die Ditmarsen fuhren fort, auf dem rechten Elbufer zu rauben und zu plündern, obgleich sie im Jahre 1304 geschworen hatten, sich niemals wieder an einem Kaufmann oder an seinen Waarengütern zu vergreifen. Dieses räuberische Treiben wurde noch durch die altholsteinische Ansicht begünstigt, nach welcher man im Rauben und Schenken eine Tugend suchte, wer dem nicht nachtrachtete, der wurde für dumm und ehrlos gehalten.

Weniger wortbrüchig und räuberisch gesinnt scheinen die Bewohner des Landes Wursten gewesen zu sein, zumal sie im Jahre 1316 auch sich verpflichteten, für die Erhaltung und Beschützung des Thurmes im Neuenwerke möglichste Sorge zu tragen.

Auch aus der Gegend von Ritzebüttel her gab es bis zum Jahre 1352 noch Strandräuber, wo die edlen Vettern Bertold und Alverich Lappe versprachen, „aus Rücksicht auf Gott und Gerechtigkeit," alle Hamburger, aber nicht die dänischen, Kauffahrer zu beschützen, sie „gegen alle ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Räuber" schadlos und sicher zu stellen „ein ganzes Jahr hindurch." Im Jahre 1357 bekräftigten die Herzoge von Sachsen, Erich und Albert, in Betreff des ihnen gehörigen Landes Hadeln, den Frieden zu Wasser und zu Lande, und daß dem Thurme auf keinerlei Weise zu nahe geschehen solle.

Im Jahre 1372 verpfändeten die beiden Söhne Alverichs von Lappe, Willeken und Wolder, ihre beiden Kirchspiele zu Wolden und Groden an Hamburg für 240 Mark Hamburger Pfennige, mit der Bedingung, daß jene Kirchspiele demselben verfallen sein sollten, wenn sie sie in zwei Jahren nicht wieder einlösten. Auch sollte während dieser Zeit das Schloß Ritzebüttel den Pfandinhabern offenstehn. Allein die edlen Lappen karteten die Sache mit dem Herzog Erich so ab, daß dieser Beschwerde darüber erhob, weil seine Vasallen ihre Lehnsgüter verpfändet und verthan hatten. Indessen ehe der Herzog etwas dagegen vermochte und die Lappen sich das Ihrige wieder verschaffen konnten, hatten die Hamburger sich schon mit den Wurstfriesen verbunden und Ritzebüttel mit Sturm eingenommen, im Jahre 1393. Ritzebüttel mit allen dazu gehörigen Dörfern und Lände-

reien wurde in der Folge den Hamburgern gesetzlich zugeschrieben für 2000 Mark Hamburger Pfennige, und selbst Erich der Vierte, Herzog von Sachsen, verzichtete im Jahre 1400 vollkommen auf dasselbe für sich und seine Erben auf ewige Zeiten. Im Jahre 1406 war die Hälfte jener Kaufsumme schon bezahlt, die andere wurde nach und nach abgetragen. Eine Quittung von Woldeke Lappe aus dem Jahre 1417 weist aus, daß dieser sich damals aller Ansprüche begab, ausgenommen auf 20 Mark Zinsen, die er nach zwei Jahren abfordern wolle.

Diese Erwerbung des Schlosses Ritzebüttel steht deshalb als so wichtig da, weil die Hamburger dadurch Herren von der ganzen Niederelbe wurden, in welcher Eigenschaft sie schon im Jahre 1359 von Kaiser Karl dem Vierten anerkannt wurden, welcher sie aufforderte, den Strom von allen Seeräubereien rein zu halten und die Sträflinge, welcher sie habhaft werden konnten, nach dem strengen und heiligen Gesetze zu richten.

Siebenzehntes Capitel.

Der Leser weiß schon, daß die Wiesen und Ländereien an der Alster, bis nach Harvestehude hinauf, bereits seit geraumer Zeit an Hamburg gehörten. Im Jahre 1283 erwarben sich die Bürger Johann und Hihrich von Berge, um die Summe von 245 Mark, noch das Dorf Fuhlsbüttel von dem Abt

Hermann zu Reinfeld. Ebendieselben kauften im Jahre 1304 noch Kleinborstel von dem holsteinischen Grafen Adolph, wenngleich die Alster selbst noch ferner diesem und seinem Bruder Johann angehörte. Wie die Alster jedoch ebenfalls an Hamburg kam, wird so erzählt: Zuerst wurde der vierte Theil derselben für 250 Mark, mit allen Nutznießungen und Gerechtsamen, angekauft, mit eingerechnet die Bachgebiete Barmbeck und Eilbeck nebst den daran stoßenden Dörfern. Das andere Viertel mit gleichen Gerechtsamen verkaufte im Jahre 1309 der Graf Johann für 200 Mark, und die andere Hälfte endlich Graf Adolph für 600 Mark im Jahre 1310, obschon mit dem gescheuten Vorbehalt, daß er in gewissen Jahren noch wieder Rückkauf fordern könne, woran jedoch, wahrscheinlich aus sehr einfachen Gründen, nie gedacht wurde. Es war das Drollige bei der Sache, daß die Hamburger immer Geld hatten, wenn die edlen Herren Grafen grade in Verlegenheit waren. Die von Bergen besonders müssen reiche Nabobs gewesen sein, denn sie fuhren fort, erst für sich und dann mittelbar auch für Hamburg anzukaufen. So kaufte Nikolaus von Bergen im Jahr 1332 noch das Dorf Langenhorn mit vielen herumliegenden Holzungen für 200 Mark; den Meierhof Bähr oder Berne, das Jungfrauenkloster zu Harvstehude, 1339; Eimsbüttel für 300 Mark und und 1343 Eppendorf für 239 Mark vom Grafen Adolph, Alles „über Hals und Hand“, wie es in den Kaufbriefen lautete. Olsterdorp und Großen-Borstel

gehörten bereits seit dem Jahre 1225 dem Konvent des Klosters zu Harvstehude.

Auch eine Sage in Hinsicht dieser Ländererwerbungen wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten. Man mag sie nun als wahr, halbwahr oder erlogen ansehen, wir sagen gegen alle Einwendungen nur so viel: Andere Zeiten, andere Sitten! Warum überhaupt nach neueren, haltbareren Ansichten etwas verwerfen und beschönigen wollen! Das sind schlechte Geschichtschreiber, welche eine Sache verschweigen wollen, bloß weil sie häßlich ist. Ist nicht auch eine Sage vorhanden von der Insel Bornholm und dem Lübecker Bügermeister, der gerne einmal mit der schönen dänischen Königin tanzen wollte! Wir sind nicht für unsere Vorfahren, wohl aber für die Bewahrung ihrer Geschichte verantwortlich.

Graf Adolph der Fünfte wohnte zu Pinneberg und ritt oft nach Hamburg, weil die Kauffahrer beständig so schöne, feurige Weine mitbrachten, die er für sein Leben gerne trank. Eines Tages gefiel es ihm beim Spiele und Becher so wohl, daß die Sonne sank und die Nacht hereinbrach, ohne daß an die Heimkehr gedacht wurde. Auch ein Rathsherr gesellte sich heiteren Sinnes zu ihm, trank mit ihm, nahm ihn dann traulich im Arm und mit sich zum Abendessen, das ebenfalls wieder von perlenden Weinen und köstlichem Braten besetzt war. Wie es damals die natürliche Sitte mit sich brachte, so fanden sich bald noch mehre Männer des Rathes und der Bürgerschaft ein. Sie sprachen, sie tranken, und

der Graf war überglücklich in ihrer Mitte. „Welch' ein Abend!" rief Adolph in jubelnder Weinlaune. „Hamburger, Ihr könnt doch leben wie Götter! Hör's der Himmel, könnt' ich ihn vergelten, ich thät's, so wohl ist mir bei Euch geworden," sprach er, stieß mit dem Römer auf den Tisch und mit dem Fuße auf die Erde, daß die Reitersporen klirrten. „Nun, wenn's Euch so viel werth ist, unter uns zu sein, so gebt uns noch, Herr Graf, ein Räumlein von Eurem Land, das uns nah ist," sprach Einer der lustigen Rathsherren. „Bei meinem Schwert!" versetzte Adolph. Hurtig war ein Document fertig und unterzeichnet, aber — das Document ist noch nicht aufgefunden worden bis diesen Tag. Wahr nun oder unwahr, er war doch ein seliger Traum, wie er noch oft wiedergekehrt ist, und in welchem manche hohe Person gerne ein Stück Land, ein „Räumlein", hingegeben hätte für eine gemüthvolle Lebensstunde im Kreise freier, frohsinniger Bürger. —

Achtzehntes Capitel.

Aus dem holsteinischen Gaue schien die stille Sitte, der alte, gute Geist der Schauenburger gewichen und Kobolde darin zu toben, welche des Landes und Volkes Bestes untergruben. Die Rohheit nahm wieder zu und wilde Leidenschaft beherrschte die Gemüther. Es waren aber vorzüglich Raubritter und Wegelagerer, welche die Ruhe des Landes

störten und die Straßen unsicher machten. Wenn nicht in ihren Raubschlössern, die oft wahre Räuberhöhlen waren, so lagen sie in den noch immer häufigen und dicken Waldungen, aufzulauern und den Vorüberziehenden ihre Sachen und Güter wegzunehmen, die sich Widersetzenden zu mißhandeln. Niemand konnte von Hamburg einmal nach Lübeck reisen, oder er mußte mit Waffen versehen sein und Bedeckung bei sich haben. Die Geschichte hat uns Beispiele aufbehalten aus jener Zeit der Verworfenheit und Gesunkenheit, doch gehören sie nicht zur hamburgischen Geschichte, deshalb wollen wir den Leser nicht weiter damit behelligen, weil wir nur beflissen sind, ihm von jener ein möglichst klares, eindrucksvolles Bild zu geben.

Um das räuberische Unwesen aufzuheben und die allgemeine Sicherheit wieder herzustellen, wurde im Jahre 1340, am heiligen Dreikönigstage, zu Lübeck eine Versammlung gehalten, woran viele große Herren, Herzöge und Bischöfe und Grafen, einstimmig Theil nahmen. Auf jener Versammlung kam ein Landfriede auf sechs Jahre zu Stande, in welcher Frist Keiner den Raubrittern durch die Finger sehen, noch ihnen auf irgend eine Weise Vorschub leisten sollte. Allein wie fest dieser Landfriede auch verabredet wurde, mit wie heiligen Versprechungen die Versammelten sich auch die Hand darauf gegeben hatten, dem Unwesen zu steuern, es zeigte sich für die Betheiligten doch nur eine sehr geringe Wirkung da=

von, die Ehrenraubritter trieben ihr heilloses Geschäft nach so gut wie vor, zum Aerger und Trotz der gewerb- und handelsfleißigen Bürger.

Derjenige, welcher sein gegebenes Wort am besten und kräftigsten hielt, war Graf Johann der Zweite, oder der Wilde zubenannt, ein Sohn des Grafen Gerhard des Blinden. Auf der sächsisch-holsteinischen Gränze gab es ein Raubnest Linau, welches besonders die Landstraßen zwischen Hamburg, Lübeck und Lüneburg belauerte; das nahm er aus mit Mann und Maus und errichtete zu Trittau eine Art Wachtschloß, um allen sich auf der Straße blicken lassenden Räubern sogleich das Genick zu brechen. Dieses Einschreiten und wohlgesinnte Benehmen gefiel den Bürgern, deshalb wandten sie sich an jenen Grafen mit der Bitte, daß er ihnen das Schloß zu Segeberg zur Disposition stellen möchte, damit sie von dortaus mit ihrer hineingelegten Besatzung thun könnten wie er und sich selbst weitere, nöthige Sicherheit verschaffen. Der Graf Johann gab diesem Ansuchen gerne nach, wie sehr der Befehlshaber zu Segeberg, welcher den Wegelagerern befreundet war und für ihr Betragen vielleicht gar ein Auge zudrückte, sich dem auch zu widersetzen suchen mochte. Er zog ab, knurrend und brummend gleich einem Hunde, weil man es nicht mit dem Lande und dem Stande hielte, und baute für sich selbst eine Feste in einer seichten Gegend an der Alster, to'n Stegen genannt, woraus den Hamburgern in der Folge noch viel Nachtheil erwachsen sollte.

Die Hamburger, und mit ihnen auch die Lübecker, besetzten Segeberg mit zweihundert Kriegsmannen, die mit Muth und Wachsamkeit Frieden und Ordnung im Lande, so weit ihre Blicke und Kräfte reichten, aufrecht erhielten. Das verdroß aber dem in entgegengesetzten Grundsätzen schon erhärteten Grafen Heinrich, auch der Eiserne zubenannt. Er hatte einmal zum Ritterthum und Ritterwesen geschworen; wie es ausgeartet und in zügellose Rohheit übergeschlagen war, bemerkte er leider nicht, und konnte es nicht mit ansehen, daß die Städter immer mächtiger und kühner werden und seinem Stande so keck gegenübertreten sollten. Was Ruhe und Friede! dachte er und schüttelte unwillig mit dem Haupte, wir sind Ritter und bleiben Ritter. Was scheert uns die Krämerei! Wenn es keinen großen Krieg, keine Gelegenheit giebt, daß wir zum Heerbann mit unseren Knappen und unserem Fähnlein stoßen können, so müssen wir uns zur Kurzweil den kleinen Krieg selbst machen. Die Krämer haben durch ihre glatten Worte schon viel zu viel Freiheiten sich herausgenommen und erlangt. Wohl, meine Worte sind rauh wie mein Schwert, das nicht rosten darf. Nehmen wir den Zins, der dem Kaiser und Reich nicht mehr wird. Wer heißt sie Wucher treiben mit ihrem Handel, um bei Schmäusen und Kindtaufen an feinen Weinen und Speisen es wohl gar dem Kaiser zuvorzuthun, denn was so einem Krämer aus fernen Ländern vor den naseweisen Schnabel gebracht und auf den dünnen Leib gegeben wird, das hat oft

und meistens wohl der Kaiser nicht einmal. Waren wir früher doch gut genug mit unserem rauhen Wesen, das freilich nicht nach Teufelsdreck und Oelen riecht, wie das der Krämer! Mein Wamms ist Leinen und wenn's hoch kommt, Wolle, aber mein Schwert ist blank, grade so blank wie des Krämers Waare. Also Schwert heraus, und Ritter auf. Spielen wir Ritter und Bürger mit alter Lust! —

Nun bestieg Heinrich sein Roß und ritt zum Grafen Johann, sich über die, den immer mächtiger werdenden Städten eingeräumten Rechte ernst und nachdrücklich zu beschweren. Die Vetterschaft trat in's Mittel und Johann erhielt seinen Willen, das Schloß von den städtischen Kriegsmannen säubern zu dürfen. Um sein Vorhaben sicher und ohne viel Geräusch auszuführen, brach er bei eingebrochener Nacht gen Segeberg auf, führte die Pferde der 200 Mann in der Stille hinweg und nahm die Reiter selbst wie die übrigen Bürger, welche sich des Geschäftes halber dort zufällig aufhielten, so lange gefangen, bis sie sich um ein reiches Lösegeld wieder frei machten.

Das wollten und konnten weder Hamburger noch Lübecker sich gefallen lassen. Weil aber die holsteinischen Grafen von dem Schwedenkönig Magnus beschützt und unterstützt wurden, so sahen sie wohl ein, daß sie mit ihrer Macht allein zu schwach waren, jene für diese Wortbrüchigkeit und ehrenrührige Behandlung zu züchtigen. Was thun? Sie wandten sich an den Kaiser Ludwig von Baiern und seinen

Sohn gleichen Namens, den Markgrafen von Brandenburg, und erhielten von ihnen den Marschall Friedrich von Laken mit zweihundert Mann schwäbischen und baierischen Reisigen zugeschickt. Mit diesen drangen die Hamburger und Lübecker in das Holsteinische ein und brandschatzten die Landgüter derjenigen Ritter und Grafen, welche sich den Kaufleuten vorhin unangenehm gemacht und den Wegelagerern einen ganz besonderen Vorschub geleistet hatten. Darüber mischte sich noch König Magnus in die Sache und es kam zu manchen kleinen Packereien, die jedoch bald wieder ausgeglichen wurden. Darauf zog Friedrich von Laken nach Dänemark und setzte an der Küste von Schonen den Häringsfängern zu, welche sich dorthin aus Schweden und Holstein zu versammeln pflegten, nahm einen Thurm bei Kopenhagen in Besitz und schickte mehre holsteinische Edle nach Lübeck in Verwahrsam.

Neunzehntes Capitel.

Als die Streitigkeiten ein ernsteres Ansehen zu gewinnen schienen, da versuchte der Abt von Reinfeld den Schiedsrichter und Versöhner zu machen, allein seine Worte wurden nicht gehört, seine Bemühungen gingen fruchtlos vorüber. Deshalb sandte der Kaiser den Grafen Günther von Schwarzburg, der schon bei früheren Gelegenheiten als Unterhändler Beweise seiner Tüchtigkeit und Brauchbarkeit

gegeben, der Markgraf schickte zu eben diesem Zwecke den Ritter Henning von Buch nach Lübeck, die Zerwürfnisse zwischen den holsteinischen Grafen und den beiden Städten aufzuheben, oder wenn jene sich nicht willg finden lassen sollten, die Bürger durch ihre Waffen zu beschirmen. Die Verhandlung ging aber sehr langsam von Statten und die fremden Krieger, welche unterhalten sein wollten, wurden den Städtern bald lästig und unangenehm, so daß, da das Ende der Dinge noch nicht abzusehen war, das Uebel eher schlimmer als besser wurde. Und als der Vergleich endlich am 13. October des Jahres 1342 zu Stande kam, da wußten die Bürger auch noch nicht recht, was sie nun hatten, ob verloren oder gewonnen? Denn kaum hatten die kaiserlichen Schiedsrichter mit ihren Fähnlein den Rücken gewandt, so brachen die Wegelagerer aus Wäldern und Raubburgen wieder eben so dreist und verwegen hervor, als vormals. Darum sah man sich schon im folgenden Jahre abermals genöthigt, in Lübeck am 13. December zusammenzukommen und die Abstellung dieser Uebelstände ernstlicher und nachdrücklicher zu berathen. Die, welche auf jener „Thohopesate" erschienen, waren unter andern die holsteinischen Grafen Johann, Heinrich, Claus und Gerhard, aus Hamburg die Bevollmächtigten Johann Miles und Hellingborn. Es war aber nichts weiter zu ermitteln, als daß man sich Selbstvertrauen, Muth und Geduld zusprach, und sich gegenseitig gelobte, die Räuber aus allen aufzubietenden Kräften zu

stören und zu vernichten. Auch sollten von Seiten der Grafen die Klagen der Kaufherren innerhalb sechs Wochen jedesmal erledigt werden. Die einzige Folge in dieser Hinsicht war, daß mehr wie früher auf Recht gehalten und die rohen Gesellen, so viele man deren auf der That ertappen konnte, nach dem Spruch und der Gerechtigkeit bestraft wurden. Im Uebrigen blieb es ganz wie vorhin, besonders an der oberen Alster, in der Gegend von Wohltorp und Stegen, wo die Unholde den Hamburgern auch noch dadurch großen Schaden zufügten, daß sie das Wasser aufstaueten, so daß die Mühlen und Dörfer des Domkapitels über 2255 Mark Silbers eingebüßt haben sollen. Die Hamburger wandten sich darob im Jahre 1347 an die Grafen Johann, Heinrich und Gerhard und erreichten von ihnen, daß der in der Alster aufgeworfene Damm niedergerissen und nicht gestattet werden sollte, in der Nähe der Alster eine Feste zu errichten, noch dem Wasser seinen natürlichen Lauf und Abzug zu nehmen. Wohltorp wurde angegriffen und von Grund aus zerstört. Stegen leistete hartnäckigen Widerstand und es war nicht möglich, den Besitzer Johann Hummersbüttel durch Gewalt oder Zureden zu gewinnen. Deshalb wandte man sich an den Dänenkönig Woldemar den Dritten, und dieser vermittelte oder brachte es dahin, daß Hummersbüttel für baare 5000 Mark Silbers seine Burg übergeben und sich mit den getreuen Seinen aus der Gegend packen mußte. Desgleichen ward Hohenstegen angegriffen,

niedergerissen und — niemals wieder aufgebaut. Das Wohltorpische Gebiet kam bei dieser Gelegenheit an Hamburg und ist nachmals ansehnlich erweitert worden. Außerdem werden 9 Raubnester genannt, welche im Jahre 1349 von den Hamburgern und Lübeckern gemeinschaftlich ausgenommen wurden, darunter besonders Linau, in welchem die verworfenste und verwegenste Brut hausete. Was flüchten konnte und wollte, eilte nach Mecklenburg, obschon auch hier mehre Raubschlösser niedergerissen wurden. Und doch half Alles nichts! Wie Ungeziefer hatten die Räuber sich in Wäldern und einsamen Oertern festgesetzt. Im Jahre 1354 erhielt Hamburg vom Kaiser Karl dem Fünften einen Freiheitsbrief, wodurch es für selbstberechtigt und befugt erklärt wurde, auf dem Lande und zur See so viele Raubwichte aufzusuchen, einzufangen, zu bestrafen, so viel es ihm nur möglich wäre. Diese Macht hatte man sich vorher aber schon selbst nehmen müssen und es war den Hamburgern mit jenem Freiheitsbriefe daher im Ganzen wenig oder gar nichts geholfen. Erst seit dem Jahre 1357 scheint die Wegelagerei durch kräftige Selbsthülfe weniger geworden zu sein.

Zwanzigstes Capitel.

Es ist gleich im Anfange dieser Geschichte gesagt worden, daß die jetzige Vorstadt Hamm, schon nach der Bedeutung des Wortes, einst eine Waldung

war, welche der Stadt selbst den Namen gab. Auch diese an sich unwirthbare Gegend wurde nach und nach bis nach Horn — einen Ortswinkel — von Ansiedlern ausgehauen und bewohnbar gemacht, während die stets übergetretene Bille durch Abzugsgräben in ihr gehöriges Bett zurückgeleitet und darauf beschränkt wurde. Unter den ältesten Besitzern dieser Gegend wird das Geschlecht von Hamme genannt. Der Letzte dieses Stammes verkaufte sein Erbe und Eigenthum im Jahre 1338 an den hamburgischen Bürgermeister Johann von Horborch, doch gab, nach damaliger Sitte, der Käufer nur den Namen her, denn eigentlich hatte die Stadt Hamburg selbst diesen Distrikt mit drei Morgen Landes, acht Kathen, Ober- und Niedergericht u. s. w. erstanden, nur das Waldgehege Herzebruck hatte Graf Adolph sich vorbehalten. Darauf, im Jahre 1346, überließ Graf Johann auch die in Horn in der Gegend des genannten Eckholzes, das am Wasser liegt, zwischen Schiffbeck und dem Hammerbrook bis an die Bille sich hinziehenden Wiesen und Gärten käuflich dem hamburgischen Rathsherrn Hellingborn von Herfeld, bis endlich im Jahre 1383 Graf Adolph ganz Hamm und Horn, nebst dem Hammerbrook, mit allen zubehörigen Wärdern, Wiesen und Holzungen außerhalb des Deiches, bis an die Bille, ferner die Ausschläger-Fähre, Ober- und Niedergericht mit allen Gerechtsamen an Hamburg um den Preis von 650 Mark Pfennigen, mit dem Vorbehalt des Wiederkaufsrechtes. Es blieb aber dabei, wie in so

manchen früheren Fällen. Ebenso verkaufte ein Bürger Namens Marquard Wildehövt im Jahre 1385 der Stadt seine dortigen Besitzungen für 2500 Mark.

Das verkaufte Hamm hatte dem in mißlichen Umständen sich befindenden Grafen Adolph jedoch noch nicht so viel Geld eingebracht, als er bedurfte, deshalb war er in demselben Jahre 1383 abermals genöthigt, ein Stück seiner Grafschaft loszuschlagen, nämlich Billwärder mit Innen- und Außendeichen, kurz mit allem Zubehör, mit Freiheiten und Gerechtsamen, um die Summe von 2400 Lübischer und Hamburger Pfennige, und zwar an die „bescheidenen" Rathmänner Albert Hoyer und Johann Hoyer, welche diesen ihren Besitz im Jahre 1395 mit 100 Mark Vortheil an die Stadt überließen. Die Grafen Otto und Bernhard, wie ihre Vettern Claus, Gerhard und Albert, waren Zeugen dieses Kaufvertrages, und es war auch hier wieder — am Ende mußte es fast lächerlich werden! — von nur Pfandverschreibung und vorbehaltenem Einlösungsrecht die Rede; ein Skrupel, den die Hamburger gerne unterschreiben konnten. Denn der Adel verarmte immer mehr, je glänzender die Bürger durch Handelsfleiß und friedsame Thätigkeit sich emporarbeiteten. Einer Kirche in diesem fruchtreichen Marschlande wird zuerst im Jahre 1402 gedacht, bei einem Vertrage, welchen die Kirchengeschwornen von Billen-Kerken mit dem Rektor der Pfarrei in Nygenstadt oder Nienstädten, in der

Kremper Marsch, wegen einer Holzlieferung abschlossen, doch muß jene Gegend, eben ihrer großen Fruchtbarkeit wegen, wohl schon frühzeitig aufgesucht und angebaut worden sein.

Das jenseits des Elbarmes gelegene Ochsenwärder wird in den Urkunden auch Inwärder und Avensberg genannt, und gehörte in geistlichen Dingen zu Verden. Nach einem Erlaubnißbriefe vom Jahre 1252, ausgestellt vom Dechanten Heinrich zu Verden, gab es dort zu jener Zeit schon eine Kirche, die dem heiligen Pankratius geweiht war. Zu dieser Kirche gehörten auch die Bewohner von Moorwärder und Wilhelmsburg, welches damals Stillhorn hieß, bis hier im Jahre 1388 eine eigene Kirche erbaut wurde. Ochsen- und Moorwärder wurden übrigens erst im Jahre 1395 von den holsteinischen Grafen um die Summe von 1000 Mark an Hamburg verkauft.

Weiter. Moorburg führte in den ältesten Zeiten den Namen Glindesmoor, und es soll dies eine gar rauhe und wilde Gegend gewesen, auch zwischen Dänen und Sachsen dort einst eine gewaltig blutige Schlacht vorgefallen sein. Eine Rotte der normännischen und dänischen Seeräuber war die Weser hinaufgedrungen, hatte sich mit guter Beute beladen und nun ihren Weg quer feldein durch das Bremische genommen. Bis in's Glindemoor waren sie schon gekommen, da wußten sie nicht, wie nun den Weg weiter finden, und nahmen sich einen sächsischen Soldaten, sie zu geleiten. Dieser aber

machte vorher einen Abstecher, den Seinen ein Zeichen zu geben, und führte die beladenen Normannen dann auf den weitesten und beschwerlichsten Umweger durch dick und dünn. Als sie so von dem Umherziehen in einer sumpfigen, schlammigen und durch Gesträuche wild verwachsenen Gegend völlig erschöpft zu Boden sanken, da wurden sie, ehe sie mit ihren letzten Kräften die mitgenommenen Waffen noch zusammenraffen konnten, so plötzlich überfallen, daß an 20,000 Mann auf dem Platze geblieben und nur Wenige durch die Flucht ihre Rettung gefunden haben sollen. Herward's Name wurde ob dieser That von den Sachsen in allem Glanze des Dänenhasses und der treuen vaterländischen Gesinnung dem Nachruhm überliefert. Weil nun in der Folge, im Jahre 1390, auf diesem Glindsmoor eine Burg erbaut wurde, von wo aus die Hamburger sich gegen die Seeräuber schützen und vertheidigen wollten, so hat das Land darnach den Namen Moorburg bekommen. Freilich wollte der Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg von einer solchen Burg nichts wissen, allein die Edlen von Hiddesacker' denen dies Grundstück gehörte, legten sich in's Mittel' und die Hamburger blieben für Geld und gute Worte im Besitz jener Burg wie des Landes. Der Finkenwärder ging aus den Händen der Schauenburger zuerst zur Hälfte in die der Herzoge Bernhard und Heinrich von Lüneburg über; von denen bekam Hamburg diesen Theil im Jahre 1390; auch hier wurde Rückkauf vorbehalten und diesmal hat

er wirklich stattgefunden. Die Schauenburger überließen ihre zurückbehaltene nördliche Hälfte erst später an Hamburg. Und so hat unsere gute Stadt nichts mit Gewalt, sondern Alles an Besitzungen durch Fleiß und Redlichkeit erworben. Sie konnte in Wahrheit sagen, daß, so weit ihr Gebiet sich erstreckte, sie überall auf den Früchten ihres sauer Erworbenen, auf ihren Lorbeeren ging und stand. Jeder Spaten Landes war um Geld und Geldeswerth, dieses durch Ausdauer im Beruf und durch Anstrengung des Verstandes gewonnen worden!

Ein und zwanzigstes Capitel.

Die folgenden Begebenheiten in den nordischen Reichen, als da sind Pest und Kriegsunruhen in Norwegen und Schweden, Wiederherstellung Dänemarks durch Woldemar VI. und Anschluß der deutschen Städte des damals schon offenbar als wichtig anerkannten Hansabundes, der Städte Rostock, Stralsund, Wismar, Lübeck, Hamburg, an den König Magnus von Schweden, um offen oder versteckt an verschiedenen feindlichen Unternehmungen gegen den mächtig werdenden Woldemar Theil zu nehmen, Alles dies gehört mehr einer erweiterten Geschichte an, als wir zu geben gedenken.

Die Stadt Wisby auf der Insel Gothland, wo die deutschen Kaufleute beständig große Waaren=

lager unterhielten, wurde mit Surm von Woldemar genommen. Der Kampf vor den Mauern, im Jahre **1361**, soll so blutig gewesen sein, daß **1800** gefallene deutsche und gothländische Bürge auf der Wahlstatt gefunden wurden. Da man an dieser traurigen Niederlage bemerkte, wie stark die Dänen geworden waren, wie gefährlich sie ferner noch werden konnten, so schlossen die obgenannten deutschen Städte, am heiligen Abend der Geburt Marias, im Jahre **1361** zu Greifswalde noch ein förmliches Bündniß mit dem Schwedenkönig. Die deutsche Hansa erhielt erweiterte Privilegien und die preußischen Städte namentlich hoben alle Handelsverbindung mit Dänemark wie auch den bewilligten Pfundzoll auf.

An die Städte schlossen sich Herzog Heinrich von Mecklenburg und Graf Heinrich von Holstein an, Letzterer, einer der tapfersten Männer seiner Zeit, wurde zum Befehlshaber der Flotte gewählt, und also gerüstet rückten die Verbündeten in muthiger Hast gegen Kopenhagen an. Stadt und Schloß wurden eingenommen und verwüstet; darauf zogen sie nach Oeland und Gothland und eroberten sie wieder. Als sie darnach aber vom Kampfe ermüdet bei Helsingburg an's Land stiegen und eine Weile zu rasten gedachten, fiel Woldemar über die im Sunde stehenden Schiffe her, nahm sechs der besten weg und verbrannte mehre, so daß die Mannschaft auf den ihr übriggelassenen kaum nach Lübeck sich flüchten konnte. Der lübeckische Bürgermeister

Johann Wittenborg, der unter dem Grafen befehligt hatte und dem jene bedeutende Schlappe zur Last fiel, wurde sogleich nach der Landung gefänglich eingezogen und nach zwei Jahren auf dem Marktplatze zu Lübeck geköpft.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Das Wichtigste, was nunmehr zu erzählen, ist die Ausbildung und vollkommene Einrichtung der Hansa. Um ein solches Normalverhältniß hervorzubringen, waren besonders die Städte an der Ostsee thätig und veranlaßten im Jahre 1364 zu Cöln einen Congreß, wie er bisher noch nicht stattgefunden hatte. Hier kam Ordnung in die große Handelschaft. Abgeordnete von sieben und siebenzig Städten unterzeichneten Fehde- und Lossagungsbriefe, welche diese an den Dänenkönig Woldemar absandten, welcher bei'm Empfange in seinem königlichen und kriegerischen Uebermuthe lachte und in einer Spottrede meinte, was diese „Hänse" wohl von ihm wollten? — Das Lachen und Spotten aber ist dem Könige und denen in seinem Lande, welche es nachmachten, gar übel bekommen. Denn den Fehdebriefen folgten die Schreiber und Absender derselben auf dem Fuße, nun statt einer kecken Feder das funkelnde Schwert führend. Die Hansabündner

erschienen mit ihrer Flotte plötzlich an der dänischen Küste und verwüsteten das Land, so weit sie nur konnten. Auf solche unerwartete That war Woldemar nicht vorbereitet. Er sah wohl, daß ein neuer kriegerischer Muth die Angreifenden beseelte, und hielt es deshalb für das Beste, unvorbereitet wie er war, einen erträglichen Frieden zu schließen, oder wenigstens einen Waffenstillstand, welcher durch den Herzog Barnim von Stettin vermittelt wurde. Es wurde, im Jahre 1365, ausgemacht und festgesetzt, daß dem Bunde alle bisherigen Handelsfreiheiten unversehrt erhalten werden sollten.

Woldemar mischte sich jedoch bald wieder in einen Streit, welcher zwischen Schweden und dem Herzog Albrecht von Mecklenburg ausgebrochen war, wodurch der Friede gestört wurde. Die deutschen Städte traten abermals gegen Dänemark unter die Waffen, nur Hamburg, Bremen und Cöln hielten sich zurück, die beiden ersteren erklärten aber auf dem Hansatag zu Rostock 1368, daß sie ihren Theil an Geld gerne mit beisteuern wollten. Uebrigens wurde Woldemar so hart bedrängt, daß er landesflüchtig werden und sich nach Dänemark begeben mußte. Nachdem die Hansabündner manchen Vortheil durch Muth und Entschlossenheit sich errungen hatten, kam es zwischen ihnen und den Statthaltern des dänischen Reiches endlich, im Jahre 1370, zu Stralsund zu einer Ausgleichung, in welcher jene nicht allein alle ihre Freiheiten behielten, sondern für den

in Wisby erlittenen Schaden auch die festen Plätze mit zubehörigen Landstrecken, nebst zwei Drittheilen der daselbst fallenden königlichen Einkünfte auf 15 Jahre als Ersatz erhielten. Hamburg namentlich war mit bei dieser Friedensstiftung thätig, und als Woldemar, im Jahre 1372 erst, zurückkehrte, da wurde er genöthigt, unter andern noch folgenden harten Punkt anzuerkennen: Wenn er selbst einmal die Krone niederlegen würde, so solle kein Anderer ohne Beirath und Einwilligung der Hansastädte sie wieder aufsetzen dürfen. Es war eine bittere Pille, doch konnte Woldemar, ohne sie einzunehmen, nicht wieder auf seinen Thron gelangen, so sehr hielten die Hansabündner ihn und sein Reich im Schach. Er starb übrigens gleich darnach, am 25. October des Jahres 1375.

Noch einen andern Frieden schlossen die deutschen Städte mit Schweden, nachdem sie dieses, während Håkon, Magnusens Sohn, mit Albrecht von Mecklenburg in Fehde lag, vom Meere aus angegriffen und das ganze Küstenland, so weit ihre Waffen drangen, verheert, Kirchen und Klöster geplündert, mehre Städte zerstört und über 200 Dörfer niedergebrannt hatten. Håkon wurde genöthigt, mehre früher in Norwegen schon genossene Privilegien, auch den Albrecht als König anzuerkennen und — für sich selbst der bisher getragenen Krone zu entsagen. In der im Lager zu Bawahus unterzeichneten Urkunde stehen die Namen Hamburg, Lübeck und Bremen obenan, zum Zeichen, daß sie

bei der Verhandlung wohl die Stimmführer waren. Und so hatte die Hansa hiermit im Norden ihrer Macht und Bedeutung vollkommene Anerkennung verschafft! —

Drei und zwanzigstes Capitel.

Nach dem Tode Woldemars gelangte sein Enkel, der Sohn Håkon's, Olav, zur Krone, unter dem Gegenkampfe Albrechts und seiner Partei, welcher gleiche Ansprüche machte und, indem er den Hansabund aufrief, mit für ihn zu streben, diesem noch mehr Freiheiten versprach, als jener ihnen je gewähren würde. Allein Olav wurde Regent, freilich unter Vormundschaft seiner großherzigen Mutter Margarethe, eines Weibes, welcher die Geschichtschreiber einen mehr als königlichen Charakter und einen männlichen Ehrgeiz beilegen; und nicht bloß von Dänemark, sondern, im Jahre 1380, auch noch von Norwegen, und, als fünf Jahre verlaufen waren, da fielen ihm die auf Schonen, an die Hansa verpfändeten Schlösser wieder zu, weil die bedungene Frist ihr Ende erreicht hatte. Olav starb aber schon 1387 und Margarethe regierte weiter mit Glück und Verstand, wie sie es bisher gethan hatte, so daß Albrecht's Regierung über Schweden gegen die ihrige weit in den Schatten trat. Ja, er war so unweise, Land und Volk durch halsstarrigen Trotz und übermüthige Willkür vollkommen gegen sich aufzubringen. Ebenso zeigte er sich gegen Marga=

rethe. Er sammelte aus Deutschland ein zahlreiches Heer, fiel in Westgothland ein und wurde in der Ebene bei Fallköping am 24. Februar 1389 sowohl jämmerlich zusammengehauen, als auch mit seinem Sohne selbst von Margarethe gefangengenommen. Er soll, ehe er diesen Kampf begann, gelobt haben, die Mütze, welche er gewöhnlich trug, nicht eher wieder aufsetzen zu wollen, als bis er das Mannweib Margarethe besiegt hätte; als nun der umgekehrte Fall eintrat, da zwang ihn Margarethe, zu der die Kunde von jenem Gelöbniß gelangt war, zum Spott und Hohn die große Mütze aufzusetzen, welche Woldemar einst getragen hatte.

Indessen hatte Albrecht in Schweden noch nicht so ganz sein Ansehen verloren, das hier und dort von Parteien sebst lebhaft vertheidigt wurde. Die deutschen Hut- oder Hattebrüder bildeten eine solche, welche Stockholm und Wisby angriffen und auf den schwedischen und dänischen Inseln vielen Unfug anrichteten. Stockholm konnte in seinem Belagerungszustande nur von der Seeseite her mit Lebensmitteln unterhalten werden. Diesem Geschäft unterzog sich sofort eine Gesellschaft von Abenteurern, die deshalb den Namen der Vitalienbrüder erhielten, und aus welchen eine Gilde von Freibeutern hervorging, die sich für Freunde Albrechts erklärten und Schweden, Dänemark und Norwegen gleich feindselig behandelten. Durch ihre kühnen Ausführungen und romantischen Unternehmungen fesselten sie bald Andere an sich und gewannen täglich an

Zahl und Kraft, so daß sie sogar den friedlichen Kauffahrern nachstellten und die Seewege überhaupt unsicher machten. Dagegen mußte der Städtebund natürlich energische Mittel ergreifen und es wurde zunächst im Jahre 1395 eine Verhandlung gepflogen, in welcher beschlossen wurde, daß Albrecht aus seiner Gefangenschaft wieder entlassen werden sollte, wogegen die Hansastädte versprachen, nach drei Jahren beide Prinzen wieder in Haft zu liefern, oder eine von diesen zu erlegende Summe von 60,000 Mark zu verschaffen, oder der Königin die Stadt und Feste Stockholm zu überantworten, die von ihnen so lange besetzt gehalten wurde. Als nach Verlauf der anberaumten Frist das Geld nicht aufzutreiben war, mußte Stockholm übergeben werden und Margarethe sah sich somit im Besitz der drei nordischen Reiche. Das geschah durch die Kalmarische Union am 17. Junius des Jahres 1397.

Im folgenden Jahre erhielten die Hansastädte von Margarethe ihre vollen Rechte wieder und auch die Gesellschaft der Schonenfahrer, welche nach Schonen und auf der Ostsee vielfältig Handel und Schifffahrt betrieben, soll um diese Zeit sich gebildet haben.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Daß Friede und Ruhe in Land und Gemüthern wiederkehrte, wollte den an eine wilde, umherschweifende Lebensart einmal gewöhnten Vitalienbrüdern jedoch keineswegs zusagen, und seltsamer Weise fanden die früher feindlichen Parteien auch jetzt, nach abgemachter Sache, sich nicht berufen oder verpflichtet, jenen das Handwerk der Seeräuberei zu legen mit gänzlicher Vertilgung. Von Stralsund wurde zuerst ein Schiff ausgeschickt, die Vitalienbrüder einzufangen. Jenes wurde deren auch bald so Viele habhaft, daß es an Gefängnissen fehlte, und man mußte es deshalb jetzt mit den Vitalienbrüdern, wie diese früher es mit den Kaufleuten, machen, nämlich sie in Tonnen setzen und darin befestigen, daß nur der Kopf herausstach und kein Glied weiter gerührt werden konnte. Darin saßen denn in drolligster Positur die Gefangenen, bis ihnen das Urtheil gesprochen und der Kopf abgeschlagen wurde.

Während dieser Zeit war die Insel Gothland noch die gewöhnliche Räuberhöhle und Niederlage der Corsaren. Das Nest vollkommen auszunehmen und alle Brut zu vertilgen, landeten, mit Margarethen vorher übereingekommen, die deutschen Ordensritter hier, 4000 Mann stark, machten nieder, was sich ihnen widersetzte, und der verheerenden Schaar der Vitalienbrüder dadurch ein Ende. Allein Viele davon hatten sich doch durch die Flucht ge-

rettet, schwärmten nunmehr auf der Nordsee umher und versetzten besonders den hamburgischen Schiffen einen entsetzlichen Schaden. Ja, Einige drangen sogar bis hoch nach Norwegen hinauf und eroberten Bergen. Ob sie sich noch weiter im Umkreise, bis in ferne Meere verbreitet haben, muß, da es an Nachrichten fehlt, welche dies genau genug bestimmen, hier lieber dahingestellt bleiben. Am einflußreichsten wurden diejenigen nach der Zerstreuung, welche sich in Friesland festgesetzt und dort sogar eine bereitwillige Unterstützung gefunden hatten. Hamburg litt, wie schon angedeutet, von allen diesen räuberischen Meerzüglern den größten Schaden; es hatte Margarethe um Schutz gebeten, allein ohne Erfolg. Endlich fand im Jahre 1399 zu Nyköping eine Berathung Statt, wobei die hamburgischen Bürgermeister Christian Miles und Johann Hoyer das Wort als Abgeordnete führten und wodurch es dahin kam, daß Seitens der Königin Margarethe und der Hansastädte ein Rundschreiben an den Grafen Cordt von Oldenburg, an Kenno von Brügge, wie auch an die Städte Gröningen und Dockum erlassen wurde, in welchem diese gewarnt wurden, den Vitalienbrüdern irgend Beistand oder Vorschub zu leisten, widrigenfalls man sie selbst als solche ansehen und behandeln würde. Allein diese Androhung wirkte nichts, und so setzte sich dann im Frühjahr 1400 eine Flotte nach Ostfriesland in Bewegung, welche von den hamburgischen Bürgermeistern Albrecht Schrey und

Johann Nanne angeführt wurden. Das war doch gut, und so muß es sein, daß ein ordentlicher Bürgermeister nicht bloß am Aktentisch die Sache der Bürger leiten, sondern das Wohl derselben selbst draußen mit dem blanken Schwert in der Hand vertheidigen konnte! Warum haben wir denn jetzt nicht mehr dieses markige Wesen? Oder war das damals Rohheit, war es Untugend, und sind wir in unserer verfeinerten Lebensart wirklich feinere, edlere Menschen geworden? Als jüngst nach der Katastrophe von einem Dictator die Rede war, da klang dies wie ein großes historisches Fragezeichen. Es war eine Zuckung, ein Zweifel, eine Wehmuth, die mit Schmerzen nach den Bürgermeistern der alten Republik zurückblickte. Die Idee war alt, durch die Geschichte bewährt, aber als sie in dieser Zeit auftauchte, fand sie nur die alten Menschen nicht wieder. Seht, das gewähren die Visionen der Geschichte daß sie uns den Menschen in seiner rauhen, aber tüchtigen Natur lieben machen, daß wir uns in dem Anschauen ehemaliger Kernmenschen berauschen und darnach die neue Republik umgestalten und wiederherstellen wollen. Wir müssen den alten Geist in den neuen Formen zu erwecken suchen, aber — uns fehlt selbst zur Begeisterung der Muth, so zwergartig eingeschrumpft, so gemüthlos, so gesinnungslos, so marklos, nur am oberflächlichen Trödel klebend, sind wir Alle mit einander. Hohe Zeit, gieb uns die wirklich freien Bürger, die alten Republikaner des Rathes und der That wieder! —

Doch — ich muß abbrechen und weiter erzählen. Die Vitalienbrüder wurden mit heimgenommen und dort zum allgemeinen Beispiel in Form Rechtens am Leben gestraft. Emden, weil es vorher nicht hatte hören und Raison annehmen wollen, mußte jetzt fühlen und hanseatische Besatzung einnehmen. Kenno von Brügge wurde ebenso genöthigt, sein Schloß Aurich abzutreten. Die Westfriesen versprachen, die Vitalienbrüder sogleich zu entfernen, indem sie sich entschuldigten, daß es nur deshalb früher nicht geschehen sei, weil sie sie im Kampfe gegen Holland nothwendig noch hätten gebrauchen müssen.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Mit jenem Schlage waren die Vitalienbrüder jedoch noch keineswegs gänzlich vernichtet! es war ihnen immer nur eine ihrer Hauptniederlassungen genommen. Unter denen, welche eben so sehr als blutdürstige Feinde wie als freche Seeräuber der Schrecken aller Kauffahrer waren, zeichneten sich besonders die beiden Anführer Klaus Störtebecker und Gödecke Michel aus. Ersterer stammte aus Barth, Letzterer von der Insel Rügen her, und Beide hatten sich zuerst eine recht romantische Räuberhöhle gewählt, nämlich Stubbenkammer bei Jasmund. Das tiefschauerliche ihres Wesens und

Treibens suchten sie noch dadurch zu erhöhen, daß sie vorgaben und verbreiteten, sie hätten die Gebeine des heiligen Märtyrers Vincentius sich von der spanischen Küste geholt und führten diese auf allen Raubzügen mit sich herum, damit sie durch dieselben bei ihren verwegensten Unternehmungen geschützt würden. Ob der angegebene Grund wirklich selbst aus ihrer Ueberzeugung floß, wie Einige wollen, muß wohl dahingestellt bleiben; uns scheint daraus vielmehr hervorzuleuchten, daß sie mit allem wilden Muth auch die nöthige Klugheit verbanden, ihre Handlungen mit der herrschenden Romantik zu umgeben und von dem Glauben und Aberglauben des von der reineren Meerluft nicht angehauchten Volkes den gehörigen Vortheil zu ziehen. So schändlich ihr Gewerbe war, so poetisch wurde es durch das Reliev, womit sie dasselbe zu umgeben wußten.

Die Hamburger aber hatten auch schon Meerluft geathmet, sie waren aufgeklärt worden durch ihren reichen Verkehr mit der Welt und scheerten sich weniger um die Visionen der Romantik als um den Nutzen und die Thätigkeit eines vielbewegten Lebens. Kaum hatte man ihnen deshalb die seltsame Mähr erzählt von dem Seepopanz Störtebecker und den Gebeinen des Heiligen, welche im schwarzen, engen Schiffe als der Seeräuber Hort verborgen sein sollten, da standen sie auf, um zu sehen, ob es wahr sei, vielleicht auch, um den schüchternen Landratten einmal solche Gebeine und ihre Wunderkraft zu zeigen. Ich glaube, die Hamburger haben sich

damals weder vor den lebendigen noch vor den todten Beinen gefürchtet! Genug, an die Spitze der auslaufenden Flotte stellte sich der beherzte Rathmann Nikolaus Schocke, und immer mit großer Erwartung meerwärts spähend, segelte er mit seiner kampflustig jubelnden Schaar die blanke Elbe hinauf. In der Gegend von Helgoland, damals Ferria geheißen, trafen sie auch wirklich den Störtebecker mit seinem Genossen Wichmann; diese wurden angegriffen, unter heftigem Widerstand freilich; die Hamburger empfanden es wohl, daß die lebendigen Gebeine ihre Schuldigkeit thaten, aber nicht die todten. Allein je heißer das Gefecht wurde und je grimmiger die Seeräuber mit ihren braunen, gänzlich behaarten Gesichtern und den zottigen Fellen und Kleidern aussahen, desto höher wuchs den Hansakriegern der Muth. Viele wurden erschlagen und in See geworfen, Störtebecker und Wichmann selbst mit siebenzig von ihrer wilden Schaar gefangen genommen und im Triumphe, unter noch größerem Jubelgeschrei, als vorhin bei'm Auslaufen, nach Hamburg gebracht. Ebenso wurden unmittelbar darnach die Piraten Gödecke Michel und Wigbald eingefangen. Mit unendlichem Hurrahgeschrei begrüßten die am Hafen stehenden Hamburger ihre Befreier, Jeder wollte die grimmigen Seeräuber und ebenso lieb die heiligen Gebeine sehen. Die letzteren hat aber Keiner, so viel wir wissen, zu sehen gekriegt. Das gab natürlich statt Aerger nur neue Lust. Den Räubern wurde nicht erst lange der Prozeß gemacht,

was sollte man ihnen noch von Recht und Unrecht vorsprechen, sie füttern und bewachen, und sich selbst der Gefahr aussetzen, daß sie wieder davongehen möchten? Sie wurden also ohne Prozeß ganz einfach auf dem Grasbrook geköpft, bei welcher Procedur sich hin und wieder im Volcke wohl eine höhnende Stimme vernehmen ließ, warum denn jetzt der heilige Vincentius ihnen nicht mehr beistehe, oder ob seine Gebeine vor den Hamburgern die Flucht ergriffen hätten? — Eine wie große Bewegung dieses Ereigniß übrigens im Volke hervorbrachte, ist auch daran zu ersehen, daß man die Seeräuber und ihre kühnen Ueberwinder noch im sechszehnten Jahrhunderte in einem Liede leben ließ, welches so anfing: „Störtebecker un Gödecke Micheel, dat weeren twe Röwer to gliken Deel.“ — In eben diesem Liede wurde besonders die Mannschaft eines Schiffes gefeiert, welches man als „die durch die See brausende bunte Kuh aus Flandern mit den starken Hörnern“ bezeichnet hatte, weil es dem Störtebecker ein weinbeladenes Schiff das Vorderkastel entzweirannte. Ebenso soll es früher eine Sage gegeben haben, nach welcher aus dem erbeuteten Raube eine goldene Krone gemacht worden wäre, die lange von der Spitze des St. Nikolaithurmes herabgeglänzt habe; nur hat die Sage sich darin versehen, daß jene Geschichte viel früher sich ereignete, als der Nikolaithurm aufgeführt wurde. Das Schwert, mit welchem der Scharfrichter Rosenfeldt die Gefan-

genen hingerichtet — „indem er mit seinen geschnürten Schuhen bis an die Enkeln (Knöcheln) im Blute stand" — zeigte man früher im Hamburger Zeughause.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Im Verlaufe dieser Zeit hatte Flandern sowohl mit England eine Fehde zu bestehen, als auch brachen im Lande selbst heftige Unruhen und verheerende Bürgerkriege aus, so daß nicht allein die eigene Blüthe dadurch gänzlich zerstört, sondern auch den deutschen Kaufleuten und ihren Faktoreien ein erheblicher Schade zugefügt wurde. Ja manche zum Hansabunde Gehörende geriethen in Kerker und Fesseln ohne ihr Verschulden, wurden gebrandschatzt und gemißhandelt auf mancherlei Weise. Zwar wurden darüber alsbald heftige Klagen und Beschwerden geführt, allein der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht, und man sah sich deshalb im Jahre 1388 genöthigt, den Verkehr mit Flandern völlig einzustellen. Das konnten die Fläminger so leicht nicht ertragen, und sie schickten daher nach der Tagfahrt zu Lübeck im Jahre 1389 ihre Gesandten, welche den deutschen Kaufleuten jede Entschädigung versprachen, welche diese rechtmäßig verlangen konnten. Man verständigte sich dahin, daß aus den drei Städten Gent, Brügge und Ypern und von den Freien des Landes zu Brügge bei den Carmelitern eine Anzahl

achtbarer Männer den Hansabündnern Abbitte thun und unter andern für den reellen Schaden noch die Summe von 11,100 Pfund Grote angeloben sollten. Damit war die Bevölkerung von Flandern jedoch nicht so ganz einverstanden und die Ausführung des Versprechens schien grade nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Darum wurde zu Hamburg im Jahre 1391 eine andere Tagfahrt angesetzt. Man verständigte sich hier abermals dahin, daß die einmal bestimmte Summe in zwei Pösten bezahlt werden, daß außer der zu vollziehenden Abbitte 41 — nach Anderen 16 — achtbare Personen nach Rom und eben so viele nach St. Jakob von Compostell und vier nach dem heiligen Grabe als Pilgrime wallfahrten sollten, um so den angethanen Schimpf von Grund aus zu büßen. Im folgenden Jahre erfolgte zu Lübeck die vollständige Ratification dieses Vertrages, der Rathmann Hoyer aus Hamburg nahm zu Amsterdam die Hälfte der Summe in Empfang und die hanseatischen Kaufleute kehrten nunmehr von Dortrecht, wo sie sich so lange niedergelassen, auf ihre alten Plätze zu Brügge zurück. Es war dies ein ordentlich feierlicher Umzug, welcher von den Rathmännern Heinrich Westhof aus Lübeck und Johann Hoyer aus Hamburg angeführt ward, um anzudeuten, daß die hanseatische Handelsmacht mit allem Glanze und Bewußtsein ihren gekränkten Sitz in Brügge wieder einnehme.

Die Hansa war aber damals schon ein bedeutendes Institut, ein Handelsstaat, welcher seine

Arme und Zweige immer weiter und weiter um Länder und Meere schlug. So erwarb sie sich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auch schon in den nördlichen Provinzen der Niederlande ausgedehnte Freiheiten. Die deutschen Kaufleute von den Ostseestädten wie auch von der Weser und Elbe erhielten dort im Allgemeinen den Namen der Oesterlinge. Allein sie wurden von den Holländern in ihren Ansprüchen und Privilegien oft gekränkt, vielleicht aus Eifersucht, aus Neid, und es erhuben sich Klagen darüber, welche hin und wieder, wie beim Bergen gestrandeter Güter sogar in Thätlichkeiten ausbrachen. Besonders nahmen diese Störungen Ueberhand, als Bayern diese Provinzen unter seine Regierung bekam. Die Hamburger namentlich geriethen in Händel mit dem Pfalzgrafen Albrecht, als dieser in Fehde lag mit den Friesen, denen jener nun keine Waaren mehr zugeführt haben wollte. Kaum hatten die Bürgermeister Hoyer aus Hamburg und Meinard aus Buxtehude dies ausgeglichen, so kamen auch alsbald im Jahre 1400 die Holländer mit über 50 Schiffen nach Hamburg, sie mit Waaren zu beladen; ein ungünstiger Wind ließ sie die See nicht wieder erreichen, so daß sie bei Stade vor Anker legen mußten. Von dort verbreitete sich das Gerücht, die Holländer hätten hamburgische Schiffe angehalten und ihrer Güter beraubt. Sogleich brach man nach Stade auf und nahm die Schiffe mit ihren Gütern gefangen. Der Streit über Schuldigkeit und Aus-

gleichung dauerte bis zum Jahre 1403, wo am 9. October die Stadt Gent endlich das Schiedsrichteramt übernahm. Der Graf wurde bei dieser Gelegenheit genöthigt, neue, erweiterte Privilegien zu ertheilen und die Hamburger erhielten 1000 Noble *) als Schadenersatz.

Durch den Kampf der Holländer und Friesen hatten die Vitalienbrüder wieder freie Hand bekommen. Um jenen nun zu schlichten und diese darnach zu bezwingen, boten die Hansastädte ihre Vermittelung an, durch welche auch wirklich ein Waffenstillstand herbeigeführt und worin besonders von den Friesen verlangt wurde, daß sie die Vitalienbrüder aus ihrem Dienste und Lande entfernen und daß sie den von diesen zugefügten Schaden ersetzen sollten. Es wurde im Jahre 1407 zu Hamburg eine Tagfahrt angesetzt, allein die Friesen erschienen nicht und wollten lieber zu Amsterdam eine Unterhandlung haben. Hier kam es dahin, daß die Westfriesen im Oster- und Westergau sich dem Grafen Wilhelm ergaben und die Vitalienbrüder zu entfernen gelobten, welche von den Ostfriesen, die sich auch jedes Ersatzes weigerten, nach wie vor beschützt wurden. Darob erzürnt zogen die Hamburger abermals mit einer Flotte heran, schlugen mehre Edle des Landes und vernichteten ihre Schlösser. Kenno von Broke aber hielt sein früher gegebenes Wort und leistete auch hierbei thätige Hülfe, besonders

*) Eine Münze, das Stück von 6 ℳ Crt. Werth.

gegen die Vitalienbrüder, die er nach Kräften zu verfolgen und zu züchtigen suchte. Man dankte ihm dafür durch mehre genommene und nunmehr ihm übergebene Schlösser, wofür er jedoch auch noch versprechen mußte, fortan das Land zwischen Weser und Ems von allen Räubern rein zu halten. Denn schon war der Anhang der Vitalienbrüder so groß geworden, daß sie auf dem Meere nicht Alle mehr Beute genug machten und daher auch sich über das Land zu zerstreuen anfingen.

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Nicht minder hatte der Verkehr mit England von Jahr zu Jahr zugenommen, und nicht bloß Hamburg, sondern auch die andern Städte des Bundes hatten sich hier sehr bedeutende Faktoreien, Anrechte und Privilegien erworben. Im Gildehaus zu London vereinigten sich alle deutschen Handelsleute, um sich über Benutzung aller Vortheile zu berathen und das übrige Nebel-Eiland von hier aus mit Waaren zu durchziehen. Die Freiheiten, welche anfangs einige bevorzugte Städte, wie Hamburg, nur genossen hatten, wurden bald von Allen gefordert und erhalten, welche in jenem Gildehause ihren Verkehr trieben. Und die Könige konnten dies um so weniger verweigern, da mit den sich mehrenden Kaufleuten auch die Zölle wuchsen und die Einkünfte sich vergrößerten.

Aus Hamburg besonders war der Verkehr so lebhaft, daß sich eine eigene Gesellschaft der Englandsfahrer bildete, die im Jahre 1378 schon ein besonderes Haus, die Obergesellschaft, zu ihren Zusammenkünften kaufte, welches sich bis jetzt noch erhalten hat.

Allein es konnte auch nicht fehlen, daß die Engländer bald ein scheeles Auge auf die bei ihnen erworbenen Reichthümer warfen und zur Ueberlegung kamen, daß sie jene Reichthümer mit gleicher Thätigkeit besser noch für sich selbst gewinnen und in Anspruch nehmen könnten. Dennoch bestätigte Eduard der Dritte dem Hansabunde die große Charte von 1303 mit großer Freundlichkeit und ohne eigennützige Absichten für sein Land und Volk, worin, „um alle fremde Kaufleute sich und seinem Reiche zu angenehmen Diensten ferner zu verbinden", Freiheit und Schutz auf's Neue zugesichert wurden; ja, er verbot um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts seinen Unterthanen noch die Ausfuhr und verstattete sie bloß den Fremden, weil seine Einkünfte dadurch in Flor erhalten wurden. Erst gegen das Ende seiner Regierung erhielten die Engländer von der Stapelgesellschaft, die sich inzwischen gebildet hatte, gleiche Gerechtsame.

Seit 1377, unter der Regierung Richard's des Zweiten, wurden die deutschen Kaufleute wiederholt genöthigt, über neue, übermäßige Zölle und Einschränkung ihrer alten Privilegien ernstliche Beschwerde zu führen und erhielten ihren Willen.

Dieselben Reibungen erneuerten sich im Jahre 1399 unter Heinrich dem Vierten, und weil es schon zu Feindseligkeiten und dadurch herbeigeführten Störungen gekommen war, so verlangten die Hamburger diesmal einen Schadenersatz von 2000 Noble, wovon die Gesandten des Königs 1000 bewilligten, für 500 besseren Beweis verlangten und die übrigen 500 zu vermitteln versprachen, wenn diejenigen, welche den Schaden besonders verursacht, vor Gericht gestellt würden.

Zu jener Zeit wurden die nicht genau anzugebenden zahlreichen Städte der Hansa, in drei Kreise getheilt, welche der Lübsche, der Westphälische oder Cölnische, und der Sächsische oder überheidnische genannt wurden, welche Zahl später der Bequemlichkeit halber auf vier Kreise erweitert wurde. Natürlich übte der Bund unter sich eine Art eigener Gerichtsbarkeit, welche so weit ging, daß sie die Braunschweiger einst von sich ausschlossen, als diese sich eine andere Verfassung durch Volksregierung geben wollten, und welche erst dann wieder aufgenommen wurden, als sie auf ihre angefangenen Bestrebungen verzichteten. Im Jahre 1375 entstand dort eine neue Bewegung, die in förmliche Revolution, Vertreibung der Obrigkeit u. s. w. überging. Die Hansa schloß Braunschweig abermals aus und war so hartnäckig in ihrer Ansicht, daß selbst die Fürbitte des Kaisers nichts dagegen vermochte, bis endlich im Jahre 1381 Braunschweig sich dazu verstand, Abbitte zu thun und die Gesetze des Bundes wie des Landes treu und redlich

zu halten; dann wurde es wieder aufgenommen. Hamburg und Lübeck hatten bei dieser Gelegenheit den Auftrag erhalten, die Verhandlungen zu leiten.

Acht und zwanzigstes Capitel.

Und wieder giebt es ein Beispiel zu erzählen, wie die Hansa nach allen Seiten hin ihren Einfluß geltend zu machen wußte, den Unschuldigen und Bedrängten beistand und das lebendige Gefühl für Recht und Gerechtigkeit aufrecht erhielt, also daß sie mit ihrer Bürgermacht dazwischen trat, wo der Kaiser selbst nicht helfen konnte oder wollte.

Die Herzoge Heinrich und Bernhard von Braunschweig-Lüneburg hatten sich gegen Lüneburg Ungerechtigkeiten erlaubt, indem sie die Schiffe desselben, welche den Hamburgern Salz zuführten, auffingen und den Inhabern noch sonst allerlei Schaden zufügten. Kaum hatten die Hamburger davon Kunde erhalten, als sie mit den Lübeckern gemeinschaftlich aufstanden, die Störer der öffentlichen Ruhe zur Rechenschaft zu ziehen. Der Bürgermeister Hoyer zog wiederum aus mit seinem Fähnlein, im Jahre 1396, das feste Schloß Harburg zu besetzen. Doch wurde er, man weiß nicht, durch welchen Umstand, abgehalten, es mit Sturm einzunehmen. Dafür aber zog er durch die Lüneburger Haide und verwüstete Alles, was ihm vorkam, nachdem er seine Beute zuvor davon genommen hatten.

Im Jahre vorher war von den Lübeckern vom Möllner See bis nach Lauenburg ein Canal gegraben worden, welche den Lüneburgern bei ihrem Salzhandel auch wesentliche Dienste leistete. Als Herzog Heinrich nun jenseits der Elbe vor den Hamburgern weichen mußte, da suchte er hier auf's Neue und aus Rache sein Müthchen zu kühlen, indem er die Schleusen verrammelte und den Canal unfahrbar machte. Das brachte die Hansabürger noch mehr gegen ihn auf, und nachdem sie alle ihre Kräfte zusammengerafft, beschlossen sie, die Feste Winsen an der Luhe mit aller Hartnäckigkeit zu belagern. Da ward der Herzog eingeschüchtert und es verging ihm die Lust, noch länger Widerstand zu leisten oder Heimtücke zu üben. Es wurde erst ein Waffenstillstand und dann ein ordentlicher Friede geschlossen im Jahre 1397. Der Herzog mußte drei seiner Schlösser verpfänden, Bleckede an die Hamburger, Harburg an die Lüneburger und Ludershusen an die Lübecker, wogegen er die Pfandsumme von 192,000 Mark ausbezahlt erhielt. Damit waren denn Ruhe und Sicherheit, welche dem Handelsverkehr so durchaus nothwendig sind, wieder hergestellt und die Geschäfte gingen nach wie vor zur allgemeinen Zufriedenheit. —

Neun und zwanzigstes Capitel.

Hamburg hatte unter dem bisherigen Wechsel der Begebenheiten und seit dem großen Freiheitsbriefe vom Jahre 1292 zwar mit rechtmäßig erhaltener Selbstregierung dagestanden, mit immer größerer Kraftentwickelung für sein und der Büger Bestes gesorgt und grade durch diese äußere Thätigkeit wohl erfahren, daß es nicht allein fähig, sondern auch würdig sei, für sich selbst zu sprechen und zu handeln; das hinderte jedoch die holsteinischen Grafen nicht, bei Familienverträgen diese und jene Ansprüche an Hamburg entweder selbst wieder zu übernehmen oder sie auch nur vormundschaftlich und als noch nicht verlorenen Ansehens halber Anderen zu überlassen. Es giebt so viele Fälle, wo man kränken kann, ohne daß dadurch die Form des Rechtes grade verletzt wird. So legte Graf Heinrich im Jahre 1305 zu Hamburg einen Zoll an, welcher von den Gütern der Fremden entrichtet werden sollte. Die Hamburger jedoch sahen gar bald ein, daß diese Beschwerung der Ein- und Ausfuhr auch auf ihre eigenen Verhältnisse von rückwirkendem Einfluß sein mußte. Sie setzten sich sogleich mit allen Kräften dagegen, konnten aber nichts weiter erwirken, als daß sie selbst an diesem später so genannten und noch zu manchen Uebelständen Anlaß gebenden Schauenburger Zoll ihren Antheil erhielten. Graf Adolph überließ seinen persönlichen Antheil im Jahre 1307 an seine Ge-

mahlin Helena als Leibgedinge und die Brüder Adolph und Gerhard der Zweite versetzten die ganze ihnen beikommende Hälfte für 800 Mark Silbers an einen Lübecker, Namens Costin, bis auf einen angesetzten Wiedereinlösungstermin. Es geschah dies noch oft, die Grafen verzehrten mehr als ihr Einkommen war, und mußten deshalb losschlagen, wenn sie in Verlegenheiten waren, was los oder fest war.

Doch erhielt Hamburg zu anderer Zeit wieder etwas von den Grafen Gerhard, Johann und Adolph, was ihm sehr angenehm und willkommen war, nämlich die Münzgerechtigkeit zu Erb und Eigenthum, wenn auch dafür eine gewisse Summe erlegt werden mußte, ohne die es nun einmal nicht gehen konnte. Im Jahre 1336 fing man dann zuerst an, sogenannte Blechmünzen zu schlagen, wovon vier auf einen Schilling (von skillen, theilen, scheiden, daher Scheidemünze) gingen. Dagegen aber hatte die Geistlichkeit etwas einzuwenden, indem sie behauptete, diejenigen, welche früher Schillinge zum Opfer gebracht hätten, würden nunmehr nur Vierlinge geben. Sogar der Erzbischof Burchard von Bremen gab im Jahre 1336 sein Votum darüber ab, doch ist nicht überliefert worden, wie die Wirkung davon gewesen ist. Hamburg fuhr in Verbindung mit anderen hanseatischen Städten getrost fort, zu münzen, wie es ihm beliebte, sorgte aber mit großer Wachsamkeit darüber, daß ein reines Gepräge und vor allen Dingen ein guter, reeller Münzfuß auf=

recht erhalten wurde, so daß das hier geschlagene Geld allzeit in Ehren blieb.

Indessen kam Carl der Vierte zur deutschen Kaiserwürde und hatte nicht allein mit Böhmen, sondern auch mit den anderen kleinen deutschen Staaten vollauf zu thun, den locker und lose gewordenen Reichsverband wieder festzumachen und die wirren Verhältnisse zum allgemeinen Wohle zu ordnen, so daß er nach den nördlichen Gegenden kaum mal ein aufmerksames Auge hinschlagen konnte. Solche günstige Gelegenheit benutzten die holsteinischen Grafen, diese und jene Ansprüche auf Hamburg möglichenfalls wieder durchzusetzen. Es unterfing sich Graf Adolph, der Sohn Johann's des Milden, plötzlich im Jahre 1363 der Stadt den Vorwurf zu machen, daß sie nicht die gehörige Unterwürfigkeit beweise. Die Sache wurde vor den Kaiser gebracht und dieser gab dem Herzog Albrecht von Mecklenburg den Auftrag, zu untersuchen, ob die Klage Grund habe oder nicht. Die Hamburger wollten sich diesen Schiedsrichter aber nicht gefallen lassen, da er unmöglich nach Recht und Billigkeit hier verfahren könnte, weil er von früherher noch einen Groll gegen sie im Schilde führe. Sie schickten deshalb, als der Tag der Vorladung herankam, keine Abgeordnete. Nun fiel das Urtheil natürlich sogleich gegen Hamburg aus, es wurden demselben alle seine bisherigen Rechte wieder abgesprochen und ihm nur die Kosten erlassen. Doch soll der Graf Adolph schon im Jahre 1364 ganz wieder von seiner früheren Ansicht zurückgebracht

worden sein, indem er nicht allein die Stadt in schwierigen Lagen zu schützen und zu vertheidigen versprach, sondern „wegen verschiedener Schälinge und Unwillen" ihr auch alle alten Freiheiten und Privilegien wieder ertheilte, wogegen die Bürger zusagten, was ihnen darnach zu thun und zu halten bliebe, treu und aufrichtig erfüllen zu wollen. Auch Carl der Vierte zeigte sich hold und günstig, indem er erlaubte, alljährlich zwei Wochen vor und nach Pfingsten einen — Jahrmarkt zu halten. Eine sonderbare Gnadenverleihung, da die Hamburger ihren Markt schon in den Städten der verschiedensten Länder hielten! Uebrigens hieß es in der Verbriefung: „Wir haben wohl erwogen des heiligen Deutschlands und dessen Einwohner gesegneten Ueberfluß, insbesondere, daß der Fluß Albia (Elbe), aus unserem Königreiche Böhmen fließend, geschickt und stark genug, Waaren auf derselben hin und wieder zu verfahren, vielen herumliegenden Oertern Nutzen und Genuß bringen könne." Es scheint aus dieser Wendung nicht undeutlich hervorzugehen, daß der Kaiser von dem Sinn und der Thätigkeit der Hamburger keineswegs eine klare und bestimmte Vorstellung hatte, er wollte, wie man in einem alten Sprichwort wohl sagt, offenbar nichts Anderes, als Eulen nach Athen tragen. Wäre Carl damals nach Hamburg gekommen und hätte sich an Ort und Stelle von den Zuständen überzeugt, er würde seine unzulänglichen Begriffe bald mit Freuden und zu größerer Begünstigung der Stadt berichtigt haben. Es giebt

uns dies aber auch einen schlagenden Beweis, wie es überhaupt um Landeskunde und Regierungsberichte stand; der große Carl, welcher überall gegenwärtig war, dieser war es nicht mehr.

Dreißigstes Capitel.

Um mit dem Grafen Otto wegen der Mark Brandenburg zu unterhandeln, kam Carl der Vierte im Jahre 1368 nach Tangermünde, und auch die holsteinischen Grafen Heinrich, Adolph, Otto und Nikolaus sollen damals dahin gereist sein, um ihre an Hamburg veräußerten Rechte sich wieder zu verschaffen, und der Kaiser ihnen gewillfahrt haben, mit der Weisung, wenn die Einwohner den Grafen nicht gehorsam würden, so werde er selbst kommen und sie dazu zwingen. Weil damit aber mehr böses Blut gemacht wurde als ihnen wirklicher Vortheil erwuchs, so ließen diese sich nichts anfechten und bestätigten aus eigenem Antriebe den Hamburgern alle bisher genossenen Rechte und Privilegien. Nach anderen Berichten wird jene Verhandlung jedoch in's Jahr 1375 verlegt, als der Kaiser Lübeck mit seinem Besuche beehrte. Bei dieser Gelegenheit soll der Roland von den über den Kaiser und seine Zurücksetzungen unwilligen Bürgern in's Wasser gestürzt sein. Die Hansabündner hofirten dem Kaiser indeß bei diesem Besuche, um ihn nur von der Idee wieder abzubringen, sich zum Haupte ihres Handels und Bundes

zu machen, und standen, als er eben zum Thore hinausgezogen war, sogleich mit Lehm und Steinen dabei, es zuzumauern, damit nie über sie und ihre freie Stadt etwas Ungerechtes wieder kommen möchte.

Hartnäckiger war die Eifersucht und die Abkämpfung des Zerwürfnisses, welches zwischen Bürgerschaft und Clerisei sich gebildet hatte, und jene mußte um so mehr auf ihrer Hut sein, da es dieser bei der größeren geistigen Bildung und den intellectuellen Mitteln nicht an Schlauheit und Spitzfindigkeiten fehlte, und die Grafen, weil ihre Partei selbst zu schwach wurde, an jener Rückstärkung zu erhalten suchten, mit ihr deshalb gemeinschaftliche Sache machten und es an Aufwiegelungen und Zuredungen nicht fehlen ließen. Zum ersten förmlichen Ausbruch kam es im Jahre 1335, als die Geistlichkeit sich Rechte, z. B. über Bestrafung des Ehebruches, anmaaßte, welche bisher allein bei der Bürgerschaft gestanden hatten. Um ihre Sache kräftig durchzusetzen, hatten einige Bürger sich an den Geistlichen vergriffen; es wurde deshalb über die Stadt der Bann ausgesprochen, Gottesdienst und Sacramente eingestellt und zur allgemeinen Züchtigung Auswanderung des Capitels für's Beste gehalten. Nur die Franziskaner Mönche des Marien Magdalenen-Klosters blieben zurück, bis über die Angelegenheit an den Papst berichtet und, im Jahre 1337, von dem Bremer Erzbischof Burchard eine Vermittelung zu Stande gebracht worden war. In der Urkunde heißt es unter andern auch: „Man wolle nicht

mehr verstatten, daß die Krämer und andere Handelsleute in den Kirchen und der St. Annen Capelle ihre Waaren feilbieten. Keiner der Domherren noch sonst Jemand solle sich unterfangen, auf den Kirchhöfen oder sonst in der Stadt Kalk zu brennen."

Die Bürger hatten jedoch nicht die geringste Lust den vorgeschriebenen Punkten nachzukommen, besonders da die Mönche selbst immer mehr verwilderten und sich in ihrem Verhalten und Betragen unangemessene Blößen gaben. Bei diesen Gährungen widerstrebender Elemente muß es indessen mitunter sehr hart hergegangen sein, denn der Erzbischof hielt es im Jahre 1352 sogar für nöthig, die Dom- und Petrikirche mit ihren Altären wiederum zu weihen, weil so viel Blut an heiliger Stätte geflossen wäre. Endlich, weil die Bürger denn doch gar zu trotzig wurden und die Pfaffen in ihren Stadt- und Staatsangelegenheiten gradeswegs für unmündig erklärten, wandten diese sich, im Jahre 1354, an den Kaiser, wonach dieser den König Woldemar, noch viele Fürsten, Bischhöfe und Herren aufforderte, nach dem Rechte zu sehen und die Zerwürfnisse in Hamburg in Untersuchung zu nehmen. Auch nahm Carl die Geistlichkeit wohl noch deshalb in seinen besonderen Schutz, weil er seinen Wunsch, Oberhaupt der Hansa zu werden, von den Bürgern vereitelt gesehen hatte.

Ein und dreißigstes Capitel.

Es konnte nicht fehlen, daß noch zwei andere Parteien sich gegenübertraten, denn die menschlichen Verhältnisse, die Natur der Dinge selbst wie die Entwickelung der Gesellschaft, mit ihren Ständen und deren Ansprüchen sind einmal so beschaffen, daß eine vollkommene Ruhe und allseitig einmüthige Uebereinstimmung nicht möglich ist. Selbst in einem kleinen Staate, der nur aus gleichberechtigten und gleichgestellten Bürgern bestehen soll, bringen die verschiedenen Kräfte und ihre Bestrebungen, die Talente und ihre Anwendung, das Leben und seine Ansprüche, Reibungen hervor, die nicht ohne Kampf und Gegenkampf besänftigt und ausgeglichen werden können. Vor Allem noch ist es der Ehrgeiz, welcher die Geister beschwingt und zu Widersprüchen auffordert. Der Mensch fühlt sich zum Herrschen berufen und diese seine Leidenschaft findet in der Republik eben den weitesten und leichtesten Spielraum. — Die Parteien, welche sich also, aus den eben angegebenen Motiven, gegenüberstanden, waren die von Rath und Bürgerschaft, es waren jene Kämpfe, welche, unterstützt von Zeit und Erfahrung, die Verfassung gebaren, dieses Gewand eines selbstbewußten Bürgerlebens. Die Verfassung hängt auf's Genaueste und Tiefste mit dem Leben zusammen, deshalb ist sie auch nie fertig, weil das Leben und die Erfahrung nie etwas Fertiges ist, und soll daher allzeit eine lebendige bleiben, die sich aus den Anforderungen der Zeit

und Sachlagen der Völker und ihrer kreisenden Ideen reproducirt. Wer möchte dem heiligsten Vermächtniß eines Volkes, einer Bürgerschaft, wohl das eigentliche Dasein nehmen? Und eine Verfassung ist, grünt und blühet nur, wenn sie in den lebendigen Herzen weiter und tiefer ihre Wurzeln schlägt. Darum soll eine Bürgerschaft nie, niemals innehalten, ihre Verfassung zu bessern, weil das Leben sich bessert, weil nichts stille steht in der Natur, sondern Alles, Alles in organischer Bewegung ist! — Fraget, wenn ihr noch zweifelt, nur eure Geschichte, sie wird es euch lehren. Seid ihr so träge, so muthlos, fraget bei euren Urvätern an, sie werden es euch an ihren Beispielen zeigen! —

Solche Unruhen zeigten sich zuerst im Jahre **1376**, wo mehre Gewerbe aufstanden und den Rath nöthigen wollten, den ihnen auferlegten Schoß um die Hälfte zu vermindern wie auch noch andere Erleichterungen zu gewähren. Allein ihr Vorhaben wurde durch das Dazwischentreten verständiger Bürger sogleich unwirksam gemacht, wenn auch Einzelne, wie ein Knochenhauer T i l k e V i c h e l s t a d t drohend und unerschrocken erklärte, „er wolle ein für alle Mal, daß der halbe Schoß abgethan würde, ehe er noch etwas äße und tränke, und sollte er auch deshalb auf dem Rade sitzen.“ Vor Allen gingen die Kaufleute dem Rathe zur Hand, daß die Sache gütlich beigelegt wurde, und dieser war sich seiner Gerechtigkeit in der Verwaltung so gut bewußt, daß er sich offenherzig und unumwunden erklärte, er wolle Rechen-

schaft ablegen von den letzten 26 Jahren, so lange die åltesten Mitglieder nåmlich darin gesessen håtten. Hierzu kam es aber nicht und die anfangs widersprechenden Gewerbe schwuren, nicht ferner die Ruh stören, sondern ihr Werk fördern und der Gemeind geben zu wollen, was in Form des Rechtes für nöthig und angemessen erachtet worden war.

Doch scheint zu anderer Zeit auch der Rath nicht immer in einer weisen Måßigung geblieben zu sein. Im Jahre 1403 brach ein blutiger Kampf aus zwischen den Grafen Albrecht und Gerhard von Holstein und den Ditmarsen, worin die Holsteiner nicht allein den Kürzeren zogen, sondern die Grafen auch ihren Untergang fanden. Nicht bloß der Rath von Hamburg, sondern auch der von Lübeck hatte sich zu wiederholten Malen in's Mittel geworfen. Ersterer nahm hierbei Partei für die Holsteiner und untersagte seinen Bürgern, fernerhin Verkehr mit den Ditmarsen zu unterhalten. Diese gehorchten, stellten dafür aber im Jahre 1404 die Forderung an den Rath, „daß er keinen Büger, bevor nicht ordentliches Recht erkannt sei, wolle gefånglich einziehen lassen.“ Eine Forderung, die eben so gerecht als vernünftig, keiner weiteren Erklårung bedarf, außer der Bemerkung, daß der Rath sich Verletzungen der bürgerlichen und menschlichen Würde muß zu Schulden kommen gelassen haben.

Zwei und dreißigstes Capitel.

Nicht so sanft ging es in Lübeck ab. Die Kosten, welche die häufigen Kriege veranlaßt hatten, drückten die Bürger lange Zeit, sie hatten sie fortwährend durch erhöhte Abgaben zu tragen. Um leidenschaftliche Auftritte zu vermeiden, konnte der Rath nicht umhin, eine Anzahl Bürger mit zu seinen Ueberlegungen und Berathungen zu ziehen, zu welchem Ende im Jahre 1404 ein Verein von sechszig Männern gebildet wurde, die sich die Ausgleichung und Beförderung des Gemeinwesens mit angelegen sein lassen sollten. Dadurch hatte die Bürgerschaft neuen Muth gewonnen, welcher so weit ging, daß sie schon im Jahre 1408 den alten Rath absetzte und einen neuen, so recht aus ihrer Mitte und den verschiedenen Handwerkern, erwählte, der nunmehr mit den Sechszigern vereinigt ihre Angelegenheiten bestreiten sollte. Dem Rathe von Hamburg mochte bei diesem Hergange doch bange werden, er wandte daher seine ganze Kraft an, das gute Vernehmen in Lübeck wieder herzustellen, allein vergebens. Die Unruhen erneuerten sich hier, und die Mitglieder des alten Rathes sahen sich sogar genöthigt, die Stadt zu verlassen. Die meisten davon gingen nach Hamburg und fanden eine bereitwillige Aufnahme. Das Beispiel von den Sechszigern fand sogleich und zunächst in Wismar und Rostock Nachahmung. In Hamburg sah man zu solchem guten Fortgang der Bürgersache ebenfalls scheel, man verglich seine Ver=

hältnisse mit denen der Lübecker, eine dumpfe Gährung lief durch die Gemüther, die nur des rechten Augenblicks zu harren schien, um vollkommen hervorzubrechen.

Eine solche günstige Gelegenheit sollte bald kommen, im Jahre **1410.** Herzog Johann zu Sachsen-Lüneburg war in diesem Jahre nämlich, man weiß nicht, in welcher Angelegenheit, in Hamburg und wurde von einem Bürger, Hein Brand, etwas grob und derb abgefertigt. Darüber beschwerte sich der Herzog nach seiner Heimkehr bei dem Rathe. Brand wurde vorgeladen und, nachdem man ihm den Brief vorgelesen, nach dem Winserbaum in Arrest geführt. Das war, nach dem Dafürhalten der Bürger, gegen Fug und Recht. Alsbald rottirten diese sich zusammen auf einem alten Gildenhause an der Ecke vom Neß und goldenen A B C, in dem sogenannten Schafferhause, und erhitzten sich in Reden gegen den Rath, der es mit den Herzögen hielte, um die Bürger zu unterdrücken. Bei dieser Revolte fußten sie vorzüglich auf dem vor wenigen Jahren erst gegebenen Gesetze, daß Keiner ohne Urtheil und Rechtsspruch solle in's Gefängniß gesetzt werden dürfen. Sie verlangten deshalb von dem derzeitigen Bürgermeister Christian Meiles, daß ihr Mitbürger unmittelbar aus dem Gefängniß wieder befreit werden sollte. Sie erhielten ihren Willen; die acht Rathmänner, welche Hein Brand weggeführt hatten, mußten ihn auch wiederholen, und brachten ihn, um die Bürger zu beruhigen, selbst sogleich nach dem Schafferhause,

unter großem Jubel und Frohlocken der Versammlung, welche triumphirte, einen so schnellen und glänzenden Bürgersieg davongetragen zu haben.

Es wurde aber den Tag und die Nacht noch weiter erwogen, daß die Bürger sich gegen neue Eingriffe und Ungerechtigkeiten des Rathes, der immer stolzer und anmaßender wurde, nach dem Beispiele der Lübecker sicherstellen mußten. So kam es am folgenden Tage, auf dem Saale des Marien-Magdalenen-Klosters, unter ganz ruhigem Hergange zur Wahl der Sechsziger, funfzehn aus jedem Kirchspiele. Diese Männer stellten sich sogleich dem Rathe ernst und besonnen gegenüber, ließen den Hein Brand vorfordern, sich den Brief des Herzogs zeigen und verhandelten die Sache, in welcher Alle ihre eigene Ehre betheiligt und angegriffen glaubten. Die Punkte wurden für sehr unerheblich gehalten, die Zeugen, ein Mönch und zwei ditmarsische Bauern für unzunehmungsfähig erklärt und so Hein Brand von jedem Vergehen freigesprochen.

Natürlich war dieser erste Schritt und sein günstiger Ausgang sehr entscheidend für die ganze Folgezeit. Die Bürger sahen ein, daß sie zusammenhalten mußten, um ihre Sache gegen die wachsende Macht des Rathes und dessen Uebergriffe zu vertheidigen und zu schützen. Sie sahen ein, daß das Recht nicht bei den Richtern und in den todten Buchstaben liegt, sondern lebendig aus der Brust der Bürger hervortreten muß, daß Volk und Bürger die ersten und besten Richter seien. Weil man grade keinen Um-

sturz wollte, sondern nur zeigen, daß auch die Bürgerschaft eine Macht sei, so ließ man die Rathsherren ruhig auf ihren Stühlen, wo sie bisher und so lange schon gesessen hatten. Nur Einer derselben, Quickborn, wurde davon entfernt und aus dem Rathe verwiesen, weil er jene Macht nicht anerkennen wollte und sich in beleidigenden Worten dem Auftreten der Bürgerschaft widersetzt hatte. Doch sollte dies gleichsam nur eine Züchtigung sein, man hatte sonst grade nichts gegen seine Person und erwählte ihn nach acht Jahren wieder. Diese Handlung gefällt mir sehr an den alten Bürgern; es liegt darin eine offene, redliche Gesinnung und ein klares Bewußtsein, welches aus blödem Schein nicht zurückhält, wo es die heiligsten Interessen gilt. Sie wollten nicht beleidigen, nicht Rache üben, sondern nur andeuten, daß es eine Macht gebe, die höher sei, als Richter und Richterspruch. Wie haben die Begriffe sich doch so verkehrt. Aber gottlob! wir arbeiten mit der reproducirenden Zeit dahin, das Verlorene wieder zu gewinnen. Diese beginnende Klarheit des rein=menschlichen Bürgerthumes segne uns Gott. Amen!

Drei und dreißigstes Capitel.

Die Sechsziger waren keine Werkzeuge, zur dreschenden Maschine eingeklemmt, sondern sie waren selbst redende und handelnde, constitutionelle Vertreter der Gemeinde. Wenn sie auftraten, aus eigenem

Gefühl der Nothwendigkeit und des Rechtes, so geschah es ohne Leidenschaft, aber nachdrücklich. Aus dieser Vermittelung ging im Jahre 1410 der älteste Receß hervor, „belevet un bevulbordet in St. Laurentius Avende des hilligen Martelers" — in welchem haftende Mängel beseitigt und bedrohenden mit weiser Ueberlegung vorgebeugt wurde. Es erklärt zugleich die Gegenstände der Verhandlung, wenn wir den Leser mit folgender Stelle daraus bekannt machen, dadurch muß dieser zugleich in sein Staatsbewußtsein zurückgebracht werden, wenn er für ein thaten- und gesinnungsvolles Leben aus eigener Ermittelung etwa den rechten Faden nicht sollte finden können, sintemal jene alten Grundsätze keine Spanne, keinen Finger breit abgehen von dem, was für den Bürger recht und nöthig ist.

„Kein Bürger, arm oder reich, mag, ohne vorher gerichtlich verurtheilt zu sein, in Haft gebracht werden. Der alte Lübecker Rath soll hier nicht geduldet (das heißt mit anderen Worten, der Hamburger Rath soll von dem Lübecker Rath aus Collegenschaft und Liebedienerei nicht in seinen Ansichten bestärkt und bevollwortet werden gegen den Bürger), mit dem neuen hingegen gutes Verständniß und Freundschaft unterhalten werden. (Man will, so viel möglich, die Sache in Güte unter sich abmachen.) Der Rath mag wegen der Stadt, als Mitglied der Hansa, nichts Wichtiges ohne der Bürgerschaft Genehmigung vornehmen. Hinfort soll der Orloff (Erlaubniß zu brauen) richtig vertheilt werden. Ohne

Zustimmung der Bürgerschaft soll der Rath keinen Krieg beginnen. Mit 8 Schillingen und 1 Pfennig soll die Mark Silbers verschoßt werden. Wenn die Stadtkasse bei unausweichlichen Kriegen und andern Bedrängnissen außerordentlichen Zuschuß erheischt, soll der Rath solches den Bürgern vortragen, damit diese nach den Umständen sich darüber mit ihm verständigen. Die Fahrt der Englandsfahrer soll beschützt werden, sie müssen aber so viele Schiffe anschaffen, daß der Bürger Waaren hinreichend können verfahren werden. Wird der Stadt Krieg angekündigt, so soll des Feindes Name sogleich am Rathhause angeschlagen werden. Der Rath soll Niemandem Schulden halber freies Geleit in der Stadt geben; wäre es, daß er durch Noth und Nützlichkeit der Stadt dazu gezwungen würde, muß solches zuvor den Bürgern bekannt gemacht werden, damit sich diese darnach richten können. Im Münzen soll der Rath nach seiner besten Ueberzeugung verfahren. Leibeigene können nach Jahr und Tag nicht zurückgefordert werden. Rechtet ein Bürger mit einem Rathsgliede, so soll dieses vor anderen Sachen abgethan werden. Einige Stadtbediente, die den Bürger scheeren, soll der Rath verabschieden. Die Audienzen sollen bei guter Zeit angesagt werden. Die Armen und Kranken zu St. Georg müssen besser verpflegt werden. Der Rath wird die Bürger gegen alle Plackereien der Fürsten, Ritter und ihrer Knappen treulich vertreten."

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Mit der städtischen Bedeutung hatte sich das persönliche Bewußtsein, mit dem Weltverkehr die Ansicht erweitert. Es ist wahr, daß der Kaufmannsstand zunächst dadurch gewann, aber auch der allgemeine Gewerk- und Bürgerstand blieb nicht zurück, weil sein Geist durch das System der modernen Gleichgültigkeit und Geduldsprüfung noch nicht irregeleitet war. Das protestantische Princip, welches durch **Luther** in die Weltgeschichte eingeführt und zum Charakterzeichen aller Entwickelung der Neuzeit erhoben werden sollte, war vor Allem auch bei dem Hamburger Mittelstande als jener hüpfende Punkt zu finden, von dem das Licht des Lebens ausging. Man muß hier immer zwischen Bürgerstand und Kaufmannsstand unterscheiden; jener verursachte die Bewegung, während dieser, seiner mercantilischen Interessen wegen, immer das Gleichgewicht wieder herzustellen und sich auf den Wagebalken der Staatseinrichtungen und Verhältnisse hinzustellen suchte als jener Weiser, welcher das Mehr oder Weniger andeutet.

Die hamburgische Geschichte hat an Terrain und Spielraum außerordentlich gewonnen; die Zustände sind mannigfaltiger und vielseitiger geworden. Die

Freisinnigkeit hat durch erweiterten Raum, durch angemessenere Oertlichkeit an Muth und Zutrauen gewonnen. Je mehr der Häuser wurden, desto mehr auch der Bürger, derjenigen, welche die Stimme zu erheben und durchzusetzen vermochten. So hing zunächst von der Masse, dann von ihrer rein-menschlichen Empfindung und der noch unverdorbenen und ungebeugten Geistesfassung das Glück des Daseins, die Vorbereitung der Zukunft ab. Die vergrößerte Stadt bewirkte die Vermehrung des Staatslebens.

Durch die erworbene Alster hatte zunächst das Petri-Kirchspiel gewonnen. Wie bequemere Straßen so waren auch Kanäle und Wasserbindungen angelegt worden. Zum St. Petri-Thurme war im Jahre 1342 der Grund gelegt worden, grade in der Zeit, als die Clerisei den Bann über die Stadt ausgesprochen hatte. Ein Glockenmeister Dierich in Münster goß die große Glocke, welche im Jahre 1384 eine Zierde des Thurmes wurde. Bei dem Wachsthum der Stadt war die Verwandlung der St. Jakobi-Kapelle in eine Kirche nicht minder nothwendig geworden. An dieser Kirche soll der ganze östliche Theil mit Inbegriff des Chores auf Kosten der schon oft genannten reichen Familie von Bergen erbaut sein. Der Beginn des Thurmbaues für St. Nikolai wird in das Jahr 1384 gesetzt. Ebenso wurde im Jahre 1391 die St. Gertruden-Kapelle gegründet und unter den kleineren Kapellen die Scharpforte — die Kapelle to den Scharn (Strand) angemessen erweitert.

Die Brandstwiete hat wahrscheinlich von Hein Brand ihren Namen erhalten und wird schon um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erwähnt. Zu derselben Zeit waren schon die kleine Reichenstraße die Gerberstraße, der Dreckwall, die Dammthorstraße und die kleine Johannisstraße vorhanden, neben welcher ein Weinkeller war, über dem später das (nun eingeäscherte) Eimbeckische Haus, anfangs dat howe Huus genännt, erbaut wurde. Jenes Haus hatte seinen Namen übrigens von dem Embeck'schen Biere, welches große Privilegien genoß und hier in Masse verschenkt wurde. Zu Ende des vierzehnten und zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts entstanden die Kayen, in den ältesten Urkunden als „kleiner Deich" aufgeführt; desgleichen mit diesen paralel laufend, am andern Ende des Rödingsmarktes der Burstah oder Bauerstade, Bauernstand, so genannt von den holsteinischen Landleuten, die hier ihre zu Markt gebrachten Waaren feil zu bieten pflegten. Der Burstah verlängerte sich fast gleichzeitig etwas südlich in der Bohnenstraße.

Das Catharinen-Kirchspiel wurde erst mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts recht angebaut und in seinem Zustande verbessert. Die Gröningerstraße erhielt ihren Namen damals von den Gröninger Kaufleuten, welche hier im Fleete mit ihren Schiffen gewöhnlich anzulegen pflegten. Dort, wo jetzt der alte Wandrahm ist, stand der alte Bauhof, dessen frühes Vorhandensein durch den Receß vom Jahre 1582 bewiesen wird, worin eine Summe

von 10,000 Mark erwähnt wird, um jenen gehörig zu bessern und auszubauen.

Das St. Jakobi-Kirchspiel lag bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts außerhalb den Ringmauern der Stadt, und wurde, seit das Kirchspiel St. Nikolai mit in die Altstadt eingeschlossen wurde, auch wohl die Neustadt genannt. Im dreizehnten Jahrhunderte befanden sich daher um jene Kapelle herum auch noch viele Gärten und fruchttragende Pläze, denn die ersten, welche sich hier niederließen, waren Gartenbebauer, Fischer und Fuhrleute, aus welchen Ansiedelungen allmählig der Pferdemarkt, die Niedernstraße, Steinstraße u. s. w. hervorgingen. Daran schlossen sich die Breitestraße, Rosenstraße und Lilienstraße, welche letztere von dem Volke spottweise so genannt wurde, weil der Abdecker oder Schinder dort sein unangenehmes Geschäft, den Anwohnern zum Trotz und Aerger, zu betreiben pflegte. Der Schopensteel oder Schopensteegel erhielt seinen Namen von den Schöppen, Schöffen oder Dingleuten, welche sich hierdurch nach dem alten Rathhause, welches aber, wie oben bemerkt, nicht das nunmehr eingeäscherte war, verfügten. Die Raboisen sollen ihre Benennung von zwei Rathsherren, Lambert und Borchert Raboise, erhalten haben, welche hier Grundstücke besaßen. — Das Steinthor wurde im Jahre 1483 angelegt.

Das hin und wieder angebaute St. Georgs-Kirchspiel wird zuerst in dem Receß von 1483 berücksichtigt und ein Kammergut genannt, welches an

einzelne Bürger verpachtet werde. Die Höhe des nachherigen Michaelis-Kirchspieles dagegen bildete zu jener Zeit noch einen freien Platz, wenn auch hin und wieder ein Haus stehen oder sonst eine Anlage gemacht sein mochte. Bei der jetzigen sogenannten Ellernthorsbrücke stand damals das Millernthor oder mittlere Thor, aus welcher Benennung jene Corruption hervorgegangen ist, oder nach einer anderen Meinung, weil der zum Thore hinausführende Steindamm oder Steinweg an den Seiten mit Ellern besetzt war. Ein ähnlicher Steindamm führte auch zum Schaarthore hinein. Das Theilfeld war damals ein Teegelfeld, wo Ziegelsteine gemacht wurden. Von dem Eichholz, welches einst in der Gegend der heute noch so genannten Straße sich befand, waren die Spuren gegen Ende des sechszehnten Jahrhunders vorhanden.

Zweites Capitel.

Bei den Unruhen, welche in Hamburg und Lübeck zwischen Rath und Bürgerschaft obwalteten, hatte man sich um die äußeren Angelegenheiten natürlich wenig oder gar nicht bekümmern können. Die Wegelagerer und Straßenräuber hatten deshalb im Uebermaaße wieder zugenommen, und Bergedorf war das rechte Raubnest geworden. Die beiden Städte schickten eine Abtheilung Reiter aus, dem Unfug zu steuern, aber die Räuber flohen alsbald in ihre Schlupfwinkel zurück, so daß man ihrer nur Wenige habhaft werden

konnte. In dieser Noth wandte man sich an den Herzog Erich, erinnerte ihn an sein schlecht gehaltenes Versprechen und erhielt dieses erneuert, daß er jetzt sein Möglichstes thun wollte. Damit jedoch nicht zufrieden und beruhigt, zogen die beiden Bürgermeister Jordan Pleßkow aus Lübeck und Hinrich Hoyer aus Hamburg, am 10. Juli 1420, mit 2000 Mann Lanzknechten und 800 Reisigen selbst aus, die wilden Horden zu vernichten. Viele patriotisch gesinnte Bürger ergriffen ebenfalls die Waffen und schlossen sich dem Zuge an, als gelte es, ihr Bestes und Heiligstes zu verfechten. So rückte man mit grobem Geschütz und den üblichen Belagerungs-Werkzeugen vor Bergedorf, welches sich auch bald ergab, dann geplündert und von Grund aus zerstört wurde. Eine Abtheilung der Belagerten hatte sich jedoch in's Schloß zurückgezogen, vertheidigte sich von da aus mit der größten Hartnäckigkeit und schien lieber auf der Stelle fallen, als sich ergeben zu wollen. Diese Vertheidigung geschah besonders von den Wällen herab. Um sie davon zu vertreiben, verursachten die Belagerer einen erstickenden Qualm aus Pech und Salpeter. Nun wichen jene in das Innere des Schlosses zurück, wurden dort gehörig zugesetzt und auch bald überwunden, jedoch so, daß man unter Gewährung freien Abzugs recapitulirte. Nach hier beendigtem Kampfe zogen die Verbündeten nach dem Schlosse Ringenburg an der Elbe, in dem heutigen Kirchwärder, um es, weil es dem Raubgesindel diente, gleichfalls zu zerstören.

Es wurde aber sogleich bei'm ersten Sturm genommen, da die, welche darinnen waren, einen längeren Kampf nicht bestehen konnten. Ebenso wurde Cuddeworde erobert, und man würde wahrscheinlich noch weiter gegangen sein, wenn die benachbarten Fürsten sich nicht dazwischengedrängt hätten, dem kriegerischen Feuer der Hamburger und Lübecker Einhalt zu thun. Es wurde zu Perleberg eine Tagfahrt gehalten, am 23. August 1420, und ein Vertrag geschlossen, in welchem Herzog Erich mit seinen Brüdern, für sich und ihre Erben, die Schlösser Bergedorf und Ringenburg mit allem Zubehör, auch den Eßlinger Zoll mit der Fähre, den halben Herzogenwald, nur mit Ausnahme der Jagdgerechtigkeit, an die beiden Städte Lübeck und Hamburg abtraten; auch sollten die Lübecker fernerhin von der Verbindlichkeit, dem Herzoge jährlich 300 Mark zu entrichten, befreit sein. Nunmehr wurde Bergedorf von Hamburg und Lübeck als ein Gemeingut betrachtet und als solches vertragsmäßig verwaltet. Ueber letzteren Punkt verglich man sich in dem Receß von 1422, nach welchem der Regierungswechsel von vier zu vier Jahren stattfinden sollte. In diesem Zeitraume sollten der jedesmaligen Regierung die Zölle und anderen Einkünfte rechtmäßig und natürlich zufallen, dafür dieselben aber auch gehalten sein, die Wache auf dem Schlosse und Amtleute gehörig zu unterhalten. Ebenso wurden die Vierlanden damals gleichmäßig vertheilt.

Dir Wechsel der Schloßhauptleute behielt seine volle Ordnung bis 1506. In diesem Jahre sah man sich genöthigt, das baufällige Schloß Ringenburg abzubrechen, und weil man nicht für gut fand, es neu wieder aufzubauen, so blieb von nun an bloß ein Hauptmann zu Bergedorf, welcher von seinem Posten alle sechs Jahre abgelöst wurde. Hamburg und Lübeck haben sich um diesen ihren Gemeinbesitz fortwährend sehr gut vertragen, und wenn die niederländische Colonie der Vierländer immer größere Vorliebe und festere Anhänglichkeit an Erstere als an Letztere zeigte, so lag dies schon in der Nähe und der Natur der Sache.

Drittes Capitel.

Kaum waren die Heerstraßen von den gierigen Raben befreit, so daß die Kaufleute mit ihren Waaren nun wieder ruhig und gesicherter wenigstens als vorher die deutschen Gauen durchziehen konnten, so kehrten die Seefahrer mit neuen Klagen heim, daß die Vitalienbrüder so arg wie möglich auf der See ihr gewohntes Unwesen trieben. Deshalb traten die Hamburger und Lübecker im Jahre 1422 abermals zusammen und rüsteten eine Flotte aus, den bedrängten Kauffahrern Sicherheit zu verschaffen. Mit den Holländern vereinigt hatten die Vitalienbrüder

vor Dockum ein Blockhaus mit Wall und Graben errichtet und sich mit 160 Mann Besatzung dasselbe zum Hinterhalt gewählt. Dieses wurde zunächst von den Hansakriegern in Augenmerk genommen und bestürmt. Vier und vierzig Mann der Besatzung wurden gefangen genommen, die Uebrigen blieben theils im Kampfe, theils wurden ihnen, um ein Beispiel zu geben, auf der Stelle die Köpfe abgeschlagen.

Und doch fruchteten solche Executionen wenig. Hatten die Hanseaten den Rücken gewandt und mußten ihre Kräfte nach einer andern Seite hin in Thätigkeit gesetzt werden, so brach der Schwarm mit aller Wildheit nur um so böswilliger hervor und plünderte die Schiffe, so viel er deren nur habhaft werden konnte. Durch eine Verbindung mit dem friesischen Fürsten Edzard soll es erst im Jahre 1431 gelungen sein, den Vitalienbrüdern nachdrücklicher den Untergang zu bereiten. Emden, in welchem ein Seeräuber Imelo seinen Sitz hatte, wurde damals eingenommen und kam in den Besitz der Hamburger, welche es durch Statthalter regieren ließen. Noch andere Seezügler werden aufgeführt, doch wollen wir die Leser mit deren Namen und Andenken nicht weiter behelligen.

Außer Emdem waren den Hamburgern noch mehre Orte zugefallen. Jene Stadt wurde mit starken Mauern und Thoren versehen und gewährte den Kaufleuten fortan große Erleichterungen in ihrem Geschäftsverkehr. Ja, die Blüthe der Stadt hob

sich durch diese Veränderung so sehr, daß in den Bewohnern von Gröningen der Neid erwachte, welcher nach einigen Jahren sich in hartnäckigen Kämpfen und blutigen Unruhen Luft zu machen suchte. Bremen mußte sich 1452 endlich in's Mittel legen, wodurch im folgenden Jahre die aufgeregten Gemüther beschwichtigt wurden. Hamburg hatte sich überhaupt bei diesem Kampfe schon hinlänglich erschöpft und ein Ende desselben mußte ihm willkommen sein. Emden fiel an den Bruder des Fürsten Edzard, Ulrich Cirksena, zurück, ebenso Leerort, welches sich gleichfalls im Besitze der Hamburger befand, und diese erhielten als Entschädigung eine Summe von 10,000 Mark ausbezahlt, doch stellten sie für sich die Bedingung, daß es ihnen freistehen solle, in 16 Jahren die beiden Plätze wieder zu erwerben, wenn sie anders dazu Neigung haben möchten. Ulrich dagegen mußte versprechen, den Seeräubern nachzusetzen, den Hamburgern keine Zölle aufzulegen, ihnen in Kriegszeiten freie Ein- und Ausfuhr zu gestatten und überhaupt die bisherigen in Emden geltenden Freiheiten aufrecht zu erhalten. Nichtsdestoweniger sollen die Friesen in den folgenden Jahren mit starker Seeräuberei fortgefahren sein, und namentlich von 1470 bis 1488 gegen Hamburg viele Feindseligkeiten ausgeübt haben.

Hamburg unterließ in dem besagten Zeitraume von 16 Jahren nicht, um Besitzergreifung der beiden Städte Emden und Leer wiederholt anzuhalten, allein sie fanden selbst bei'm Kaiser, damals Friedrich

der Dritte, wenig Gehör. So wurden sie im Jahre 1493 zu einer Auslieferuug und völligen Abfindung gleichsam gezwungen. Sie erhielten noch einmal 10,000 Mark mit dem Gegenversprechen, der Land- und Seeräuberei nach Kräften steuern zu wollen und mußten auf die Städte für Edzard und seinen Bruder Ucco, welche inzwischen zu Reichsgrafen erhoben worden waren, Verzicht leisten. Bemerkenswerth ist, daß Hamburg diese Angelegenheit allein für den ganzen Hansabund abmachte.

Viertes Capitel.

Margarethe starb am 28. October des Jahres 1412, und kaum war der schwache Erich der Siebente zur Regierung gelangt, so brach er den nicht lange vorher geschlossenen Waffenstillstand und verlangte Schleswig. Da er auch den holsteinischen Grafen die Belehnung damit versagte und halsstarrig verweigerte, sich in Frieden und Güte anderweitig abfinden zu lassen, so kam diese Angelegenheit vor den Kaiser, damals Sigismund. Dieser erklärte sich für Dänemark, doch mußte Erich, von vielen Fürsten und wendischen Städten unterstützt, wirklich die Waffen ergreifen, um sich völlig in Besitz zu setzen, und er war so glücklich, es dahin zu bringen, daß die Herzogin Elisabeth sich schon ergeben wollte, als sie von dem Grafen Heinrich

davon abgehalten und zu neuen Macht- und Hülfsquellen ermuthigt wurde.

Dieser Graf Heinrich war früher Bischof von Osnabrück gewesen, und jetzt Mitvormund der jüngeren Grafen. Er erinnerte die Herzogin also plötzlich an die Macht und den patriotischen Sinn der Hamburger! Er hoffte, wenigstens eine Summe von 30,000 Mark zur Unterstützung zu erhalten, und säumte nicht, seinen gethanen Vorschlag sogleich selbst in's Werk zu richten. Sein Günstling von Brockdorf hatte ihm dabei noch den Rath mit auf den Weg gegeben, nicht bloß Geld, sondern auch Soldateska von den Hamburgern in Anspruch zu nehmen. Heinrich, an den Gliedern gelähmt, fuhr am Morgen nach seiner Ankunft vor das hamburgische Rathhaus, wo die Bürgermeister und Rathsherren zusammengekommen waren und auf deren Einladung auch auf der anderen Seite bis an das Wasser der Trostbrücke hin eine große Menge Bürger sich versammelt hatte. Dort sprach der Graf Heinrich von seinem Wagen herab mit lauter Stimme und ermahnte die Bürger: Sie möchten erwägen, wie gerecht die Sache ihrer Herren und bis zu welcher Gefahr ihre Angelegenheit gekommen sei. Er zeigte ihnen, was sie verloren und welche Kosten sie schon an diesen Krieg gewendet hätten: die Bürger möchten in Zeiten vorsehen, daß ihre Würde und ihre Freiheit von jener der Grafen nicht getrennt werden könne. Es sei besser, entfernt als vor den Mauern der Stadt für die eigene Erhaltung zu kämpfen: sie

möchten jetzt, in dieser äußersten Noth sie, die Grafen, nicht verlassen.

Wie viel diese Gründe der Ermunterung auch für sich haben mochten, so wurden sie vom Rathe doch nicht unmittelbar als diejenigen anerkannt, denen er nachgeben müßte. Der Rath hatte recht, wenn er dagegen den Redner und die versammelten Bürger erinnerte, welche Summe, wie viele ihrer Anbehörigen sie schon im Kriege verloren hätten, daß es von ihnen auch nicht wohlgethan sei, wenn sie, ohne hinreichende Ursache den Dänenkönig reizten, indem sie seinen Feinden Beistand leisteten. Alles, was er thun könne, sei, daß er Schleswig und die bedrängte Herzogin mit Geldmitteln unterstütze und vielleicht noch einen Nachschuß erfolgen ließe. Aber auch die Sechsziger sprachen im Namen der Bürger ihre Ansicht aus. Diese waren durchaus gereizt von der Vorstellung, welche Heinrich von der Noth und Gefahr vor ihren Augen aufgerollt hatte. Die aufgeregte Theilnahme ging bald in lebhafte Begeisterung über, die Waffen zu ergreifen. Nach langem Hin- und Hersprechen wurde endlich von beiden Seiten der Entschluß gefaßt, daß man sich von der Partei des Königs durch ein unmittelbar in's Werk zu richtendes Schreiben lossagen, zu gleicher Zeit aber dem Herzoge noch 600 Schützen zur Unterstützung senden wollte. Um daüber sogleich seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, bestätigte Heinrich den Hamburgern alle Privilegien und stellte am Jakobitage 1417 noch folgenden Revers aus: „daß die

Hamburger nicht verpflichtet sein sollten, zu der Grafen und ihrer Lande Nöthen beizutragen; doch wollten sie ihnen jetzt beiständig sein, ungezwungen, aus gutem Willen, und sollten deshalb ihre alten Privilegien ihnen in voller Macht verbleiben."

Während Graf Heinrich aber noch in Hamburg verweilte, traf schon die Nachricht ein, daß Schleswig vom König Erich erobert, der Herzog Albrecht von Mecklenburg darin gefangen genommen worden sei und Gottorp bedroht werde. Sogleich eilte der Graf in größter Schnelligkeit nach Rendsburg und Gottorp, den Bedrängten durch die frohe Botschaft und nachfolgende Rückstärkung Muth einzuflößen. Mit ihm zugleich war ein Hamburger Bürger abgereist, dem Dänenkönig den Lossagungsbrief im Lager zu übergeben. Der König wurde durch diese letzte Meldung sehr bestürzt, und um so mehr, da sich die Nachricht verbreitete, daß die Hamburger, an welche sich noch die Ditmarser angeschlossen, mit einer viel, viel größeren Macht heranrückten, als es doch wirklich der Fall war. Erich brach in der folgenden Nacht aus purer Furcht sogleich mit seinem Lager auf, verließ Schleswig und kehrte über die Schlei in sein Land zurück, mit einer bedeutend geringeren Macht, als womit er ausgezogen, denn es waren viele seiner Landeskinder im Kampfe gefallen.

Fünftes Capitel.

Mit diesem Rückzuge war jedoch der Krieg noch keineswegs beendigt, denn kaum hatte Erich sich von der Zahl seiner Feinde unterrichtet, so brach er mit seinen Dänen auf's Neue hervor und ließ keine Grausamkeit unversucht, solche Dreistigkeit zu strafen. Den Hansastädten waren leider größtentheils die Hände gebunden, so daß sie den in den Krieg verwickelten Bündnern nicht solche Hülfe bringen konnten, wie es ihnen Pflicht war oder sie es sonst wohl gemocht hätten. Lübeck besonders wollte deshalb sich nicht erheben, weil hier der alte Rath durch Erichs Vermittelung wieder in seine Würde eingesetzt worden war. Hamburg stand deshalb allein bei Schleswig und Holstein, und focht unter ihren Kriegern mit Muth und Entschlossenheit. Zu verschiedenen Malen brach eine hanseatische Flotte nach den jütischen Küsten auf, das Land zu verwüsten und den König zu belästigen, die größte im Jahre 1423 mit 1000 Mann aus Lübeck, 800 aus Wismar, 600 aus Rostock und 900 aus Hamburg mit 400 Schützen.

Nun hatten die Holsteiner so eben Flensburg mit Sturm angegriffen und waren im heftigsten Kampfe um die Besitznahme begriffen, als der schlesische Herzog Heinrich von Rumpold, vom Kaiser Siegismund abgesandt, anlangte, den Frieden in diesen Gegenden wieder herzustellen. Darüber wurde denn am 15. Juli 1423 auch wirklich

eine Uebereinkunft gepflogen. Allein die Wirkung war nicht von Dauer und Schleswigs Loos blieb unentschieden, zumal eine grassirende Seuche den Abgeordneten plötzlich hinwegriß. Erich bemühte sich bei'm Kaiser selbst um das Lehen Schleswig, erhielt dieses auch zugesprochen, allein die Uebernahme fand bedeutende Schwierigkeiten. Weil der König nun auf keine Weise sich ruhig verhielt, sondern immer auf's Neue anfing, seine Ansprüche geltend zu machen, so brachen auch die Städte an der Ostsee wieder auf, verbanden sich mit den Hamburgern und Holsteinern und veranlaßten einen ernstlichen Krieg, der neun Jahre hinter einander ununterbrochen fortwährte und vielen Menschen das Leben kostete. Allein den hanseatischen Truppen fehlte diesmal die nöthige Einheit der Leitung und Gesinnung, um einen solchen Fortgang bei ihren Unternehmungen zu haben, wie es wohl hätte der Fall sein müssen. Doch hob der Dänenkönig auch jetzt wieder unmittelbar die Belagerung von Schleswig und Gottorp auf, als die Osterlinge mit ihren Schaaren heranrückten. Indeß verunglückte der jetzt gemachte Versuch, Flensburg zu erobern. Der Hergang war folgender.

Herzog Heinrich von Schleswig griff Flensburg von der Landseite an und erhielt bei dieser Unternehmung noch eine bedeutende Hülfe durch eine Schaar Hamburger Lanzknechte, welche vom Rathmann Johann Kletze angeführt wurden. Da man nun jeden Augenblick noch mehr Truppen er=

wartete, so sollte der Angriff am Tage nach Himmelfahrt unternommen werden. Kletze war ehrbegierig und hätte sich den Ruhm dieser That gerne allein erworben. Deshalb gab er seinen Leuten am Himmelfahrts-Abend einige Tonnen Bier zum Besten und ermunterte sie, wenn sie jene ausgeleert und nun recht rüstigen, trunkenen Muthes wären, den Feind mit glühenden Pfeilen zu beschießen. Wie gesagt, so gethan. Das erhobene Geschrei erweckte die Uebrigen aus dem Schlafe und dennoch wußte in dem verwirrenden Getümmel Niemand, in welcher Art eigentlich der Sturm und Ueberfall vor sich gehen sollte. Der junge Herzog Heinrich, um sich nicht weniger beherzt zu zeigen, bestieg eine Sturmleiter und wollte so den Wall überklimmen. Allein ein dänischer Söldling bemerkte es und durchstach ihn, so daß er zurückstürzte und bald darauf seinen Geist aufgab. Er starb, von Allen lebhaft betrauert, als einer der Tapfersten und Edelsten aus dem Geschlechte der Schauenburger. Da gab der Bürgermeister von Lübeck den Befehl, mit den Schiffen aufzubrechen, denn er wollte nun keinen Theil mehr an der Belagerung haben.

Dessen ungeachtet erschien bald darauf, im Juni desselben Jahres, die hanseatische Flotte noch einmal, unter Anführung der Bürgermeister Heinrich Hoyer aus Hamburg und Tidemann Steen aus Lübeck, um eine Menge heimkehrender Kauffahrer durch den Sund zu geleiten und in der übrig-

bleibenden Zeit zugleich die dänischen Küsten zu verheeren. Auf der Kopenhagener Rhede harrte die Königin Philippa, ein hochherziges Weib, schon der Nahenden. Steen überredete zum Angriff, ließ aber, als man aufbrach, seinerseits es an der gehörigen Unterstützung fehlen. Dennoch verzweifelten die Hamburger nicht im Kampfe und fochten mit einer wahren Tollkühnheit; viele von ihren Schiffen wurden geentert und Hoyer selbst mit noch vielen Anderen auf denselben in die Gefangenschaft abgeführt. Als Tidemann dies sah, flüchtete er mit den Seinigen nach der Trave und dachte nicht weiter daran, auf die Kauffahrer zu warten, welche zum großen Theile auch Lübecker waren. Diese feige Treulosigkeit empörte seine Mitbürger, sie versetzten ihn in Anklagestand und würden ihn aller Wahrscheinlichkeit nach zum Tode verurtheilt haben, wenn sich seine Freunde nicht aus allen Kräften für ihn verwendet hätten. Doch wurde ihm dafür, daß er jener Strafe entging, ein Hausarrest auf Lebenszeit zuerkannt.

Die wackeren Hamburger wurden erst nach Verlauf von fünf Jahren gegen Erlegung von 1000 Mark und Auslösung von einigen dänischen Rittern aus ihrer harten und lästigen Gefangenschaft befreit.

Sechstes Capitel.

Erich hegte nicht die Gesinnung, den Krieg auf eine redliche Weise zu führen, er verstand es nicht, von der Tapferkeit seines Volkes dèn gehörigen Vortheil zu ziehen und so mit offener Thatkraft seinen Feinden sich gegenüberzustellen; vielmehr war er unablässig bemüht, unter seinen Feinden den Saamen der Zwietracht auszustreuen, und sie so hinterrücks zu schwächen, indem er ihre Gemüther, die zur Einigkeit verpflichtet waren, durch unheilschwangere Stoffe des Argwohns und der Scheelsucht gegen einander entzündete. Er suchte die Gesinnung jeder einzelnen Stadt in einem falschen Lichte darzustellen, er mißdeutete das Tichten und Trachten des Einzelnen, um ihm in seinen Freunden selbst hartnäckige Feinde zu erwecken. Erich trieb als Gegner einer ihm überlegenen Macht die schwarze Kunst, er säete die Saat des Kadmus unter die feindlichen Schaaren, Drachenzähne, aus welchen geharnischte Mannen erwuchsen die die Speere gegen die Brüder kehrten! Erich ließ kein Mittel unversucht, die Treuherzigkeit zu verläumden und gebrauchte heimtückische List, wo er durch entstellende Declamationen nicht mehr zu überreden vermochte. Leider waren die Gemüther schwach genug, seinen trügerischen Worten mehr wie einmal Gehör zu schenken und sich mehr und mehr von der Umgebung, von den alten Grundsätzen der Pflicht und Treue zurückzuziehen. Steen hatte durch

mannlose Feigheit den stolzen Hansabund gekränkt, hatte ihm einen Makel angehängt, das war ein Beispiel, worauf Erich sich mehr als ein Mal berief, und wovon er die gehässigsten Folgen ableitete. In dieser Verblendung, in dieser Verzweiflung an sich selbst und der unversehrten Reinheit ihres Bundes, ließen die Bürger von Wismar einen Bürgermeister und einen Rathsherrn hinrichten; aus Rostock wurden vier Bürgermeister vertrieben und in Stralsund in einer einzigen Nacht fast der ganze Rath hingemordet. Nicht besser erging es in Hamburg dem Johann Kletze, obgleich er sich Zeit seines Lebens als freisinniger Bürger gezeigt und die Rechte der Gemeinde auf's Kräftigste vertreten hatte. Kletze wurde wegen seiner unüberlegten Handlung vor Flensburg der Verrätherei angeklagt, in die Frohnerei abgeführt und, nachdem man ihn vorher noch durch foltern und martern zu Geständnissen von geheimen Umtrieben, die er nie gehegt und genährt, hatte bringen wollen, am 24. Januar des Jahres 1428 auf dem Berge enthauptet.

Erich hatte den Unfrieden aber nicht bloß unter seinen Gegnern, sondern auch unter seinem eigenen Volke verbreitet. Das Volk war muthig und zu Kriegsabenteuern geneigt, es wollte die streitige Angelegenheit daher lieber im offenen Felde entscheiden, als sich so im unmännlichen Gedulden verzehren. Endlich rückte man von Neuem gegen einander, aber die Ordnung selbst in der Feindschaft war einmal gestört worden, es lag nicht mehr der

natürliche Grund vor Augen, und die begeisternde Absicht, um welche sonst Blut vergossen und Leben gelassen werden, war in allerlei mattherzige Nebenabsichten verzettelt und verdünnt worden. Es leuchtete kein reiner, großer Zweck mehr ein, um den Mann gegen Mann mit offener Tapferkeit hinaustreten mochte. Selbst von der hanseatischen Macht schien schon der alte Glanz gewichen; das waren die Kräfte nicht mehr, welche nicht so gar lange vorher noch einer Welt zu gebieten schienen. Es war nicht Schwäche, nicht Ohnmacht, nicht Muthlosigkeit, welche die alten Schaaren durchzuckte, wohl aber war aus ihnen das warme Gefühl der Einigkeit gewichen, und die kalte Lähmung des Mißtrauens an ihre Stelle getreten. Es war schon der Wendepunkt gekommen, wo die Hansa, jüngst noch so lebenskräftig, so mannstolz, so ehrenglänzend erblüht, sich ihrem Untergange wieder zuneigte. In der Gestaltung, in der Entwickelung so rasch, so treu, so wahr, sollte sie auch die Zeit des letzten Ritters in großartigen Umrissen vorspiegeln und durch ihr schnelles Dasein eine gewaltige Lehre geben. Sie steht der Hansamuse, welche blank und blendend aus dem Haupte des deutschen Mittelalters geboren wurde, auf der leuchtenden Stirne geschrieben. Hamburg, das lebensreiche und lebenswarme zu allen Zeiten, mag sich damit trösten, in der Pfase der Hansa nicht die kleinste, nicht die zurückhaltendste Rolle gespielt zu haben. Hamburg mag vor allen anderen Städten aus seiner Geschichte sich jene Lehre bewahren: Nur

durch Treue und Einigkeit ist Stärke! Hamburg soll in materiellen wie in geistigen Dingen sich allzeit warm mit dem Ganzen verzweigen! —

Rostock und Stralsund schlossen, — aber zum traurigen Zeichen des eben Ausgesprochenen! — im Jahre 1430 einen Frieden mit Dänemark auf ihre eigene Hand, wonach die übrigen Städte als Hamburg, Lübeck, Wismar den Krieg allein fortsetzten, weil sie es noch nicht für gerathen hielten, einen unerquicklichen Frieden zu schließen oder sich das Geringste an ihrer Ehre zu vergeben, die sie, so weit es möglich wäre, mit dem alten Glauben doch noch erhalten möchten.

Außerdem hatte Hamburg für sich besonders noch einen Kampf mit den Ditmarsen zu bestehen. Dieser Kampf aber entspann sich auf folgende Weise.

Hamburgische Schiffe, welche die von Apenrade verwandten Söldlinge heimführten, wurden von einem Sturme, der aus Westen darherbrauste, an die Küste der Ditmarsen geworfen. Diejenigen, welche sich in den Schiffen befanden, glaubten in durchaus friedlichem Verhältniß mit den Eingebornen zu stehen und suchten sich deshalb arglos an den Küstenstrichen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Allein kaum hatten sie sich auf den Dörfern zerstreut, so wurden sie von dem Landvoigt Radlef Carstens überfallen und entweder wehrlos niedergehauen oder in die Gefangenschaft geschleppt. Mit dieser ehrlosen That noch nicht zufrieden, rüsteten die Ditmarsen Schiffe aus, fuhren die Elbe hinauf und zerstörten

nicht allein die Vormauer des Neuenwerker Thurmes, sondern ermordeten auch Mehre und führten viel Vieh mit sich fort.

Solches Bubenstück konnten die Hamburger nicht ungeahndet lassen, auch wenn die anderen Städte lieber Frieden als Krieg wünschen mochten. Sie rüsteten also eine Anzahl Schiffe mit einer Besatzung von 800 Mann aus und machten den Rathmann Martin Swartekop zum Befehlshaber. Als man sich der ditmarsischen Küste näherte, gebrach es schon an Lebensmitteln, und ein Lanzknecht machte deshalb den Vorschlag, man solle mit einem Fahrzeuge landen und einiges Vieh nebst Feldfrüchten aufzutreiben suchen. Solchem Unterfangen widersetzte sich aber der ehrsame Rathmann, weil er, wie er sagte, nicht als Räuber, sondern als Soldat in ehrlicher Absicht gegen die Ditmarsen ausgezogen sei; dagegen murrte wieder das Schiffsvolk, welches lieber eine unerlaubte Handlung unter solchen Verhältnissen, begehen, als noch länger in darbenden Umständen die den Muth niederbeugten, dahinleben wollte.

Swartekop mußte den verworrenen Vorstellungen, dem ungestümen Drängen endlich nachgeben, war jedoch vorsichtig und besonnen genug, sich mit 200 Mann am Ufer aufzustellen, bis die mit Beute Beladenen von den Aeckern und Dörfern zurückkehren würden. Allein er mußte dort lange warten, denn die Ausgesandten verfuhren so tollkühn, nicht bloß zu plündern und Nahrungsmittel zu verlangen,

sondern sie zündeten, wo sie kurz abgefertigt wurden, die Häuser an und verübten Unfug mancherlei Art, wie er unter solchen Umständen gebräuchlich ist. Die auflodernden Häuser gaben dem ganzen ditmarsischen Gau aber das Zeichen, daß die Bewohner kommen müßten, den Ihrigen, welche bedrängt wurden, beizustehen. Sie ergriffen ihre Spieße und Streitäxte, schnallten ihre kurzen Schwerter um und eilten nach der Küste. Unglücklicher Weise war grade die Ebbe eingetreten und die Schiffe standen jetzt auf dem trockenen Dünensand. An einen Rückzug für die Hamburger war nicht zu denken. Swartekop mit seinen Zweihunderten focht wie ein Löwe und fiel, gleich jenen heldenmüthigen Spartanern unter dem Leonidas, auf der Stelle, wo er gestanden hatte. Auch von den Uebrigen wurden viele erschlagen, so daß die zurückkehrende Fluth einen blutigen Schaum über den bleichen Sand und die noch bleicheren Leichen hinwälzte. Solches geschah am Abende vor St. Petri Stuhlfeier im Jahre 1430. Allein den Ditmarsen schien aus dieser That nur Unheil zu erwachsen, sie zerspalteten sich in Parteien, vertrieben im Jahre 1435 ihren Voigt Radlef Carstens und konnten sich den nöthigen Frieden selbst nicht eher wieder verschaffen, als bis die Hamburger und mit ihnen die Lübecker herbeigerufen worden waren und in dem Gau Ruhe und Ordnung zurückgeführt hatten.

Siebentes Capitel.

Erich genoß keineswegs die Liebe seines Volkes. Dieses war theils durch sein falsches Kriegsverfahren, theils durch sein persönliches Verhalten und die Begünstigung der Geistlichkeit vor allen übrigen Ständen gegen ihn erbittert und aufgeregt worden. Dazu kam noch, daß Schweden seinen Widerwillen gegen ihn immer unverhohlener kund gab. Nimmt man nun alle diese Umstände zusammen und bedenkt zugleich, daß Erich bei all seiner Schlauheit und Ränkesucht durchaus kein charakterfester Mann war, so muß man ihm wohl beipflichten, daß er unter irgend annehmbaren Bedingungen einen Frieden zu vermittelen suchen mußte. Nach einem 1432 schon geschlossenen Waffenstillstande kam es daher am 15. Juli des Jahres 1435 zu einem ordentlichen Frieden mit dem Herzoge von Schleswig und unmittelbar darauf am 17. Juli auch mit den Hansastädten Hamburg, Lübeck, Wismar und Lüneburg, welche letztere einen Erlaß alles früher geforderten Schadenersatzes und ihre Privilegien, welche sie schon vor dem Kriege genossen, bestätigt erhielten. Dagegen aber sollten sie gehalten sein, die Zölle, welche schon seit hundert Jahren bestanden hatten, ferner zu entrichten und mit Schweden keinen Verkehr zu unterhalten, so lange Erich sich mit diesem Lande nicht vollkommen ausgesöhnt haben würde. Ein bedeutender Nachtheil erwuchs den Hamburgern

namentlich aber noch daraus, daß sich die Häringe von der schonischen Küste gänzlich weggewandt hatten und der Fang auf lange Zeit hier nur wenig ergiebig war.

Die Stunde hatte für Erich jedoch geschlagen. Sein Ansehen war dahin und das Volk zeigte nicht die geringste Neigung, ihm den alten Gehorsam wieder zu schenken. So wurde er von Dänemark und Schweden des Thrones entsetzt, flüchtete als ein Heimathloser aus seinem Lande, dessen er nicht werth gewesen war, warf sich auf ein noch unwürdigeres Freibeuter-Leben und starb endlich in der größten Unscheinbarkeit, verlassen und vergessen von Allen, zu Rügenwalde im Pommerschen.

Nach seiner Entfernung hatte man seinen Schwestersohn, den Herzog Christoph aus Baiern, im Jahre 1439 auf den Thron gerufen. Dieser besaß auch keinen offenen und graden Charakter, aber er hielt es doch mit den Zuständen seines Volkes. Deshalb suchte er den schon mälig schwindenden Glanz der Hansa zu schwächen, obwohl er bei seinem Regierungsantritt nicht wohl hatte verweigern können, die Freiheiten und Gerechtsame derselben zu bestätigen. Allein seine tiefgreifenden Pläne wurden so gut wie schon im Keime erstickt durch seinen baldigen Tod im Jahre 1448. Die Zeit war ihm unter dem Ordnen des vielfältig zerrütteten Reiches verschwunden, und er starb, als er aus den nunmehr geregelten Verhältnissen eben seine Operationen vollständig entwickeln wollte.

Auf dem schwedischen Throne folgte nunmehr Karl Knutson, auf dem dänischen sollte der Herzog von Schleswig, Adolph der Achte, folgen. Dieser Letztere aber war schon betagt und zeigte durch sein Benehmen, daß er sich mit seinem Alter auch wahre Weisheit erworben hatte. Er verzichtete auf Thron und Regierung zu Gunsten eines Jüngeren, der besser im Stande sei, die Zügel des Landes gerecht und verständig zu leiten, er empfahl seinen Schwestersohn, den Grafen Christian von Oldenburg und Delmenhorst, und dieser bekräftigte und bestätigte noch während der Wahlverhandlung die alte Verordnung Woldemars des Fünften, daß das Herzogthum Schleswig mit der dänischen Krone niemals vereinigt werden sollte. Als bald darauf zwischen Schweden und Dänemark neue Unruhen ausbrachen, da erhielten die hanseatischen Städte, vorzüglich die an der Ostsee, Gelegenheit, bald diese, bald jene Partei zu unterstützen und sich zur Dankerstattung noch Privilegien zu erwerben, die den Kauffahrern nur erwünscht und gelegen kommen konnten.

Christian, von den Dänen Christiern genannt, hielt sein Versprechen wegen Schleswig jedoch nur so lange, als die Umstände, es nicht zu brechen, ihm behülflich waren. Denn kaum war der Herzog Adolph im Jahre 1459 mit Tode abgegangen, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen, so nahm er von dem verwaiseten Herzogthume Besitz, ungeachtet sein Seitenverwandter, Otto von Schauenburg, sich gleichzeitig darum bewarb, und ließ sich im

folgenden Jahre von den schleswigschen und holsteinischen Ständen zum Herzoge und Grafen ausrufen. Otto mußte sich für seine Ansprüche mit einer gewissen Summe und den Aemtern Pinneberg, Bramstädt und Hattesburg abfinden lassen. Durch diese Umgestaltung der Dinge kam auch Hamburg in eine neue Stellung zu Dänemark, da es mit Holstein durch die Schauenburger schon seit geraumer Zeit kaum mehr in einiger Verbindung gestanden hatte.

Achtes Capitel.

Otto hatte dem ungenügsamen Dänenkönig vollkommen weichen müssen, indem bei der Abtretung Holsteins erklärt worden war, daß man ihn nicht als König von Dänemark, sondern nur aus Gunst für seine Person zum holsteinischen Oberhaupte erwählt hätte. Doch mochte man bald genug bereuen, von dieser Gunst sich zu große Erfolge versprochen zu haben, denn unmittelbar nach der Besitznahme erklärte Christian, daß er und seine Landstände in Schleswig und Holstein keine andere Münze für gültig anerkennen wollten, als die in Hamburg oder Lübeck geprägt worden, und damit er sich für diese Erklärung und Werthschätzung der Hamburger Münzverwaltung sogleich gehörig hofiren ließe, so erschien er am heiligen Dreikönigs-Abende des Jahres 1461 plötzlich in der Stadt und verlangte, daß die

Bürger ihm, als dem Grafen von Holstein und Stormarn, huldigen sollten, damit er sich überzeugte, daß sie ihm ergeben wären und seine Verordnung zu würdigen wüßten. Diese brutale Forderung war aber ganz und gar gegen die Ansicht des Rathes wie der Bürgerschaft. Man erinnerte sich hier allzu lebhaft an jene Tage, wo Hamburger Bürger mit Kühnheit und Entschlossenheit den dänischen Söldlingen gegenüber getreten waren, und wollte überhaupt dort das Haupt nicht beugen, wo man nur höher und höher es zu heben gewohnt war. In der That, solches Ansinnen mußte das Blut freier Menschen empören, die jetzt vor dem Uebermuthe eines Nachfolgers von Grafen sich demüthig beugen und auf's Wort gehorsamen sollten, von Grafen, welche sie mehr wie einmal aus der Patsche gerissen hatten! Nein, das war zu viel verlangt!

Und doch scheute man sich, seine Gesinnung unverhohlen auszusprechen, weil man den Handel und Wandel nicht möglichen anhaltenden Kriegsunruhen, wenn auch nur gelegentlichen Bedrückungen Preis geben wollte. Die Klugheit rieth, den Weg der Güte zu versuchen, wo, um die Ehre und das Bewußtsein rein zu halten, durch offenbaren Widerspruch nicht los zu kommen war. In dieser Hinsicht versammelte der Rath vierzig Bürger um sich, die Sache mit aller Gründlichkeit zu überlegen. Nach vielen darüber geäußerten Meinungen und gepflogenen Debatten, kam es endlich zu einer sehr weisen Bestimmung, wonach der Bürgermeister Detlef Bremer

Geschmeide seiner Königin in Lübeck sogar zu versetzen. Da Christian der Hanseaten so sehr zur Erreichung seines Zweckes bedurfte, mußte es diesen ein Leichtes sein, sich die Hansarechte für Bergen in Norwegen noch im Jahre 1469 in ganzer Kraft und Ausdehnung bestätigen zu lassen.

Alle Sendbriefe aus dieser Zeit beweisen außerdem, daß zwischen Hamburg und Dänemark während der Regierung Christians beständig sehr freundschaftliche Verhältnisse obwalteten und selbst von königlicher Seite nichts verabsäumt wurde, durch Worte und Thaten das gute Vernehmen aufrecht zu erhalten. Als dieser König im Jahre 1482 gestorben war und nun seine Söhne Johannes und Friedrich sich in das väterliche Erbe theilten, da kamen auch diese mit einem großen Gefolge nach Hamburg, um von den Bürgern den Akt der Huldigung zu genießen. Nun war man hier jedoch schon dreister und beherzter gegen solche ungebührliche Anforderungen geworden und kam rund mit der Sprache heraus, daß ein solches Benehmen niemals in dem Charakter der Bürger einer freien und Hansastadt gelegen habe noch liegen werde. Ja, man verweigerte nicht allein kurz und gut den Akt der Huldigung, sondern ließ auch noch Beschwerden darüber laut werden, daß dem angelobten freien Verkehr in der letzten Zeit durch Zölle und andere Unannehmlichkeiten vielfach zu nahe geschehen sei, daß der Handel sogar in Holstein durch Aufhebung bestandener Verhältnisse erschwert werde. Würden diese Verhältnisse jedoch in alter Reinheit

wieder hergestellt und dem Handelsverkehr die vortheilhafte Erleichterung wieder gewährt, so wolle man zwar nicht die Form der Huldigung erfüllen, dennoch aber nach wie vor sich treu nnd redlich zu Holstein und seinem Wohle halten. Es fehlte nicht an zeitraubenden Unterhandlungen, doch kam es zu keiner großen Durchführung und die Verhältnisse wurden endlich auf dem gewöhnlichen Mittelwege wieder beseitigt. In den äußeren Zuständen ging überhaupt nicht die geringste Veränderung vor. Die persönliche Rücksicht nöthigte den König Johann, aus denselben Gründen, welche seinen Vater bestimmt hatten, mit Hamburg eine heilsame Freundschaft zu unterhalten. In den Sendschreiben wird gegen Hamburg nur der Ton der Bitte, keineswegs der des unbedingten Gebotes gebraucht. Dagegen aber wurde die Stadt in Streitigkeiten mit seinem Bruder, dem Herzog Friedrich, verwickelt, weil jener, in Verbindung mit Bremen, Stade und den Westfriesen, das Felseneyland Helgoland frei benutzen wollte, Friedrich jedoch einwandte, daß es seit Jahrhunderte zum Herzogthume Schleswig gehöre, ja sogar von diesem durch die Gewalt der Meerströmung losgerissen worden sei. Nachdem man hierüber lange genug schriftlich und mündlich debattirt hatte, schritt man im Jahre 1497 endlich zur Entscheidung durch die Waffen. Friedrich fiel bei dieser Gelegenheit in das Gebiet der Ditmarsen ein und wurde von diesen geborenen Streithähnen so arg mitgenommen, daß er selbst kaum der Gefangenschaft entging. Die Hamburger

jedoch waren nicht ohne Besorgniß für ihre Stadt, und richteten damals, im Falle der Feind ihnen ganz nahe auf den Leib kommen sollte, an der nordwestlichen Seite vom Jahre 1500 bis 1504 den neuen Wall auf, welcher sich bis an das Scharthor hinerstreckte.

Zehntes Capitel.

Während im Norden die kriegerischen Unruhen mit geringen Unterbrechungen fortdauerten, doch so, daß Hamburg größtentheils davon fern gehalten wurde, und sich zwischen den hanseatischen und niederländischen Städten die Eifersucht aus puren Handelsinteressen immer bemerklicher machte, wobei den hamburgischen Kaufleuten leider zur Last gelegt werden muß, daß sie sich nicht immer in den früher beobachteten Gränzen des Rechtes und der Schicklichkeit hielten, bis endlich zu Kopenhagen durch den König Christoph eine Versöhnung zu Stande gebracht wurde, wonach beide Theile sich freie und unbehinderte Fahrt durch die verschiedensten Länder und Meere zusicherten; während all dieser reibenden Verhältnisse gedieh auch der Handel in England zu immer größerer und ausgedehnterer Blüthe. Diese Ausbreitung geschah nicht bloß in den nordischen Reichen und bis in die Ostsee überhaupt, sondern selbst in den deutschen Hansastädten wußten die englischen Kaufleute sich nach und nach immer fester zu setzen. Daß sich

darüber fortwährend neue Reibungen und Streitigkeiten erhoben, bedarf kaum noch der Erwähnung. Dessenungeachtet suchte Hamburg sich so viel wie möglich neutral zu halten, machte lieber ein Auge zu, wo sich das Unvermeidliche einmal nicht ändern ließ und trat, wo es dies ohne Gefährdung der eigenen Ehre und Treue thun konnte, selbst als Vermittlerin auf.

Zu einer ernstlicheren Verhandlung kam es durch einen Uebermuth der Engländer, als diese auf Island landeten und die Insel durch Brennen und Morden schrecklich verwüsteten, und dabei selbst den dänischen Voigt Börroe Thorlossen umbrachten. Dagegen Rache zu nehmen, ließ König Christoph zunächst die mit Waaren beladenen Schiffe der Engländer auffangen, welche durch den Sund kamen. Zu diesem Verfahren sollten besonders die Hamburger angereizt haben. Deshalb ließ man in London es ihnen entgelten. Man nahm die deutschen Kaufleute in's Gesammt gefangen, erdrosselte sogar Einige und setzte die Uebrigen in den Thurm, während die bisher gegoltenen Privilegien gänzlich aufgehoben wurden. Auf dem Hansatag zu Lübeck im Jahre **1470** wurde solches Verfahren zur Sprache gebracht und beschlossen, daß man für's Erste keine englische Tuchwaaren weiter kaufen noch überhaupt in deutschen Städten dulden wolle. Cöln, welches es mit den Engländern gehalten hatte, wurde von dem Hansabunde ausgestoßen. Hamburg und Bremen sollten eine Landung

an der englischen Küste versuchen und diese zu verheeren trachten. Dies war um so eher möglich, da England zu jener Zeit außerdem von den hartnäckigsten Bürgerkriegen heimgesucht wurde. Daher konnten die Hanseaten weit genug eindringen, zu verwüsten, zu morden, was ihnen vor's Gesicht kam. Ja, sie gingen in ihrer zügellosen Rachsucht so weit, daß sie gefangene Engländer mit sich fort an den Strand schleppten und sie dort hoch an den Mastbäumen aufknüpften. Um diesem Unwesen endlich Einhalt zu thun, wurde zum 1. Juli des Jahres 1473 nach Utrecht eine Zusammenkunft ausgeschrieben, zu welcher auch unter andern Hamburg seine Abgeordneten absandte. Auf dieser Versammlung kam es glücklicher Weise am 20. Juli 1474 nach langen Debatten zu einem Vergleich, welcher von Eduard dem Vierten wie den Hansastädten genehmiget wurde, und wodurch die Letzteren alle Freiheiten wieder erhielten, deren sie sich früher in England erfreut hatten. Außerdem wurde von dem Könige ein Schadenersatz von 10,000 Pf. Sterling an alle Städte zugestanden. Die deutschen Kaufleute erhielten den Staalhof in London wieder zu ihrem Gebrauch und sonst noch eine und andere Vergütung zu ihrer Zufriedenstellung. Um das allgemeine Vertrauen wieder aufzurichten, wurde auch Cöln im Jahre 1476 auf's Neue in den Städtebund aufgenommen und der obige Utrechter Vertrag von den englischen Königen regelmäßig bestätigt. Doch blieb es niemals ganz ohne alle Streitigkeiten, so

daß im Jahre 1497 noch der, auch als Geschichtschreiber berühmte Domdechant Albert Cranz nach England reisen mußte, um zu Gunsten der Hansa wiederholt Ruhe und Frieden zu vermitteln.

Elftes Capitel.

Hamburg stand bei all diesen Bewegungen immer an der Spitze. Es wurde auch daran freilich durch seine Lage begünstigt, allein seine Handelsinteressen und der Glanz, das solide Ansehen, welches diese umgab, behaupteten schon an sich zu sehr ein Uebergewicht. Es führte überall, wo es galt, das erste Wort und ließ sich die allgemeine Fürsorge nicht nehmen. So auch, als der Kaiser Sigismund bewogen wurde, im Jahre 1415 den Befehl ergehen zu lassen, daß Keiner, weß Standes und Landes er auch sei, von den Schiffbrüchigen bei der ihnen nöthigen Hülfe dafür irgend etwas fordern oder gar erzwingen sollte. Dieses Gebot modificirte Kaiser Friedrich der Dritte im Jahre 1482 speziell für Hamburg noch dahin, daß Alles, was den hamburgischen Kaufleuten durch Schiffbruch oder Raub abhanden gekommen sei, ihnen oder ihren Erben nach Wiederfindung zurückgestellt werden solle, auch der Rath berechtigt sein solle, Alle, die auf der Elbe sich vergingen, zur Rechenschaft zu ziehen. Doch hat die frühere Erzählung schon hinlänglich bewiesen, daß

auch hier alle Theorie grau, grün aber der Baum des Lebens war.

Die Hamburger nahmen sich die Freiheit, zu strafen, wo ihnen ein Räuber zu nahe kam, ohne zu glauben, daß dieser dann noch unter dem Schutze des Kaisers stehen könne.

Außerdem war das Strandrecht damals schon sehr gut geordnet und auf die gegenseitigen Anforderungen von Recht und Billigkeit gegründet. Das Eyderstädtische Seerecht vom Jahre 1444 bestimmte, daß von den Strandgütern der Landesherr zwei Drittheile, der Berger aber ein Drittheil, von den Gütern in der See der Landesherr eine, der Berger aber die andere Hälfte bekommen sollte. Meldete sich der Eigenthümer nun im Verlaufe eines Jahres, so erhielt sowohl er, wie jeder der andern beiden Theile ein Drittheil.

Die Verhältnisse im Lande wurden besonders durch einen Friedensvertrag im Jahre 1486 geordnet, welchen die Städte Hamburg, Lübeck, Rostock, Stralsund u. s. w. unter sich schlossen, wonach sowohl die Gewährleistung zwischen Städten und Städten, als auch zwischen Städten und Landesherren auf feste Grundsätze gebracht wurden.

Auch ist bei Ordnung dieser derzeitigen Rechtszustände zu erwägen, daß das Münzwesen fortan mit großer Gewissenhaftigkeit überwacht und behandelt wurde, so daß, während das Geld überall im Lande an Werth und Ansehen verlor, es hier in seiner vollen Gültigkeit blieb. Um eine gute courante Münz-

sorte zu haben, wurden im Jahre 1468 zuerst Schillinge von 12 Pfennigen, auch Doppelschillinge, geschlagen und zur allgemeinen Zufriedenheit in Umlauf gesetzt, darnach die übrigen Reichsmünzen zu bestimmen. Ueber die Schätzung des Geldwerthes überhaupt giebt unter andern die Bemerkung Auskunft, daß der Maurer und Zimmerer (nach dem Receß von 1458) von Ostern bis Michaelis für den Tag $3\frac{1}{2}$ ß, von Michaelis bis Ostern aber nur $2\frac{2}{3}$ ß haben sollte. Kostete die Tonne Bier damals 16 bis 18 ß, so durfte der Krüger für das Stübchen nur 6 Pfennige nehmen. Bei einer Theuerung im Jahre 1494 galt der Scheffel Roggen 2 ℔. 4 ß; im Jahre 1504, wo die Kornpreise sehr niedrig waren, konnte man ein ganzes Gebräu von 47 Tonnen Bier ebenfalls für dasselbe Geld, nämlich für 36 ß, kaufen. —

Weil jenes überhaupt eine Zeit war, in welcher ein neues Licht über Deutschland aufzugehen begann, so wird vielleicht noch eine und andere Angabe hier eine gelegene Erwähnung finden und die Neugierde unserer Leser befriedigen.

Die Commerzdeputation entstand aus ursprünglich ernannten „Olderlüden" oder Aelterleuten, welche die verschiedenen Gesellschaften der nach Schonen, Flandern und England schiffenden Kauffahrer zu jenen Zeiten unter sich wählten. Für die Abwesenden wurden häufig Gebete und Seelenmessen gehalten, und eine jede jener Gesellschaften hatte in der Kirche ihre besonderen, bezeichneten Plätze, welche Einrichtung

selbst bei den Aelterleuten der verschiedenen Handwerker Nachahmung fand. Nach dem Gottesdienste wurden dann an die Frauen, Wittwen und Waisen der Schiffer Präbenden ausgetheilt, aus welchen Brotgaben sich die sogenannten „Präven" noch erhalten haben.

Zu gewöhnlichen Versammlungsplätzen kauften oder errichteten jene Vereine sich die sogenannten Schiffer-Herbergen oder Schiffergesellschaften-Gebäude, deren Eines sich bis in die letzte Zeit am Ende der Bohnenstraße erhielt.

Die eigentlichen Kaufmanns-Aelterleute, eben jene Deputation „eines ehrbaren Kaufmannes" oder derjenigen, welche Seehandel trieben, fanden im Jahre 1517 ihre staatliche Bestätigung. Durch ihre Vermittelung wurde später, als der Geschäftsverkehr schon so groß und vielseitig geworden war, daß die einzelnen Lokäle in der Stadt den verschiedenen Gesellschaften nicht mehr genügten, die Börse erbaut, wonach sie sich selbst auch Börsen-Alte zu nennen beliebten. In ihren Händen befand sich ferner der Betrieb des Postwesens, welches dem gesammten Handelsstande so unentbehrlich sein mußte, daß man sich diese Erfindung Frankreichs alsbald zu Nutzen machte.

Wie diese Geschäftsverhältnisse sich aufklärten, so nicht minder die staatlichen zwischen Rath und Bürgerschaft, welche durch die gehäuften Erfahrungen und streitigen Fragen sich zu immer größerer Bestimmtheit und Entschiedenheit fortentwickeln mußten.

Auffallend ist dabei, daß, wie Hamburg der Vormundschaft der holsteinischen Grafen sich entzog, es nach demselben Verhältniß wieder an Kaiser und Reich sich anzuschließen suchte. In dem Reichsabschied des Kaisers Maximilian vom Jahre 1510 heißt es deshalb: Nachdem aus vielen und glaubwürdigen Urkunden und Unterrichtungen sattsam kundig, daß Hamburg für und als eine Stadt des heiligen Reiches angeschlagen, geachtet und gehalten und zum römischen Reiche gehörig sei: so wolle der Kaiser dieselbe fürder bei dem Reiche als solche behalten; wo aber der König von Dänemark und der Herzog von Holstein noch einige Gerechtsame an derselben zu haben vermeinten, da möchten sie ihre Ansprüche vor dem kaiserlichen Kammergerichte rechtfertigen. — Bestimmter noch lautete das Ausschreiben zum Reichstage am 20. Juli des Jahres 1511: Die Stadt solle zunächst die Pflicht, womit sie Gott und nach demselben dem Kaiser verwandt sei, so wie der Gnaden und Wohlthaten, die ihr von Kaiser und Reich erwiesen worden, eingedenk ihrer Vorfahren Liebe, Gehorsam und treue Dienstbarkeit betrachten und von Stund an, nach Absicht des Briefes, dem Kaiser mit baarem Gelde, das sich so hoch belaufe, als die zu sendenden Kriegsleute sechs Monate lang im Felde zu unterhalten kosten würden, nach dem höchsten Vermögen zu Hülfe und zu Statten kommen ꝛc. Die Reichsfreiheit der Stadt geht daraus deutlich hervor und ihre Stellung, die sie einnahm. Die Lage war bedenklich genug und allzeit

große Besonnenheit nöthig, um das republikanische Staatsschiff unversehrt durch etwaige Klippen und Brandungen hindurchzusteuern. Aber unsere Väter haben bewiesen, daß sie die Kunst zu steuern nicht bloß für den Meer- sondern auch für den Landbedarf vollkommen inne hatten. Gebe Gott, daß dieses heilige Vermächtniß nie aus unseren Herzen schwindet, daß die Schatten unserer Väter nie drohend und zürnend auf uns zurückblicken müssen. Wahrlich, Rath und Bürgerschaft, jeder Theil nach seinen Meinungen und Rechtsansprüchen, waren nicht schlaff und gleichgültig in ihren Worten und Thaten. In dem zweiten Receß vom Jahre 1458 heißt es unter andern: Die Bürger wollen sich nicht anders versammeln, als auf Zusammenberufung des Rathes, es wäre denn, daß der Stadt Gefahr oder Verderben drohete, dann wollen die Aeltesten aus jedem Kirchspiele zusammentreten und ihre Forderungen und Wünsche dem Rathe vortragen.

Zwölftes Capitel.

Es brach im Jahre 1481 wegen Mißwachs aber eine große Theuerung aus und war drei Jahre hindurch fast Hungersnoth. Die Noth der Bürger, die Ihrigen zu speisen, war groß, und im Unmuthe wurde von Einigen die Meinung verbreitet, daß einige Kaufleute, und sogar welche aus dem Rathe, Korn

aufgekauft und es sogleich in fremde Länder weggeschickt hätten des größeren Gewinnes wegen. Es läßt sich nicht bestimmen, wie viel Grund oder Ungrund dieser Vorwurf hatte, allein das Murren verbreitete sich und es kam sogar zu Ausbrüchen, wobei Einige verhaftet wurden. Damit war die Ruhe für den Augenblick wieder hergestellt, aber im Allgemeinen und Verborgenen dauerte die Unzufriedenheit mit den Nahrungssorgen doch noch fort und die Bürgerschaft war auf den Rath, welcher keine vorkehrenden Maaßregeln getroffen hatte noch jetzt bessere Umstände herbeizuführen wußte, keineswegs gut zu sprechen. Wie anders, als hier in den Bürgerhäusern, war es dagegen in dem Kloster zu Harvstehude! Dort nichts als Wohlleben und Ueppigkeit, während hier Schmalhans Küchenmeister war. Im Jahre 1482 wurde vom Bischof zu Münster sogar ein Prälat gesandt, welcher unter Mithülfe des Rathes eine Sittenverbesserung des Klosters vornehmen sollte. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Haufe Volks auffessig, zog nach dem Kloster hinaus, drang theilweise in dasselbe ein und beging allerlei Unfug. Die Revolte war nicht sogleich zu ersticken und fand bald noch mehr Anhänger, so daß die dagegen gemachten Versuche einer Beschwichtigung, unter andern auch von dem Abte zu Reinfeld, nicht das Geringste fruchteten. Als dieser unverichteter Sache wieder abzog, verfolgte das Volk ihn mit Spottreden.

Auch der damalige Münzmeister Hans Schröder hatte sich zum Beschwörer aufgeworfen. Gegen ihn,

der es mit dem Rathe halte, suchte besonders ein Wichmann von der Fechte durch Bier zu entflammen, das er in der Brauergesellschaft ausschenkte. Beim Trinken wurden die Köpfe nur noch warmer und schmähten aus Leibeskräften auf Rath und Münzmeister. Diesem Beispiele folgte ein Brauer im Rödingsmarkt, Namens Heinrich van Lohe. Er ließ zuerst gehörig trinken, stieg dann auf eine ausgeleerte Tonne und erzählte den Bürgern mit lauter und kräftiger Stimme, daß bei Wedel 300 Ochsen und anderes Vieh über die Elbe gebracht worden wäre, daß man alles Getraide nach Island verfahre und den Einwohnern auf tausenderlei Weise zu nahe geschähe. Das Vorgebrachte fand begeisterte Zuhörer und ging wie ein Lauffeuer durch die Straßen. Einer wurde noch lauter und ungestühmer als der Andere und die Schmähreden auf den Rath nahmen kein Ende. Jeder nahm sein gutes Bürgerrecht in Anspruch und verlangte Rechenschaft. An ein plötzliches Dazwischenschreiten war bei der allgemeinen Aufregung nicht zu denken. Deshalb hielt der Rath es für das Beste, bei der ersten schicklichen Gelegenheit sich zunächst des Rädelsführers zu bemächtigen. Dies geschah am Himmelsfahrtsabend des Jahres 1483, als das Volk größtentheils in den Kirchen war. Heinrich van Lohe wurde nach dem Rathhause gefordert und von da unmittelbar nach dem Winserbaum abgeführt. Desgleichen wurde die Bürgerschaft zusammenberufen und jede Kornausfuhr auf das Strengste untersagt.

Damit waren die Anhänger des van Lohe jedoch noch keineswegs zufrieden, welche unter dem Nikolaithurm ihre Zusammenkünfte hielten. Dort wurde unter großem Geschrei einmüthig beschlossen, jenen Freund des Volkes aus der Gefangenschaft zu befreien. Um dieses Unternehmen auszuführen, kam es ihnen besonders gelegen, daß ein Bürgermeister und ein Rathsherr nach Lübeck hatten verreisen müssen. Mit großem Lärm zogen sie deshalb zunächst nach dem Hause des Bürgermeisters Hüge, trafen ihn aber nicht, dafür den jüngeren Bürgermeister Niclas von Swaren auf dem Fischmarkt und ebenso den altersschwachen Johann Meiger, und nöthigten diese, mit ihnen nach dem Winserbaum zu gehen und den Heinrich van Lohe wieder in Freiheit zu setzen. Meiger konnte nicht folgen und sank vor Krankheit zusammen, von Swaren wurde mehr hingedrängt als er ging, ja gestoßen und geschlagen, mußte den van Lohe aus dem Thurme lassen und dann mit seinem von Blut und Schmutz besudelten Aeußern geduldig neben dem wild-jubelnden Haufen hergehen. Ja, man ging in der unfläthigen Verhöhnung des Rathes so weit, daß man den von Swaren nöthigte, dem van Lohe vor seinem Hause noch freundlich die Hand zu geben und sich dann gehorsamst zu verabschieden.

Dreizehntes Capitel.

Damit hatten die Aufrührer jedoch dem Tumulte noch keineswegs Lebewohl gesagt. Die Phantasie wird durch das Dunkel der Nacht nur erhitzter, der Geist an sich noch aufgeregter. Die Tumultuanten versammelten sich am Abend in der Brauergesellschaft und tranken sich im Bier fleißig Muth zu. Bei dieser zunehmenden Verwirrung verließ den alten Meiger nicht das Gefühl seiner Pflicht und die aufopferndste Seelenruhe. Er erschien selbst in der Brauergesellschaft und zerstreute die unruhigen Gäste durch freundliches Zureden und offenes republikanisches Geständniß, man werde ja thun, was das Recht der Bürger erheische, man werde Alles daran setzen, um die Wünsche auszugleichen und die alte Zufriedenheit zurückzuführen. Er wisse recht wohl, daß sie Alle nur Menschen seien, daß sowohl Rath als Bürgerschaft fehlen könnten. Nichts aber werde ihn von seiner Ueberzeugung abbringen, daß der Erstere ein Freund der Letzteren bleiben müsse, und daß auf dem vernünftigen, unumwundenen, freisinnigen Aussprechen eben das wahre Glück eines Bürgerstaates beruhe.

Am darauf folgenden Freitage wurde eine Versammlung in der St. Nikolaikirche gehalten, und dazu auch der Rath eingeladen, welcher auf dem Chore seinen Sitz einnahm. Van Lohe trat sowohl in seinem Namen als in dem der Bürgerschaft auf, sprach mit vielem Feuer über die unveräußer-

lichen Rechte der Bürger, schilderte mit lebhaften Farben die Ungerechtigkeiten und Zurücksetzungen, welche sie zu wiederholten Malen erduldet hätten und täglich erdulden müßten; er deutete darauf hin, daß man die Kraft und Tugend des eigentlichen Bürgers und Gewerkers immer mehr verkenne und versäume über die einreißende Handelspolitik und brachte zum Schluß mehre Artikel vor, deren Gewährung durch das laute Zurufen der Menge allgemein verlangt wurde. Der Rath bat um schriftliche Uebergabe der aufgestellten Punkte und versprach, sie in Ueberlegung zu nehmen, sobald der Bürgermeister Langenbeck und der Rathmann Henning Büring von Lübeck zurückgekehrt sein würden. Die meisten dieser Forderungen wurden bestätigt und bildeten den Hauptheil des folgenden Recesses. Sie wurden am Pfingstabend vom Bürgermeister Langenbeck durch Verkündigung einer Buersprake öffentlich abgelesen, und derer, welche mit großer Stille und Aufmerksamkeit zuhörten, waren eine große Menge.

Lohe hatte durch diesen Vorfall bei der Bürgerschaft ein bedeutendes Ansehen erworben und der Rath blieb auch in den folgenden Tagen noch genöthigt, jene mit großer Nachsicht und Aufmerksamkeit zu behandeln. Merkwürdig war es daher, daß ein hannöverscher Edelmann, Heinrich Freitag eben diese Gelegenheit benutzen wollte, um seine Ansprüche an van Lohe, als einen seiner ehemaligen Leibeigenen, wieder geltend zu machen. Als

dieser hörte, daß jener Freitag und in welcher Absicht gekommen sei, so war er nicht träge, im Vertrauen auf das jetzt so glänzende Ansehen seines Namens, ihm unmittelbar selbst zu Leibe zu gehen und ihn über solche höchst unschickliche Zumuthungen zur Rede zu stellen. Van Lohe war bei dieser Demonstration seiner bürgerlichen Autorität so dreist und derbe, daß der Edelmann sich in größter Eile nach Harburg flüchtete, um, wie van Lohe ihm gedroht hatte, sich nicht den ganzen Hummelschwarm der summenden und brummenden Bürger auf den Leib zu laden, ohne einmal seine Frau, die ihn begleitet, wieder mitzunehmen, welche darüber noch in eine unangenehme und bedrängte Lage kam, so daß der Bürgermeister Langenbeck Mühe genug hatte, sie aus der Stadt in ihre Heimath zurückzubefördern.

Vierzehntes Capitel.

Dieses war wieder so ein Zwischenspiel gewesen, welchem eine Haupt- und Staatsaktion nachfolgte, nämlich eine förmliche Verschwörung, die in einem Theile der unruhigen Bürgerschaft, die nun grade Lust hatte, die Sache auf die Spitze zu treiben, immer festere Wurzeln schlug. Um die Gemüther aufgeregter und die Verwirrung allgemeiner zu machen, so erzählte ein im Rödingsmarkt wohnender Brauer, Namens Cord Richard, der früher gemißhandelte

und nach Lübeck geflüchtete Bürgermeister von Swaren werde Johannis zurückkommen, und da dies ohne Schutz und Waffendeckung nicht geschehen könne, so müsse man sich nothwendig dazu anschicken. Auf Anstiftung solcher Reden wurde Cord Richard von dem Rathe vorgefordert, und da man ihm seine lügenhaften Widersprüche nachwies, mit Zuerkenntniß der Bürgerschaft in gefängliche Haft gebracht. Auch andere Gerüchte, welche in böswilliger Absicht ausgesprengt wurden, verfehlten ihren Zweck oder hatten doch nicht die beabsichtigte Wirkung zur Folge. Als jedoch Rath und Bürgerschaft sich versammelten, um die Angelegenheit des Cord Richard zu überlegen, da drangen Heinrich van Lohe, Dietrich von Mansen und ein starker Bürgertroß plötzlich in die Versammlung ein, und forderten, daß man ihnen auch noch für eine gewisse Anzahl neuer Artikel die Bestätigung geben sollte. Dieses sonst unschickliche Verfahren findet dadurch eine große Milderung, wenn man erwägt, daß es Punkte waren, die größtentheils die Polizei- und Justizverwaltung betrafen, also auf eine wirkliche Verbesserung des bürgerlichen Lebens abzielten. Sei es, daß die ungestümen Dränger nicht unsere Sitten beobachteten oder nicht den rechten Zeitpunkt wählten, ihre Absicht war doch gut.

Einige der angetragenen Sätze lauteten: Daß die Pferde vor den Wagen „sachten to Bode gahn" sollten, bei Verlust der Pferde; — daß man die Feuer-

wächter sollte umgehen lassen; — daß man Fischbänke auf dem Hopfenmarkt machen sollte u. s. w. Diese Forderungen wurden auch größtentheils bewilligt. Damit jedoch nicht zufriedengestellt, gingen die Aufgeregten auch noch dem Münzmeister zu Leibe, ihnen Rede über eine angethane Verunglimpfung zu stehen, „edder he solde vun den Katten gekleiet warden!"

Um dem störenden Wesen ein Ende zu machen und die Ordnung in dem bürgerlichen Verkehr wieder herzustellen, auch die noch obschwebenden Mängel möglichen Falls abzustellen, lud der Rath auf den 18. Juli endlich ein alle Bürger und Bürgerskinder, so zu ihren Jahren gekommen, Kaufleute und Junggesellen, die ein bürgerliches Gewerbe trieben, sich auf dem Rathhause zu versammeln, um das Wohl der Vaterstadt zu beschließen. Jungens, kleine Parteiläufer und Gesinde sollten aber zu Hause bleiben, um die Verwirrung nicht unnöthig zu vergrößern. Die Bürger selbst erschienen mit Waffen, die sie unter ihren Kleidern verborgen hatten; so versammelten sich alle „Wittigsten" und unter ihnen auch Heinrich van Lohe. Diejenigen, welche die stärksten waren, nahmen die Thüren in Besitz. Diese hatte man kaum verschlossen, als ein Schiffszimmermann, Claus von Kunnen, mit einem großen Haufen Pöbels heranzog und Einlaß begehrte. Die Bürger setzten sich standhaft zur Wehre und schlugen ihn zwei Mal zurück. Dann wollte er die Sturmglocke zu St. Nikolai anziehen, allein bei dem

Strange war schon Besatzung. Zu gleicher Zeit lief ein anderer Rädelsführer in derselben Absicht nach St. Petri, wurde aber angehalten und auf das Rathhaus geschleppt. Nun bildeten die Bürger eine Mauer um den Rath und gingen mit ihm nach dem Hopfenmarkt, nachdem auch der Claus von Kunnen noch zuvor in die „Garvekammer" von St. Nikolai eingesteckt worden war. Einzelne Rotten mit Aexten und Knitteln, die sich noch unter des Letzteren Anführung begeben wollten und durch die Mattentwiete herbeizogen, lösten sich von selbst auf, als sie sich nunmehr ohne Haupt sahen.

Rath und Bürgerschaft berathschlagten hierauf, was mit den Unruhstiftern zu machen sei. Die Letztere meinte, dem der um Gnade bitte, müsse solche werden. Doch sollten sie zugleich auch geloben mit heiligem Eide, von heute an gegen Stadt und Rath nie wieder sich auffessig zu zeigen. Van Lohe legte seinen Eid ab und wurde freigesprochen. Dann begab man sich in's Niedergericht, wo die beiden Gefangenen vorgeführt und von Rath und Bürgerschaft gleichmäßig verurtheilt wurden. Denselben Nachmittag fand auf dem Berge neben der Frohnerei noch ihre Hinrichtung Statt.

Van Lohe war jedoch noch nicht ganz aus der Affaire und es zeigte sich, daß man ihn nur begnadigte, indem man fortwährend auf seinen noch immer großen Anhang hinblickte. Der obengenannte Freitag reichte von Neuem Beschwerden gegen ihn ein, in Folge deren er verhaftet und vor's Gericht

gestellt wurde. Ja, man fand ihn auch — schuldig, weil er den allgemeinen Marktfrieden gestört hätte, besonders aber wohl, weil er dem Rath und seinem Anhange lange verhaßt gewesen war. Genug, van Lohe wurde ebenfalls hingerichtet, und Keiner von denen, die sich zu dem schauderhaften Schauspiele hinzudrängten, machte jetzt auch nur eine Miene, ihn zu befreien oder für sein Leben eine Bitte auszurufen; ein Beweis, wie flüchtig und gebrechlich die Volksgunst ist. Alle diese Tage hindurch gingen die Bürger mit der größten Besonnenheit zu Werke und ließen sich keine Mühe verdrießen, den Rath in seiner Funktion wie die Stadt und ihre Ordnung zu überwachen; wohl leisteten sie diesen Dienst auch darum unverdrossen bei Tag und bei Nacht, damit der Rath nicht fremden Beistand in Anspruch nähme. Die Bürger behielten aber nach dieser Zeit die Schlüssel zu den Stadtthoren und die Wache in derselben bei der Nacht.

Funfzehntes Capitel.

Es ist schon angedeutet worden, daß aus den verschiedenen Punkten, welche bei diesem Tumult in Anregung kamen, der dritte Receß vom Jahre 1483 größtentheils hervorging. Darin heißt es unter andern: Die vom Rathe zu vergebenden Bedienungen sollen an fromme Bürger verliehen werden. — Die

Justiz muß besser verwaltet werden! — Der Rath will alle Monate das Brot der Bäcker wägen lassen! Das ungewichtige erhalten die Armen zum heiligen Geist und die Sieken zu St. Georg. — Wandelbare Frauen sollen an keiner Kirche oder auf den dahin führenden Gassen wohnen! — Eine berüchtigte Frau darf keinen Schmuck tragen. Nimmt sie ein ehrlicher Mann zur Ehe, so darf sie desalb nicht unter ehrliche Frauen gehen. — Einmal im Jahre sollen derlei Weiber aufgefangen werden. (Man trieb sie auf mit Trommeln und Fahnen und wies ihnen besondere Wohnstraßen an.) — Bei allen Verhandlungen und Irrungen mit fremden Mächten kann der Rath nichts für sich abmachen, sondern muß aus jedem Kirchspiele 20 bis 25 Bürger berufen, um mit ihnen Raths zu pflegen. — Wenn in einem Kirchspiele Zwietracht und Unzufriedenheit entsteht, soll dieses den Kirchengeschwornen vorgetragen werden, welche sodann ihre Amtsgenossen der übrigen Kirchspiele zu sich nehmen und selbst 48 die Sache vor den Rath bringen, mit dem Begehren, daß dieser die erbgesessene Bürgerschaft berufe. — Rath und Bürger sollen auf diesen Receß einen neuen Eid schwören.

Zimmermann macht bei dieser Erzählung folgende Bemerkung: „Man darf die wohlhabenderen Bürger und Kaufleute, ohne gegen die Wahrheit der Geschichte zu sündigen, wohl als die eigentlichen Vermittler betrachten.“ —

Warum den „wohlhabenderen Bürgern und Kaufleuten" diese Ehre usurpiren wollen? Zimmermann wollte der Aristokratie mit einer historischen Prävention schmeicheln, obwohl er das Unrecht fühlte, welches offenbar darin liegt, sonst würde er nicht dazwischen geschoben haben, „ohne gegen die Wahrheit der Geschichte zu sündigen". Ja, allerdings versündigt man sich gegen die Wahrheit der Geschichte, wenn man dem Einen zuspricht, was nur dem Anderen gehört. Gleichviel, wer die waren, welche die Abstellung von Uebelständen begehrten, welche zur Verbesserung des bürgerlichen Lebens beitrugen, gleichviel, ob sie es nach vornehmen oder geringen Sitten vollbrachten, gleichviel, ob diese unserm heutigen überklugen, verballhornisirten Anstand entsprechen, diejenigen, welche den Receß zu Wege brachten, waren wenigstens nicht vornehm und durch Handel begütert, sondern derbe Bürger, die unter der rohen Sitte ihres Jahrhunderts sich ein aufrichtiges Herz, eine frische und tüchtige Gesinnung bewahrt hatten und recht gut wußten, was sie wollten. Dehnet den Begriff „Pöbel" nicht zu weit aus, ihr ungeselligen, zuckerkandirten Splitterrichter, verunehrt mir den Namen Bürger, den Handwerker nicht und modelt ihn nicht zu steif nach überseeischen und überrheinischen Handelsmaximen. Lieber etwas äußere Rohheit als innere Leerheit, lieber warmes Blut als kaltes Geld!

Sechszehntes Capitel.

Damit, daß der obige Receß nun abgefaßt und in Kraft gesetzt war, war jedoch noch nicht Alles abgethan. Es war noch so Vieles in Anregung gebracht, so Manches besprochen worden, daß man nothwendig an eine Reform des Stadtbuches gehen mußte. Einige Gesetze waren von dem Gerichtsgebrauche übergangen worden, andere hatte man willkürlich fallen lassen, sie alle wurden sorgfältig auf's Neue geprüft und wieder dem Leben übergeben. Diese Verbesserung des Stadtbuches wurde durch den Bürgermeister Langenbeck in's Werk gerichtet, unter Zuziehung der beiden Syndici Albert Cranz und Matthias Packebusch, und in demselben Jahre 1497 noch bekannt gemacht. Das Ganze ist in einem kräftigen Geiste abgefaßt und deutet in seinen einzelnen Zügen noch entfernt auf das altsächsische Spruchrecht hin, ohne daß der italische Einfluß zu bemerken wäre.

Die Verwaltungs- und Justizbehörden hatten folgende Einrichtung und Gestalt: Der Mitglieder des Rathes waren schon von Anfang an zwanzig gewesen, von denen zwei im jährlichen Wechsel zu Bürgermeistern gewählt wurden. Doch werden seit dem Jahre 1350 schon vier Bürgermeister aufgeführt. Der ganze Rath war in zwei Hälften getheilt, welche sich alljährlich auf den 22. Februar (Petri-Tag) ablösten und so die Verwaltung der Regierungs-Angelegenheiten übernahmen. An dem-

selben Tage wurden auch die etwa ausgeschiedenen Rathsglieder ergänzt. Schon 14 Tage vor dieser Zeit versammelten sie sich zu diesem Zweck auf den früheren Eimbeckschen Hause, die Rathmänner im Herrensaal, die Bürgermeister in der Weinbude. Hier wurde über die Vorgeschlagenen, deren Ruf, Tüchtigkeit und etwaige Verwandtschaft mit noch lebenden Rathsgliedern berathschlagt. Aus den Zünften wurde nicht leicht Einer gewählt, mit Ausnahme der Brauer, welche zu den wohlhabendsten und angesehensten Bürgern gehörten. Die Rathsherren wurden in den amtlichen Urkunden Consules, die Bürgermeister Proconsules genannt. Nur bei außerordentlichen Sendungen wurde ein Syndicus ernannt, der besonders mit der Abmachung von Staatsgeschäften und schriftlichen Verhandlungen bekannt sein mußte. Die ersten Syndici kommen im Jahre 1477 vor, und Albert Cranz war überhaupt einer der Bedeutendsten unter ihnen.

Es wurde außerdem in jenem revidirten Stadtbuch ausgemacht, daß das alte Rathhaus und dabei eine Dingbank bleiben sollte. Das Rathhaus diente zugleich zum Obergericht, die Dingbank bildete dagegen das Niedergericht, „dat nedderste Gericht"; die Dingleute bestanden aus Gerichtsbürgern, welche die Urtheile auf die Frage des vorsitzenden Voigtes oder Richters abfassen mußten.

Neben dem Stadtbuch gebrauchten die Rathmänner besonders ihren eigenen gesunden Verstand, um das Recht zu handhaben. Jenes Stadtbuch war

im kleinsten Format, so daß sie es in der Tasche oder in einem Beutel mit auf's Rathhaus nehmen konnten. Wenn sie nun allzu streng an Buch und Beutel hielten oder nicht vom Herkommen lassen und dem lebendigen Gefühle, den Anforderungen der Zeit nicht willig nachkommen wollten, so nannte man das den — Bocksbeutel, ein Begriff, der, Gottlob! noch heute und diesen Tag sammt dem Worte in voller Gültigkeit ist.

Wo die Bürger für sich, ohne Gegenwart des Rathes, etwas zu überlegen und abzumachen hatten, da wählten sie gewöhnlich die sogenannte Brauergesellschaft, ein Gebäude an der Ecke des Hopfenmarktes und der Görttwiete, welches sich bis zum Jahre 1816 in seiner wesentlichen Gestalt erhielt, wo es leider abbrante. — Prätoren oder Vorsitzer im Niedergerichte werden seit dem Jahren 1414 schon aufgeführt. Dort konnte jeder Einwohner erscheinen, der das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte, oder sich auch „eene Vorsprake" wählen, einen Mann, der für ihn sprach, an dessen Stelle im Jahre 1529 die Procuratoren traten. — Viele fremde Städte in Holstein, Mecklenburg, Preußen holten sich außerdem oft aus Hamburg ihr Recht, wenn die Sache bei ihnen selbst nicht geschlichtet werden konnte, in so gutem und rechtlichem Ansehen stand damals der Hamburger Rath! —

Die neuen Gesetzte und Verordnungen wurden durch die sogenannten Schragen gewöhnlich zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Solche Gesetze aber,

welche vornehmlich die Polizei betrafen und oft ein=
geschärft werden mußten, wurden alle Jahr an einem
bestimmten Tage öffentlich vorgelesen in der Bur=
sprake, d. h. in einer Redeweise, welche jeder ge=
wöhnliche Bürger klar und gut verstehen konnte;
als schöner Zug des alten öffentlichen Lebens, daß
Jeder sein Recht und Gesetz lebendig und gegen=
wärtig mit sich herumtragen sollte. —

Siebenzehntes Capitel.

Indessen nahte die Zeit und das Jahr heran,
wo Luther dem deutschen Geiste ein neues Licht
einflößen und ihn neue bestimmte Bahnen hinführen
sollte. Es ist oben schon angedeutet worden, wie
überhaupt das Verhältniß der Geistlichkeit zur Bür=
gerschaft war und wie man auch in weltlicher Hin=
sicht durch Recesse dahinstrebte und wirkte, die Sitten
zu ordnen und eine ungeregelte Lebensweise in die
gehörigen Schranken zurückzuführen. Ein tüchtiger
Sinn, ein rechtschaffenes Gefühl für Menschlichkeit
war überhaupt niemals aus dem Herzen der Ham=
burger gewichen. Das hinderte jedoch nicht, daß
die Gemeinde im Allgemeinen von den unrichtigen
Vorstellungen der Zeit zu leiden und zu dulden hatte,
und neben der an sich freimüthigen Aufklärung ver=
stockter Aberglaube und geistige Dummheit ihren Sitz
aufgeschlagen hatten. Die Bürgerschaft hatte auf

solche Weise von der Leitung der Geistlichen noch viel auszustehen, während sie sich gegen die Vernachlässigungen und Uebergriffe des Rathes mit Umsicht und Entschlossenheit wappneten. Es war das merkwürdige Schauspiel, daß die Geistlichkeit mit Festtagen und Messelesen die Bürger auf der einen, geistigen Seite bedrängte, während diese auf der anderen, weltlichen, sich immer mehr Bahn brach. So wurde bis zur Reformation noch das sogenannte Speer- und Nägelfest gefeiert, zur Erinnerung an die Lanze, womit Jesus in der Seite verwundet, und an die Nägel, womit er an's Kreuz geschlagen worden war. In der St. Jakobi-Kirche wurde der Palmsonntag gefeiert, indem eine Figur, der Heiland auf einem Esel, der mit Walzen gezogen, reitend durch die Kirche und einige Male um dieselbe herum geführt wurde, um durch dieses roheste und sinnloseste Possenspiel den Einzug in Jerusalem zu bezeichnen. In Eppendorf sollte ein Kohlstrauch die Gestalt eines Crucifixes und Wunderkraft erlangt haben, weil man schändlicher Weise eine geweihte Hostie darunter verscharrt hatte.

Die Bettelmönche fanden sich zahlreich in Hamburg ein, je mehr der Reichthum sich mehrte, und ließen es nicht daran fehlen, sich dem Bürger durch alle Arten von Ausschweifung, Habsucht und Dummstolz verächtlich zu machen. Dabei war dieser durch eigene Erfahrung zum öftern zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Geistlichkeit ihre Lehrpflicht schlecht erfüllte und die Schulen im höchsten Grade verab-

säumt wurden, es sei denn, daß die bestellten Lehrer selbst zu den unwissendsten Menschen gehörten. Klagte man doch im dreizehnten Jahrhundert noch hie und da, daß die Geistlichkeit kaum so viel verstände, um das bei'm Gottesdienste nöthige Rituale lesen und verstehen zu können. In verschiedenen Kirchenversammlungen mußte die Weisung erneuert werden, daß die Kirchendiener wenigstens die zehn Gebote, die sieben Sacramente und ihre einfache Bedeutung inne haben sollten.

Der Gottesdienst im Allgemeinen wurde nach dem kaltesten und geistlosesten Formalismus abgehalten, so daß man es dem Bürger oft nicht einmal zum Vorwurf machen konnte, wenn er sich wenig darum bekümmerte und lieber für sich und im Leben so viel auf Recht und Ehrbarkeit hielt, als es ihm möglich war, darnach allein auch Sitte und Sittlichkeit beurtheilte. Die Predigt war Nebensache, das Messesingen in lateinischer Sprache, welche Niemand verstand, die Hauptsache. Wer mag wissen, in wie manchem Herzen damals auch in Hamburg der Wunsch schlummerte, selbst aus der ersten Quelle zu schöpfen, die Bibel rein und unverfälscht zu lesen!

Diejenigen, welche zu Schullehrern bestellt waren, wurden von ihren Scholastikern außerdem oft so knapp und strenge gehalten, daß sie von dem ihnen Ausgesetzten nicht einmal leben konnten. Die Lehrer, um sich zu helfen, erhöheten deshalb von Jahr zu Jahr das Schulgeld, so daß der Rath, von den Bürgern aufgefordert, sich im Jahre 1483 genöthigt

sah, das Capitel darüber zur Rede zu stellen und nach den Gründen zu forschen. Nach dem Receß von diesem Jahre sollten nur die Kinder der Reichen jährlich zwei Schillinge Schulgeld und vier Pfennige Lichtgeld bezahlen. Jetzt wurde dieses und noch mehr aber auch von den armen Kindern gefordert.

Daß neben dem Bannspruch auch der Ablaßhandel in Hamburg reichliche Nahrung suchte, darf wohl kaum noch erwähnt werden. In Hamburg rollte ja viel Geld hin und her und war die Tendenz des Handels obenauf, wie sollten der Papst und seine Wechsler sich hier nicht auch gerne eingefunden haben, um Geschäfte zu machen! Als ein solcher Ablaßkrämer wird besonders Angelus Arcimbold genannt, der im Jahre 1516 nach Hamburg kam, die sündigen Bürger heimzusuchen. Es wird uns nicht erzählt, ob diese gläubig oder reuevoll genug waren, sich für ihr wohl Erworbenes sehr schuldbeladen zu halten. Ich glaube, Arcimbold fand für seine Wechsel unter den hiesigen Freidenkern wenig Abnehmer, da er bald nach Lübeck weiter reiste und einen Scholastiker dazu bestellte, Ablaß im Namen des Papstes zu ertheilen, wenn sich der Eine oder Andere etwa noch sollte willig finden lassen. Denn, während uns, wie gesagt, hierüber die genaueren Angaben fehlen, so wird von Lübeck im Gegentheile behauptet, daß von dort große Ablaßsummen nach Rom in das Aerarium des Papstes wanderten.

Achtzehntes Capitel.

Albert Cranz lag auf dem Sterbebette, als ihm die fünf und neunzig Sätze von Wittenberg übersandt wurden. „Du hast wohl recht, lieber Bruder," sagte er, „wirst aber nichts ausrichten; gehe nur wieder in dein Kloster und bete, Gott erbarme dich meiner!" —

Kaum aber war Luther in seiner Angelegenheit und noch vielmehr in der des Evangeliums nach Worms gereist, so erhob auch der Pastor zu St. Catharinen und Domvikar Ordo Stemmel (oder Steenmeel) für Hamburg eine Reformationsstimme. Er predigte laut und unumwunden über die Verdorbenheit der römischen Geistlichkeit und nannte den Ablaßhandel einen schändlichen Betrug, insofern mit den überflüssigen guten Werken ein sinnloser Mißbrauch getrieben werde. Die Folge dieser Freimüthigkeit war aber, daß Stemmel von seinem Amte abtreten mußte. Selbst dem Rathe schien es nöthig, vor gefährlichen Neuerungen zu warnen, doch vermuthlich nur auf Veranlassung des vom Kaiser zu Worms ausgegebenen und auch nach Hamburg gesandten Ediktes.

Allein was Stemmel hier im engen Kreise gesprochen und in Deutschland, ja in ganz Europa immer größeren und größeren Anklang fand, das konnte auch für Hamburg nicht spurlos vorübergehen. Schon im Herbste des Jahres 1522 vereinigten sich die Kirchenoberen mit anderen Bürgern

und beschlossen in einer besiegelten Verbriefung, daß sie dem Unwesen der Geistlichkeit nicht ferner nachgeben wollten. Zunächst sollte die St. Nikolai-Kirchenschule gehörig eingerichtet werden, und wo sie selbst in Zweifel oder Ungewißheit wären, da wollten sie sich gegenseitig durch Trost und Belehrung aufrichten. Diese Bewegung in Hamburg kam dem Luther zu Ohren, und freudig sprach er sich außerdem aus, als er hörte, daß man den bremischen Officialen hier weggewiesen hätte.

Im folgenden Jahre kam ein Minoriten-Mönch, Namens Stephan Kerapen, von Rostock nach Hamburg, nachdem er sich schon mit dem Geiste der Luther'schen Lehre bekannt gemacht hatte. Kaum in Hamburg angelangt, betrat er die Kanzel und brachte durch seine freisinnigen Reden eine große Wirkung hervor, so daß, als er nach Beendigung seines Geschäftes wieder abreisen wollte, man ihn einstimmig bat, daß er doch bleiben möchte. Er willigte ein und wurde als Prediger an St. Marien-Magdalenen angestellt, wo er fortan die reine und lautere evangelische Lehre verkündigte. Je größer nun in seiner Kirche der Andrang wurde, desto mehr verödeten natürlich die anderen Gotteshäuser, und Neid war die unausbleibliche Folge davon. Die anderen Prediger fingen also an, ihn zu schmähen, zu verketzern und bei dem Rath anzuschwärzen. Dessenungeachtet wußte Kempe sich in Respekt und Würde zu erhalten und verlor nichts an der Gunst, welche man ihm einmal geschenkt hatte. Auch gegen seinen ebenfalls von

Rostock im Jahre 1525 hierher berufenen Lehrer, den Doctor Möller, zeigte Kempe eine unerschütterliche Beharrlichkeit, obgleich er von jenem angegriffen und verketzert wurde. Daher mußte es ihm angenehm sein, als er im Jahre 1526 an dem von Magdeburg an St. Katharinen berufenen Prediger Johann Zegenhagen einen feurigen Mitstreiter für die gute Sache erhielt. Beide legten nun im edlen Wetteifer gegen das papistische Unwesen los, so stark und kräftig, daß der gut-katholische Rath, wohl nicht ohne fremde Einflüsterungen, sich veranlaßt sah, dem Letzteren die Kanzel zu verbieten, ja ihn sogar aus der Stadt zu entfernen.

Das ging den Bürgern an's Herz, deshalb traten ihrer ungefähr 400 zusammen und berathschlagten gemeinschaftlich mit dem Pastor Kempe, wie der Zegenhagen in der Stadt zu behalten sei. Zu dem Ende wurden vier Bürger an den Bürgermeister Dietrich Hohusen abgeschickt, mit der Anzeige, daß die Bürgerschaft wünsche, der Rath möge sich am folgenden Tage mit ihr auf dem Rathhause einfinden, um eine und andere Angelegenheit dort gemeinschaftlich zu überlegen.

Eine ungeheure Menge, man sagt, gegen 2000 Bürger, versammelte sich am frühen Morgen jenes Tages auf dem Magdalenen Kirchensaal und ein Bürger, Namens Joachim Wegedorn, wurde auserfehen, dem Rath die Sache vorzutragen. Dieser gab jedoch als Grund seines Verfahrens an, der Zegenhagen sei eigentlich ein Schmied, ein Ver-

laufener, und gehe blos darauf aus, nach seinen Einfällen und Launen zu predigen. Er diene weder Luthern noch dem Papste, sondern wolle nur Aufsehen machen und durch eitle unordentliche Neuerungen seinen Ehrgeiz befriedigen. Der Rath habe schon Kunde, wie sehr ein solches Unterfangen der Kaufmannschaft wie der ganzen Stadt zum Nachtheil gereichen werde.

Die Deputation machte gründliche Gegenvorstellungen, sprach mit Begeisterung von dem Lichte, welches einmal im vollen Glanze über die Welt aufgehe und dessen letzte Herrlichkeit lange noch nicht abzusehen sei, und erreichte so durch Muth und eindringliche Beredsamkeit ihren Zweck, denen auf dem Klostersaal harrenden die erfreuliche Nachricht überbringen zu dürfen, daß Zegenhagen nur bleiben und weiter predigen solle.

Wie sehr überhaupt das Lutherthum schon Eingang gefunden hatte, wie wenig man geneigt war, sich ferner von der Clerisei nach eigennützigen Absichten behandeln zu lassen, das zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Als der Rath im Jahre 1526 die Zustimmung für neue Abgaben verlangte, da erklärte die Bürgerschaft rund heraus, der „vermaledeite Bann" des Domkapitels sei Schuld daran, daß in der Stadt so wenig Geld im Umlauf sei. Die faulen Dominikaner, welche nur beten und essen, aber nicht arbeiten wollten, sollten aus der Stadt hinausgejagt werden. Das Domkapitel solle 6000 Mark Lübisch bezahlen und außerdem die 8000 Mark wieder herausgeben,

welche es den Pfarrkirchen seit zwei Jahren ungerechter Weise abgenommen. Die Klöster, welche lange genug eingenommen hätten, sollten nun auch mal ausgeben u. s. w. So sei der allgemeine Wille, und wenn es nöthig würde, so könnten die Bürger auch Leib und Blut daran setzen, um ihr gutes Recht zu behaupten. Das war bürgerlich-ernst gesprochen und verfehlte seine Wirkung nicht.

Neunzehntes Capitel.

Die Geschichte spinnt sich jetzt immer an geistlichen Dingen weiter, denn die kernige protestirende Gesinnung gab einmal die Farbe des Jahrhunderts ab. Die reine evangelische Lehre sollte nicht allein geboren, sondern auch der Gedanke auf den Thron der Menschheit erhoben werden, damit er herrsche, reinige, bessere in alle Zukunft.

Johann Bugenhagen wurde im Jahre 1525 von Wittenberg her an die St. Nicolai-Kirche berufen. Allein seine dortige Gemeinde wollte ihn seiner großen Vorzüge wegen nicht ziehen lassen, höchstens gestatten, daß er auf ein halbes Jahr nach Hamburg ginge, um dort zu predigen. Bugenhagen gab nach und wollte mit dieser Zustimmung eben abreisen, als von Hamburg die Weisung einging, er möge nur nicht kommen, und dieses aus dem Grunde, weil er — verheirathet war. Nun er-

wählte man für ihn den bisherigen Capellan Henrich Sendenhorst, einen Erzpapisten, der im Jahre 1554 die evangelische Lehre noch eine Pest nannte. —

Es war der Kampf der Ideen, welcher damals zuerst nach außen hervortrat, und welcher in Hamburg einen äußerst fruchtbaren und ergiebigen Boden fand. Die Bürger nahmen Partei, nicht, weil es ihr eigenes Wohl und Weh betraf, sondern weil sie durch ihre weltlichen Verhältnisse an den eigenmächtigen Willen und die Durchsetzung ihres Entschlusses schon gewöhnt waren. In dem Streiten mit dem Rathe hatten sie ihre Vor- und Uebungsschule gefunden.

Der Glaubenskampf der Geistlichen, der Lutheraner und Papisten wird deshalb von den Chronisten mit faktischer Sorgfalt behandelt. Nicht daß, sondern was gesprochen wurde, dient zum Richtmaaß der Geschichte jener Tage.

Die Prediger daher sind keineswegs die eigentlichen Träger dieser Entwirrung. Die Bürger sind es, die Masse des Volkes ist es, welche, in zwei sehr verschiedene Colonnen getheilt, daherschreitet. Je mehr oder weniger Jemand frei ist, und über sein Verhältniß zum Staat nachgedacht hat, nach demselben Maaße gehört er auch schon dem neuen Geiste und der Zukunft an. Die Prediger sind nur die Anknüpfungspunkte, sie geben, sie bestimmen nicht die Meinungen, sondern sie sind nur die Herolde des Volkes, welches glaubt und verwirft, welches selbst-

ständig denkt und handelt. Deshalb gewann das Lutherthum in Hamburg einen so lebendigen, durchgreifenden Fortgang, weil die Bürger dazu durch ihren Staat schon längst vorher bestimmt waren. Jeder nahm Partei, nicht weil er wollte, sondern weil er mußte. Dieses Widerspiel gewährt einen sehr interessanten Anblick. Nicht Priester sollten gestürzt und andere dafür eingesetzt werden, sondern das Vollbringen von sechs Jahrhunderten sollte durch diesen Schlußstein gekrönt und gerechtfertigt werden. Daher hat die Reformation für Hamburg eine tiefere Bedeutung; aber auch der Schatten wird um so stärker, sobald es dieselbe vergißt und mit sich und der Geschichte abgeschlossen zu haben glaubt. Was eine geistige Reformation, war hier im Grunde nur die Vermittelung einer politischen Revolution, nach einzelnen Zuckungen und Versuchen, welche nunmehr ihre Abklärung fanden. —

Dem Freunde Luther's, dem trefflichen Bugenhagen, der von der Ehe gleich wie jener dachte, wurde es also von dem weisen Rathe noch zum Schimpf angerechnet, daß er sich ehrbar und sittlich eine Frau genommen — „eene echte Fruwe" — und nicht wie die übrigen katholischen Priester eine unechte in seiner Nähe duldete. Sonderbare Ansichten! So hatte der geistesstarke Fichte wohl recht, als er einst schrieb: Das ist das Resultat des — gesunden Menschenverstandes, wie man uns ihn gewöhnlich giebt, welcher gesunde Menschen-

verstand aber eben sowohl seine Mode hat, als unsere Fracks oder unsere Frisuren! —

Sendenhorst muß sich durch seine verketzernden Reden wohl sehr verhaßt gemacht haben und die Liebe zur reinen Lehre, der Eifer, die Wahrheit durchzusetzen, unter den Bürgern, sehr groß gewesen sein, so daß vielleicht gar Leib und Leben dabei auf dem Spiele stand; — anders kann man die Flucht nicht erklären, welche jener Zelot für gerathener hielt, als noch einen Tag länger in seiner guten Pfründe zu bleiben. Sendenhorst machte sich bei Nacht und Nebel aus dem Staube. Da zu derselben Zeit aber eine pestartige Krankheit die Stadt heimsuchte und ein Geistlicher auch für diese Gemeinde sehr nothwendig war, so wählte man, froh, daß jener weg war, bald einen neuen, nämlich den Zegenhagen von St. Katharinen.

Mit dieser einstimmigen Wahl der Gemeinde waren weder die Kirchspielsherren noch der Bürgermeister Gerd von Holten zufrieden. Jene, die Gemeinde, wollte natürlich den Grund wissen, und so erhielt sie zur Antwort, daß man diese eigenmächtige Wahl schon an sich keineswegs gutheißen könne, da es außerdem noch gewiß sei, daß Zegenhagen einen großen Theil der bisher üblichen Kirchengebräuche abschaffen würde. Dagegen erklärte ein Bürger, Cord Campe, es sei der Gemeinde zugestanden worden, nach Bugenhagen sich einen andern Prediger zu erwählen, und darum hätten sie sich den Zegenhagen genommen, weil der Kaiser

selbst wolle, daß das Evangelium rein und lauter geprediget werde; denn Zegenhagen habe selbst oft erklärt, wenn er dem Volke etwas Unrechtes lehre oder predige, das er mit der heiligen Schrift nicht beweisen könne, so wolle er sich eines Besseren belehren lassen und sich nicht scheuen, öffentlich zu wiederrufen.

Die Bürgerschaft ging ferner nach Luther's Beispiel so fest und bestimmt zu Werke, daß sie dem Rath die Bedingung stellte, wenn er einen Besseren wüßte, der das, was er predige, mit der Bibel beweisen könne, so wollte sie ihn nehmen. Wenn übrigens der Rath mit dem Zegenhagen überhaupt nur zufrieden sei, so würde sich über die Nebensache der Gebräuche schon unterhandeln lassen.

Um dieselbe Zeit, noch im Herbste des Jahres **1526** bekam Hamburg wieder einen andern evangelischen Prediger zu St. Jakobi an dem Johann Fritze aus Lübeck, welcher diese Stadt seiner neuen Lehre wegen hatte verlassen müssen. Auch wurde ihm, wie dem Zegenhagen, vorgeworfen, daß er im Ganzen als Geistlicher von dem Leben eine zu freie Ansicht habe. Doch dem sei, wie ihm wolle, es befanden sich nunmehr drei Männer in Hamburg, Kempe, Zegenhagen und Fritze, welche mit Kraft und Geist die reine evangelische Lehre predigten und von den Bürgern mit einer besonderen Freude gehört wurden. Die frischen, lebendigen Worte fielen wie ein labender Mairegen in ihre Seelen, und mancher Bürger, wie auch der wackere Joachim Wegedorn,

mochte darin doppelten Lohn und zwiefache Erquickung finden, denn er hatte stark und muthig gekämpft, damit der Wahrheit der Sieg werde und das Christenthum in seiner Klarheit auch in Hamburg das Leben ordnen und läutern helfe.

Zwanzigstes Capitel.

Wenn aber die Partei der lutherisch Gesinnten mit eben so viel Glück als Entschlossenheit für ihren Glauben focht, so lag es ganz in der Natur der Sache, daß die der Papisten mit aller Macht, mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, dagegen kämpfte. So entzogen sich am Weihnachtstage die Meßpriester dem Chorgesange und hofften, dadurch den Zegenhagen in seinen geistlichen Verrichtungen zu stören. Allein dieser stellte die Ordnung alsbald wieder her, ließ seine Schullehrer und Capellanen den Chorgesang ausführen, so daß die Bürger ihren gewandten Prediger darob belobend meinten: Können so wenige die Sache gut und ordentlich verrichten, was bedürfen wir da noch der Pfaffen. Laßt sie laufen! Und — sie mußten wohl, Zegenhagen verbot den Meßpriestern, wiederzukommen und die Bürger zeigten, daß auch sie da und ganz derselben Ansicht wären. Aber Zegenhagen ging noch weiter, er schaffte die Seelenmessen und Vigilien selbst ab und — theilte das Abendmahl unter beiderlei Ge-

statt aus! Das gab den Papisten einen heftigen Stoß und ihr Toben, ihr Verketzern und Lamentiren war wahrlich nicht gering. Als dies Verteufeln und Verfluchen kein Ende nehmen wollte, da sah der Rath sich genöthigt, Alles, was geistlich hieß, zu sich zu laden und der gesammten Predigerschaft folgende Artikel vorzulegen. Es wurde darin den Predigern geboten:

1) Daß sie das lautere Evangelium mit Hülfe der Bibel, der Apostel und anderer beglaubigten Schriften gütig, sanftmüthig und christlich, nach der Lehre der bewährten und von der christ-katholischen Kirche angenommenen Bücher lehren und verkündigen sollten.

2) Daß kein Prediger den andern auf der Kanzel oder sonst vor der Gemeinde verachten, schelten, verketzern oder lästern sollte.

3) Sie sollten nichts von zweifelhaften Glaubensfragen, die dem gemeinen Manne unverständlich oder ihm auch nicht nöthig noch fruchtbringend wären, auf die Kanzel bringen!

4) Vielmehr sollten sie das lehren, was zur Beförderung der Seelen Seligkeit, zur Erhaltung des gebührenden Gehorsams gegen die Obrigkeit und zur Friedsamkeit unter den Leuten dienlich sei.

5) Ein Jeder solle zwar Uebertretungen strafen, doch ohne Verachtung der Stände und der Personen, und mit Sanftmuth den gemeinen Mann vermahnen, gegen die Ceremonien der Kirchendienste nicht Gewalt

zu üben, sondern still zu halten, bis es Gott gefallen möchte, diesem Thun sein Maaß zu geben.

6) Welcher Prediger sich gebrauchen lasse, Haß und Widerwillen zu erwecken, der solle nachher zu keinem Predigtamt gelassen, sondern aus der Stadt verwiesen werden.

Diese Paragraphen erfüllten ihren Zweck, sie besänftigten und leiteten die Gemüther, und riefen Ruhe und Besonnenheit unter den Geistlichen wie unter den Bürgern zurück.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Gegen diese staatliche Einsetzung und Bestätigung der evangelischen Lehre verhielten sich die Katholischen doch keineswegs ruhig, vielmehr predigten sie fortwährend und aus Leibeskräften gegen solche Neuerungen, da es ihnen im Gegentheil doch auch indirecte geboten war, nicht zu streiten auf den Kanzeln. So aber that namentlich Bustorp in der Domkirche, er stellte Lehrmeinungen der getreuen katholischen Kirche auf und verfluchte Alle, welche anders glaubten und lehrten.

Die Evangelischen ließen sich nicht reizen, sie hielten sich besonnen an das, was ihnen zum Gesetz gemacht worden war; wohl aber sandten sie drei Männer an Bustorp und ließen ihn bestimmt und auf's Gewissen fragen, ob er eingestehe, das und das

gepredigt zu haben. Dieser bat sich Bedenkzeit aus, und gab endlich seine Antwort in einem sehr schlau abgefaßten Briefe, woraus schon hervorging, daß ihn überhaupt persönliche Motive geleitet hatten und er sich den Rückweg sichern wollte, wenn es zum Aeußersten kommen sollte. Der Brief, in Mönchslatein geschrieben, enthielt unter andern auch folgende Stelle:

„Daß ich den Luther soll genannt haben, ist offenbar fasch und wird Niemand beweisen; ich weiß gewiß, daß ich Luthern in drei Jahren kaum ein Mal genannt habe. Und meint Ihr denn, daß ich nicht Lutherisch sei? Ich bin es überall, so oft er gut schreibt. Er hat einige Werklein geschrieben, namentlich über die Gebote, über das Vaterunser, die ich gar sehr lieb habe; er hat auch ein kleines Buch geschrieben von der Vorbereitung zum Sacrament, welches lehret, was ein jeder Christ denken solle, wenn er hinzutritt: Siehe, ich trete im Glauben hinzu, verleihe mir, Herr, daß ich Vergebung der Sünden und deine Gnade erlange. Ich glaube und weiß, daß ich niemals zum Altar gehe, ohne an Luther zu denken, welcher, wenn er in seinen Schranken geblieben wäre, er wäre der größte Doctor in ganz Deutschland gewesen und dafür gehalten worden. Aber weil er das Heilige berühret und den Hunden gegeben, weil er die Perle vor die Säue geworfen hat in seinem babylonischen Gefängnisse, hat er deshalb Widerspruch leiden müssen, und ich bin ihm darum gram, daß er das gethan hat."

Auch meinte er, das Psalmensingen gehöre nicht dem gemeinen Manne, obgleich durch das allmälige Miteinstimmen die Gemeinde am ersten zum wahren thätigen Antheil am Gottesdienste geführt und dieser dadurch gehoben wurde.

Nach Empfang eines solchen Briefes schien es den evangelischen Geistlichen nicht unmöglich, ihre Angelegenheit mit Bustorp auf gütlichem Wege abzumachen und dieser auf die Vorstellung eingehend, bestimmte selbst den Kirchensaal in Marien Magdalenen zu einer Versammlung.

Allein Bustorp kam nicht zur angesetzten Stunde. Man forderte ihn nochmals auf, und er ließ sagen, daß St. Lucas Altar im Dom ihm der geeignetste Platz schien. Er kam wieder nicht und behauptete, er habe nichts mit den Evangelischen zu schaffen. Damit war denn jede gütliche Vermittelung unmöglich gemacht und die, welche Bustorp zur Unterredung aufgefordert, sahen sich genöthigt, den fortwährend Schmähenden bei dem Rath anzuklagen. Dieser, aus welchen Gründen es auch immer sein mochte, nahm keine Notiz davon. Da schien kein anderer Ausweg offen, als die Sache am zweiten Sonntage in den Fasten gemeinschaftlich auf die Kanzel zu bringen, wo die von Bustorp aufgestellten Lehren mit Beweisen aus der Bibel widerlegt wurden. Die natürliche Folge war, daß auch die Papisten wieder losbrachen und sich die ehrenrührigsten Schimpfwörter erlaubten. Ein Meßpfaffe übte sogar den Muthwillen, das Volk durch unzeitiges Glocken-

ziehen zur Frühmesse nach St. Nicolai zu rufen, wo ein Capellan eben Frühpredigt hielt. Nun forderte der Rath den Bustorp und diesen Capellan gleichzeitig zu sich, weil ihm die Sache doch zu bunt und ausschweifend zu werden schien. Eben so mußten die drei evangelischen Prediger und die zwölf Geschwornen der vier Kirchen erscheinen.

Bustorp erschien diesmal, verweigerte aber jede gelehrte, theologische Unterredung und berief sich nur auf seinen ganzen, strengen und sittlichen Lebenswandel. Die Evangelischen sprachen mit großer Beredsamkeit und brachten so den vorsitzenden Bürgermeister dahin, daß er den Bustorp aufforderte, zu wiederrufen. Bustorp versprach dies auch, hielt aber sein Wort erst nach sieben Jahren, als man Anstalten machte, den Widerspenstigen aus der Stadt zu vertreiben. Jener Capellan wurde wegen gestörter Ordnung seines Amtes entsetzt. Die Evangelischen freuten sich in still fortgesetzter Wirksamkeit ihres Sieges. —

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Dieser Vorgang, so entscheidend er für die Evangelischen war, benahm den Papisten dennoch immer nicht allen Muth, in Zwischenräumen sich wieder in ihrem tobenden Glaubenseifer zu versuchen. Was der Eine nicht mehr konnte, das versuchte der Andere. So predigte ein Mönch zu St. Johannis, Namens

Henrich Rensborg, im Jahre 1528 wieder gegen die gefährliche Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Weil dies grade in der Fastenzeit geschah und es mancherlei Aergerniß verursachte, so sah sich Stephan Kempe, jetzt zu St. Katharinen, genöthigt, dagegen aufzutreten. Rensborg, nicht mundfaul, forderte ihn darüber zu einem mündlichen oder schriftlichen gelehrten Wettstreit heraus; war hinterher aber feige genug, sich irgend mit Kempe einzulassen. Es blieb nichts Anderes übrig, als dem Rensborg alles Predigen verbieten zu lassen.

Das nannte dieser Ungerechtigkeit und Unterdrückung und sann auf Mittel, sich an den Evangelischen zu rächen. Es soll nach einem ungewissen Bericht eine Art Verschwörung von ihm angezettelt und Alles aufgeboten worden sein, die Gemüther durch Fanatismus und Aberglauben zu erhitzen und zu fesseln. Ja, die Johannisleute, so genannt von ihrem Versammlungsplatz in der Johanniskirche, sollen sogar einige aus dem Rath in ihre Mitte gezogen haben. Als Zweck dieser Verschwörung wird angegeben, daß man alle evangelischen Prediger mit ihren Anhängern in einem bewerkstelligten Aufruhr habe ermorden wollen. Die Stadt sollte dabei an allen vier Seiten angezündet werden. Nun aber sei, wie erzählt wird, gleichsam durch höhere Schickung, in jener Nacht, wo das Blutbad ausgeführt werden sollte, ein so furchtbares Gewitter mit Sturm und Wolkenbrüchen ausgebrochen, daß die Verschwornen selbst glaubten, das jüngste Gericht über sich herein-

brechen zu sehen und darum von ihrem Unternehmen zurückgeschreckt wurden. Ohnehin, heißt es weiter, sei der Anschlag durch einen Goldschmid B. ruchbar geworden und so hätten sich die Evangelischen mit Waffen gerüstet, hätten Bootsleute mit rechtschaffener Wehre in ihre Häuser genommen, die ganze Nacht brennende Leuchten vor die Thüre gesetzt und den gedrohten Untergang von sich und der Stadt glücklich abgewendet.

Wie gesagt, es mag diese Erzählung mehr oder weniger ausgeschmückt und übertrieben sein, so viel ist gewiß, daß Rensborg eine Masse Volks unter dem Namen Johannisleute zusammenhetzte, und Alles aufbrachte, um den Evangelischen zuzusetzen.

Diese aber verfuhren dagegen mit großem Ernst und aller Besonnenheit. Sie suchten bei dem Rath am Montage nach Misericordias nach, daß jenem heillosen Treiben ein Ende gemacht werden möchte. Der Rath, erwägend, wie nöthig überhaupt bürgerliche Ordnung und Ruhe sei, beschied gleich auf den folgenden Dienstag die gesammte Geistlichkeit zu sich, mit dem Bemerken, wer seine Lehre jetzt nicht aus der Bibel beweisen könne, der solle gezwungen sein, die Stadt zu verlassen.

Es war sieben Uhr Morgens, als sich Alle, Weltliche und Geistliche, nach dem Rathhause begaben; ausgenommen die Tausende, welche auf dem Eimbeckschen Hause Platz zu finden suchten. Unter den erschienenen Geistlichen waren acht katholische und vier evangelische; diese Letzteren waren Zegenhagen,

Kempe, Fritze und Conrad Lünßmann. Vorsitzender Bürgermeister war Dieterich Hohusen.

Unter dem Herrschen einer allgemeinen, feierlichen Stille fing man damit an, die von den Evangelischen eingesandten, von den Katholischen gepredigten Lehrsätze vorzulesen. Dr. Möller, wohl der Tüchtigste unter diesen, nahm die seinigen und trat damit auf die Seite, um sie nochmals zu prüfen und durchzusehen. Nach seiner Wiedererscheinung erklärte er, diese Sätze seien hier nicht ganz so aufgeführt, wie er und seine Amtsgenossen sie gepredigt hätten; wenn sie Alle sie nun auch auf's Neue gerne eingeständen, so halte er es doch für nöthig, daß man Abschrift davon gäbe und nehme, damit ein Jeder seine Bemerkungen und Ansichten dazu schreiben könne, um diese dem Rathe dann vorzulegen. Weil hierdurch die Sache sehr in die Länge gezogen werden konnte, so widersetzten sich die Evangelischen. Auch hatten Möller's Pateigänger sich schon dadurch viel vergeben, daß sie sich auf einzelne Geständisse eingelassen hatten. Er rief daher im Zorne aus: „Wenn Ihr so handeln wollt, so sollte kein redlicher Mann mit Euch länger zu thun haben!" —

Die Evangelischen beriefen sich, um die Entscheidung herbeizuführen, ganz einfach auf den Beschluß von 1526, worin es befohlen wurde, „daß das Wort Gottes rein und lauter gelehrt werden sollte." Es wurde daher jetzt untersucht, ob die bezeichneten Lehrsätze mit dieser Forderung

übereinstimmten, während die Gegner sich fortwährend auf die Grundsätze ihrer Kirche beriefen.

Rensborg seiner Seits vertheidigte sich, alles Einwendens der Bürger ungeachtet, in lateinischer Sprache und fand darin von dem papistisch gesinnten Bürgermeister Salsborg geneigte Unterstützung. Sein letztes Erbitten von Bedenkzeit wurde allgemein mit Lächeln zurückgewiesen.

Der Beschluß des Raths und der gesammten Bürgerschaft lautete endlich dahin, daß die fünf katholischen Anführer, Barthold Wathaver, Rensborg, Bustorp, Joachim Fischbeck und Matthäus, die Stadt unbedingt verlassen sollten. Nachdem dieses ausgefertigt war, ging die Versammlung mit großer Stille und Zufriedenheit aus einander, die fünf Geistlichen aber begaben sich am folgenden Tage aus der Stadt hinweg, und Andere folgten ihnen nach, obgleich weniger aus Zwang als vielmehr aus Aerger und Unmuth, da sie sahen, wie sehr ihre Stellung hier in Mißcredit gekommen war.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Nach dieser so wichtigen Begebenheit ging die nächste Thätigkeit der Bürger dahin, den Geistlichen die kirchliche Obergewalt zu entziehen. Eine gewählte Anzahl von Bürgern aus allen vier Kirchspielen wurde

beauftragt, diese Angelegenheit mit dem Rath gemeinschaftlich abzumachen, so wie auch, was sonst nöthig und nützlich sein sollte, mit Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt zu berathen. Unter andern wurde zu den vier schon bestehenden Gotteskasten jetzt noch ein fünfter hinzugefügt und dabei alle Hauptbücher niedergelegt, welche die Armenverwaltung betrafen. Insbesondere wurden am 29. September des Jahres 1528 aus den zwölf Vorstehern eines jeden Kirchspieles die drei ältesten Männer ausgewählt, um ihnen die besondere Aufsicht über diese Sachen anzuvertrauen. Sie wurden die Oberalten genannt und bildeten mit den übrigen neun Vorstehern das Collegium der Achtundvierziger, mit den 24 neugewählten Bürgern aber das Collegium der Hundertvierundvierziger. Als im Jahre 1685 die Gemeinde zu St. Michaelis zum ordentlichen Kirchspiel erhoben wurde entstand neben den 15 Oberalten das Collegium der Sechsziger und mit den 120 Subdiakonen das Collegium der Hundertundachtziger.

Das Werk zu krönen, erschien endlich in Hamburg um Jakobi des Jahres 1528 der große Pommer, Doctor Johann Bugenhagen, auf die besondere Aufforderung Luther's und mit Genehmigung des Kurfürsten von Sachsen; um so mehr dazu berechtigt, da er nicht allein schon über die Einrichtung der Kirchen geschrieben, sondern sich auch für die Entwickelung der hamburgischen Verhältnisse allzeit sehr interessirt hatte. Am 9. October dieses Jahres

zog Bugenhagen ein und erhielt das Haus Barthold Möller's zur Wohnung angewiesen.

Alsbald nach seiner Ankunft schrieb Bugenhagen an Luther: „Ob er gleich an dem glücklichen Fortgang der Reformation zu zweifeln noch Ursache finde, so verspüre er bei dem gemeinen Manne hier doch einen sehr großen Eifer, da das Volk nicht nur des Sonntages, sondern auch an den Werkeltagen seine Predigten besuche. Lobenswerth sei auch die Geneigtheit der Ordensleute zum Evangelio. Die Franziskaner wären schon großentheils zur göttlichen Wahrheit übergetreten, die Dominikaner widersetzten sich auch nicht, die blauen Schwestern hätten schon ihre Ordenskleider abgelegt und ihrem Beispiele wären die Benediktiner-Nonnen in dem Kloster zu Reinbeck nachgefolgt. Jetzt wäre er auf Verlangen des Rathes mit der Einrichtung einer Schule beschäftigt, womit viel Zeit hingehen würde." —

Die Arbeit Bugenhagens ging so gut und rüstig von statten, daß im folgenden Jahre in dem sogenannten langen Receß schon die neue Kirchenordnung mit veröffentlicht werden konnte, obgleich sie später noch weiter ausgeführt und deshalb in dem 58. Artikel dieses Recesses noch nicht abgeschlossen wurde.

Bugenhagen schreibt darüber an Luther; „Meine Kirchen-Ordnung, die vorher schon dem Senate vorgelegt wurde, wird heute (8. März) vor die Bürgerschaft gebracht werden, zu sehen, ob vielleicht etwas darin unzweckmäßig scheinen sollte." Die

Einführung dieser neuen Kirchenordnung geschah zu Pfingsten.

Die Predigermönche von St. Johannis wurden am Donnerstage darauf nach St. Marien-Magdalenen geführt, um entweder dort, wo die Franziskaner-Mönche ihre Kappen schon abgelegt, oder im heiligen Geist-Hospital ihr Unterkommen zu finden. Einige alte Leute ließen sich diese Uebersiedelung gutwillig gefallen, andere noch rüstige aber, die zum einsamen, beschaulichen Leben wenig Lust und Trieb haben mochten, zogen ihre Ordenskleider aus und nahmen Stadtdienste an, wo sie deren habhaft werden konnten. Der Prior war der widersetzlichste von Allen, und da er sich mit der jetzigen Gestalt der Dinge durchaus nicht versöhnen konnte, so wandte er sich später nach Speyer und suchte dort auf dem Reichstage seine Klagen anzubringen. Allein sein Bemühen war vergeblich.

Um den Geist der neuen Kirche, nach der Weisheit des edlen Bugenhagen in's Werk gerichtet, recht glänzend und feierlich in's Leben zu führen, wurde darauf am Sonntage Trinitatis in allen Kirchen ein großes Dankfest gefeiert und aus tausend preisenden Kehlen gesungen: Herr, Gott, dich loben wir! —

In dieser kirchlichen Einrichtung hatte der Hamburger Reformator sehr verständig und gründlich mit den Schulen angefangen, weil er meinte, daß das Fundament erst gut sein müsse, worauf man weiter baue; und damit den Schulen nicht die ge-

hörigen Mittel fehlten, so wurden auf seine Vermittelung die Einkünfte der Klöster eingezogen und der Errichtung und Einrichtung von jenen überwiesen. Jedes Kirchspiel erhielt seine besondere Bürger-Schule, das Johannis-Kloster aber eine lateinische, welche am Tage nach Trinitatis, den 24. Mai des Jahres 1529, durch Bugenhagen selbst mit einer feierlichen, geistvollen Rede, von reichen, glänzenden Blicken in die Zukunft durchleuchtet, eingeweihet wurde. Bugenhagen sprach mit prophetischer Wärme und hoher Begeisterung, als sähe er die Tage vorher, wo der große, classische Gurlitt so viele Jünglinge mit dem Lichte der Wissenschaft und Vernunft, mit dem klaren, hochherzigen Geiste von Hellas und Rom getauft, in alle Welt hinaussenden würde.

Und Bugenhagen that nichts halb, das Ganze war eben seine Größe. Deshalb bestellte er auch noch zwei tüchtige Lehrer für diese seine lateinische Schule, den Magister Gottf. Freitag (Hermelatus Theophilus) als Rector, und den Magister Matthäus Delius als Conrector.

Unter all diesen Arbeiten hatte man von Wittenberg aus mit Bitten und Drängen nicht aufgehört, Bugenhagen möchte doch zurückkehren. Fast als er schon im Wagen stieg, am 9. Juni des Jahres 1526, ersuchte er noch die Herren des Domkapitels, sie möchten die Vigilien und Seelenmessen, die Anrufung der Heiligen und ihre Festtage doch abschaf-

fen, wie das Abendmahl, gleich den übrigen Predigern, unter beiderlei Gestalt austheilen. Allein vergeblich, man berief sich vielmehr auf den Bescheid von dem Reichstage zu Speyer, wonach die Stadt sogar die entzogenen Kirchen mit Allem was um und dran war an die Clerisey zurückgeben, so wie diese überhaupt ganz in ihre alten Rechte und Befugnisse wieder einsetzen sollte. Die Streitigkeiten, welche daraus hervorgingen, daß Stadt, Rath und Bürgerschaft treu beharrten, wurden erst im Jahre 1561 zu Bremen vollkommen beseitigt.

Bald nach Bugenhagen's Abreise wurde, dem obigen Reichstagsbescheid gleichsam zum Trotz, der Dom auf Befehl des Rathes geschlossen und viele der unnöthigen Festtage abgeschafft. Auch ist noch ganz besonders zu erwähnen, daß Bugenhagen die hochdeutsche Lutherbibel in die, in dieser Gegend übliche und allein allgemein verständliche niedersächsische Sprache übertrug, so daß sein herrliches Wirken nicht bloß auf die Stadtmauer beschränkt blieb, sondern weit darüber hinaus, von der ganzen Gegend genossen und gesegnet wurde.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Der sogenannte lange Receß ist vorhin schon erwähnt worden. Er wurde am 28. Februar des Jahres 1529 zwischen Rath und Bürgerschaft ab-

geschlossen. Seine nähere Bezeichnung durch die Länge zeigt schon hinreichend an, daß er sehr reichhaltig ausgefallen war und daß man nichts verabsäumt hatte, was den allgemeinen Wünschen und Erwartungen entsprechen konnte. Sein Grundgedanke war der neue Geist, die neue Kirchenordnung. Die Bürgerschaft stand nunmehr ganz für sich, ohne alle Abhängigkeit von der Geistlichkeit. Diese örtliche Reformation, von der großen und allgemeinen in's Dasein gerufen, entschied die bürgerliche Freiheit vollkommen.

Wie guten, rein deutschen, d. h. sächsischen Grund auch dieser Receß athmet, wie er sogar nichts von dem deutschen Nationalbewußtsein sich vergiebt, das können folgende Sätze daraus darthun:

„Wäre es, daß eine Sache zur Sprache käme, über die in den Stadtgesetzen nichts zu finden ist, so können die Parteien vom Rathe begehren, daß die verordneten Bürger der vier Kirchspiele auf's Rathhaus gefordert werden, damit diese mit dem Rathe in diesem noch unbekannten Fall ein Urtheil finden, das nicht bloß für jetzt, sondern für immer ein für Hamburg gültiges Gesetz bleibt und als solches niedergeschrieben wird." (Man wollte also nicht aus Bequemlichkeit oder falscher Bescheidenheit sich zum welschen Recht, zum Gesetzbuche Justinian's flüchten!)

„Der Rath bleibt schoßfrei anstatt eines Gehaltes. — Der Rath soll keine Geschenke annehmen." —

„Zur Reinhaltung der Elbe soll eine Aufsicht angestellt werden.“ —

„Die Oberalten sind von der ganzen Bürgerschaft bevollmächtigt, ein stetes Auge auf die Erfüllung und Nachachtung der Recesse, des Stadtbuchs, der Bursprake und Kirchenordnung zu haben, und im Fall der Abweichung bei Zeiten dem Rathe darüber Vorstellungen zu machen.“ —

„Sollte sich zutragen, daß vom Rathe gegen die Stadtrechte gehandelt würde, dann sollen die Oberalten die Hundertvierundvierziger (180ger) zusammenrufen und mit ihnen im Verein dem Rath die gehörigen Vorstellungen machen; und würde auch dann keine Abänderung getroffen, so müsse der Rath auf Begehren der Hundertvierundvierziger die erbgesessenen Bürger und Aemter zusammenrufen, um mit ihnen die Sache zu ordnen.“ —

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Die frühe und schnelle Durchführung der Reformation in Hamburg kann den besten Beweis liefern, wie heilsam und wohlthätig es ist, wenn eine Sache als eine gemeinschaftliche angesehen und betrieben wird. Hamburg hatte an und für sich erreicht, was für Kaiser und Reich ein Jahr später erst möglich wurde. Weil von der Frage der Zeit und Zukunft das Glück des Einzelnen durchaus abzuhängen schien, weil Jeder seine Ehre darin suchte, das Gute zu fördern, deshalb ging es so rasch von Statten. Der Eifer, mit welchem Hamburg für sich die Reformation betrieb, muß ihm ewig zum Ruhme gereichen, wie es denn durch seine lebendige Thätigkeit schon gleich anfangs die ganze ungetheilte Theilnahme Luther's sich erworben hatte. Hamburgs Vollbringen war ein fertiges Glied in der großen Kette, welche immer weiter und weiter fortgeleitet werden sollte. Wie viele Folgen sich aber für Hamburg selbst an diese Begebenheit knüpften, das möchte schwer zu bestimmen sein. Dabei war das Werk doch im Allgemeinen in Ruhe und Frieden vollzogen worden, so daß einzelne Störungen kaum als solche betrachtet werden mögen, wenn man noch bedenkt, daß große geistige Monumente niemals ohne Wehen geboren werden.

Wenn etwas nicht ganz in der Ordnung war, so war es die schlaffe Stimmung des Rathes gegen die überwiegende, drängende der Bürgerschaft. Diese achteten alle andere Verfügungen des Rathes gering, so lange die Sache des Glaubens und der Pfaffen nicht vollständig beseitigt worden wäre. Es ging dies Beharren der Bürger so weit, daß der noch immer katholisch gesinnte Bürgermeister Salsborg sich aus dem Rathe entfernen mußte. Als hiermit dem allgemeinen Willen sein Recht wiederfahren war, stand man auch nicht mehr an, seine anderweitigen Pflichten treu zu erfüllen, und z. B. die bestimmte Befestigungssteuer zu bezahlen.

Zu gleicher Zeit machte auch das Domkapitel, und zwar von Tag zu Tage ungestümer, seine Bußforderung von 500 Mark löthigen Silbers geltend, welche auf dem Reichstage zu Speier bewilligt worden war. Um diesen Mahnungen zu entgehen, wandte die Stadt sich an den Fürstenbund zu Schmalkalden, erklärte durch eine feierliche Protestation vom 16. November des Jahres 1535 ihre Anhänglichkeit an denselben und wurde 1536 von mehren hier anwesenden Ständen feierlich darin aufgenommen. Der Dänenkönig Friedrich der Erste war schon im Jahre 1531 beigetreten, Christian der Dritte hatte den Beitritt bei seiner Nachfolge erneuert, weshalb Hamburg auch so sich mit dem Nachbarstaate in gutem Vernehmen zu erhalten suchte.

Inzwischen wurden die Köpfe in Deutschland von dem großen Meinungskampfe immer mehr er=

hitzt. Die Landleute standen auf, ganze Dorfschaften und Distrikte rottirten sich zusammen und ein allgemeiner Religions-Krieg erschien schon unvermeidlich. Darum arbeiteten die Hamburger nun Tag und Nacht an ihren Wällen und Gräben, die Stadt zu befestigen und vor den Stürmen der Fanatiker zu schützen.

Christian gab zu den Rüstungen der schmalkaldischen Bündner nur einen Beitrag an Geld. Nicht so Hamburg. Obwohl es leicht auf dieselbe Weise sich hätte loskaufen können, so wollte es doch lieber getreue Glaubenskrieger in's Feld schicken. Hamburgische Truppen, größtentheils Bürgers Kinder, stießen zu dem großen Bundesheere, zu deren Erhaltung die gesammte Bürgerschaft beisteuern mußte. Leider waren die protestantischen Heere nicht so gut und einmüthiglich berathen, als sie es hätten sein sollen, um ihrer Sache einen schnellen und gewissen Sieg zu bereiten. Die Hauptführer geriethen in der Schlacht bei Mühlberg in kaiserliche Gefangenschaft. Für die eingeschüchterten Hamburger legte sich König Christian in's Mittel. Eine Geldstrafe von 100,000 Gulden (?) war ihr Loos; außer noch daß der Rathsherr Niebuhr und Syndicus Pfeil zu Nürnberg am 29. Juni des Jahres 1547 vor dem Kaiser auf den Knieen hatten Abbitte thun müssen.

Um die Ansprüche der Katholiken und Protestanten möglichen Falls noch auszugleichen, ließ Carl der Fünfte bekanntlich das Interim aufsetzen;

allein in dem fünften Receß ließen Rath und Bürgerschaft es sich besonders angelegen sein, die kaiserlichen Versöhnungsmittel, als ihren graden und bestimmten Grundsätzen durchaus zuwider, zurückzuweisen. Weil man mit diesem besonderen Widerspruch jedoch mehr nur sich als dem Kaiser genügen konnte, so mußten die Geistlichen in Hamburg mit denen aus Lübeck und Lüneburg gemeinschaftlich zusammentreten, um alsbald eine protestirende Erklärung aufzusetzen und in Druck herauszugeben. Der eigentliche Autor dieser Schrift war der ausgezeichnete Theologe Johannes Aepinus, der wie in seiner Heimath so auch in ganz Deutschland ein großes Ansehen genoß. Man kann leicht denken, daß dieser muthvolle Schritt nicht ohne Theilnahme und Bewunderung blieb, weshalb von diesen „Bekenntnissen un Vorklarungen up dat Interim" schon im folgenden Jahre eine neue Auflage nöthig geworden war.

Zweites Capitel.

Wie früher Bugenhagen so war es jetzt Aepinus, der sich um die geistlichen Zustände Hamburgs große Verdienste erwarb. Man kann sagen, er trat in dieselben Schritte, welche Bugenhagen bis zu seiner Zurückberufung gethan hatte. Jener war seines Stoffes vollkommen Meister, er bewältigte ihn, wie nur irgend Einer, aber er konnte

nicht sehen, wie seine Schöpfung sich am Leben reiben würde. Kein Verfassungswerk ist jemals fertig, wie konnte man denn sagen, daß der große Entwurf, welchen Bugenhagen gemacht, für alle Zeiten und Verhältnisse ausreichen würde!

Daher mußte Aepinus eine Revision mit der Kirchenordnung vornehmen und war ihm der Auftrag dazu schon im Jahre 1539 ertheilt worden, während die Einführung dieser erweiterten und verbesserten Kirchenordnung sich jedoch noch bis zum Jahre 1553 verzögert haben soll, vermuthlich durch die Streitigkeiten, welche sich im Verlaufe dieser Zeit unter der Geistlichkeit über einen Ausspruch Aepin's hinsichtlich der Höllenfahrt Christi erhoben hatten. Der theologische Meinungskampf wurde mit großer Heftigkeit geführt und erregte unter der Bürgerschaft, welche für das Wesen der Reformation durch solch' nutzloses Schulgezänke neue Rückfälle befürchtete, ein allgemeines Aergerniß. Man bezeichnet übrigens diesen Streit, der sich nach und nach über ganz Deutschland verbreitete, als den der Consummatisten und Infernalisten, wobei wohl zu beachten, daß die oft befragten Luther und Melanchthon sich durchaus jeder Entscheidung enthielten, so daß ihre zurückgehaltene Ansicht das Dafürhalten der Hamburger Bürgerschaft nicht wenig bekräftigte und bestätigte. Mehre Schriften, welche bei dieser Gelegenheit von Aepinus und den hiesigen Predigern herauskamen, schienen überhaupt so wichtig, daß die Prediger hinfort neben den eigentlichen symboli-

schen Büchern auch auf diese Bekenntnißschriften der hamburgischen Kirche verpflichtet wurden.

Draußen in Deutschland tobte der blutige Krieg um den Glauben ununterbrochen fort. Unter denen, welche dem Kurfürsten Moritz von Sachsen rüstig und thätig zur Seite standen, gehörte namentlich auch der Graf Volrath von Mansfeld. Mansfeld trug vor allen Dingen Sorge, das erschöpfte Heer durch Werbungen zu ergänzen, und kam in dieser Absicht auch nach Hamburg und der umliegenden Gegend. Am 22. April des Jahres 1552 brachte er seinen Antrag vor Rath und Bürgerschaft und schilderte mit lebhaften Farben die gefährliche Lage der Stadt. Wolle Hamburg sicheren Schutz genießen, so müsse es, was ihm selbst an Truppenzahl abginge, durch Geld ersetzen, um dafür an anderen Orten werben zu können. Die Bürgerschaft that, was sie unter so schweren Verhältnissen konnte und Mansfeld zog ab mit dem Versprechen, für Hamburgs Sicherheit ganz besonders zu wachen. Einer seiner Mitverbündeten sogar, der Herzog Heinrich von Braunschweig, schien von dieser Rücksicht jedoch keine Notiz zu nehmen, er zog mit seinem Fähnlein nach der Elbe, nahm Bergedorf und die Vierlanden in Besitz und trug nicht das geringste Bedenken, von den Hamburgern abermals und auf eigene Hand, im Jahre 1554, 12,000 Thaler, von den Lübeckern und Lüneburgern aber 14,000 Thaler zu erpressen, wobei ihm zum Vorwand diente, daß man den Grafen

Mannsfeld unterstützt, als ihm dieser früher in's Land gefallen wäre und man sich zum schmalkaldischen Bunde gehalten hätte, während er von demselben verjagt worden wäre.

Um den Grundsatz aufzuheben, daß man für den Glauben ganze Völkerschaften hinmorden müsse, kurz den Frieden wieder in's Land zu rufen, kam im Jahre 1555 am 26. September der allgemeine Religionsfriede zu Augsburg zu Stande, wonach Jedem freie Religionsübung im ganzen Lande zugestanden wurde.

Drittes Capitel.

Mit dieser Wendung der Dinge nahte auch das Zerwürfniß mit dem Domkapitel seinem Ende. Dies geschah besonders, als der nachmalige Kaiser Ferdinand das Kapitel aufforderte, nicht länger gegen das Lutherthum zu machiniren, sondern sich versöhnlich finden zu lassen, und nun eine Commission ernannt wurde, die gegenseitigen Ansprüche zu schlichten, worauf am 2. Mai 1561 zu Bremen vollständig abgeschlossen wurde. Zur Bedingung wurde gemacht, daß von den Memoriengeldern 600 Mark zur Unterhaltung der Schulen an den vier Kirchen ausgezahlt werden sollten, wogegen der Rath versprach, die Domherren in ihrer Stellung und ihren Einkünften allzeit bereitwillig zu unterstützen.

Durch diesen Vergleich war es dem Domkapitel unmöglich gemacht, auf Hamburgs innere Angelegenheiten fernerhin einzuwirken, allein auf der andern Seite war die Stadt auch wieder durch den Religionsfrieden in die Reichsunmittelbarkeit gerathen, theils durch ihr Anschließen an den schmalkaldischen Bund, theils durch den bestimmten Ausspruch des Kaisers Maximilian, und die Zahlung von Reichssteuern wie die Beschickung der Reichstage war die unmittelbare Folge davon.

Unterdessen war Friedrich der Zweite auf den dänischen Thron gekommen und ein Streit mit ihm sollte die nächste Angelegenheit sein, in welches das allgemeine Interesse von Hamburg verwickelt wurde. Es entspann sich dieser Streit aber über ein friesisches Schiff, welches von Ditmarsen aus, das übrigens im Jahre 1559 nach einem blutigen Kampfe bezwungen worden war, mit Korn beladen die Elbe hinunterfuhr und, um die alten Stapelgerechtsame wieder in Anregung zu bringen, bis nach Brunsbüttel verfolgt, eingeholt und nach Hamburg aufgebracht wurde. Friedrich gerieth nicht bloß hierüber sehr in Zorn, sondern hatte bald auch noch andere Beschwerden wegen Island aufgefunden, um die Stadt in Furcht und Schrecken zu setzen und mit einem Ueberfalle zu bedrohen.

Während man wieder mit größter Schnelligkeit sich daran machte, die Wälle wie die Stadtgräben zu vergrößern und zu erweitern, wurden zu gleicher Zeit Abgeordnete an den König geschickt, welcher

sich damals grade zu Segeberg aufhielt, um ihm vernünftige Vorstellungen über die obschwebenden Fragen zu machen. Allein dieser wie auch andere nachfolgende Versuche blieben erfolglos. Nach langen Debatten gelang es endlich dennoch dem Bürgermeister Matthias Rheders am 9. Januar des Jahres 1562, die Bürgerschaft zu einem neuen Receß zu veranlassen, in welchem folgende wesentliche Punkte stipulirt wurden:

„Der Rath solle auf Eid und Gewissen aussagen, ob die Stadt gerechte Sache gegen den König habe, wie die Bürger sich denn ihrer Unschuld bewußt seien. Demnach solle er untersuchen, ob Einer unter ihnen oder den Bürgern Rathschläge an unsere Widerwärtigen vermeldet und der Stadt Wohlfahrt verrathen habe? Auch den Predigern solle diese Frage vorgelegt werden. Wer schuldig befunden würde, solle, falls er im Rathe sitze, aus demselben gestoßen, und sofern er weiter zu fürchten sei, gefänglich bewahrt, der Bürger aber mit der Hälfte seines Gutes bestraft werden. Welche Rathsperson Bestechungen angenommen, solle nicht bloß des Rathes entsetzt, sondern auch zu vielfältiger Zurückgabe für das gemeine Beste angehalten werden. Keiner des Rathes noch der Bürger solle durch unzeitige Furcht oder durch Besoldung dem gemeinen Nutzen sich abwendig machen lassen. Keiner solle in fremden Eid oder Pflicht gehen. Wer von ihnen vor fremdem Gericht stehen müsse, solle vom Rathe getreulich vertreten werden. Der Rath möge endlich

alle dienlichen Mittel anwenden, die festgehaltenen Schiffe und Güter zu befreien. Sollte aber der König auf gütliche oder rechtliche Weise keinem Richter sich unterwerfen wollen, so würden die Bürger dem Rathe in allem Beginnen beistehen und behülflich sein."

Nach mehren Vermittelungs-Versuchen wurde die Sache dahin entschieden, daß die Hamburger vorläufig **10,000** Thaler bezahlen und der eigentliche schiedsrichterliche Ausspruch innerhalb zweier Jahre erfolgen sollte. Wahrscheinlich würden die Verhandlungen sogleich noch weiter ausgedehnt worden sein, wäre nicht ein Krieg zwischen der dänischen und schwedischen Krone ausgebrochen.

Wenn Hamburg von diesen nordischen Unruhen auch entfernt blieb, so war es doch selbst gar sehr mit seiner eigenen Lage, sich zu befestigen, beschäftigt. In der Stadt selbst herrschten mancherlei Unzufriedenheiten, nicht bloß mit den täglich durch diese kriegerischen Rüstungen sich mehrenden Lasten, sondern auch mit der Hartnäckigkeit des Rathes, nicht Rechenschaft ablegen zu wollen, über welche letztere Angelegenheit man nicht eher sich beruhigte, als bis die Stadtkasse dem Rathe entzogen und der Bürgerschaft zur Verwaltung übertragen worden war. Es wurden zu dem Ende aus jedem Kirchspiele zwei, also im Ganzen acht, Kämmerei-Bürger erwählt, um durch sie die bezüglichen Angelegenheiten sechs Jahre hindurch unentgeldlich verwalten zu lassen. Zu besonderen Bedingungen wurden dabei noch ge-

macht, daß Keiner von ihnen in dieser Zeit zu Rathe gewählt, Keiner, bei Verlust der Stadt-Wohnung und gegen Erlegung des zehnten Pfennigs beim Abzuge, sich dieses Amtes sollte entschlagen können. Diese Männer wurden am 27. April des Jahres 1563 zuerst auf dem Rathhause in Eid und Pflicht genommen. Später wurde jene Zahl durch das Hinzukommen des St. Michaelis-Kirchspiels auf zehn erweitert. Auch wurden zu derselbigen Zeit zwei Bauherren und zwei Baubürger erwählt; unten am Fleet bei der holländischen Reihe ein Kalkhof angelegt u. dgl.

Viertes Capitel.

Der Krieg zwischen Schweden und Dänemark dauerte unterdessen ununterbrochen fort, und es mochten wohl die drückenden pekuniären Verhältnisse sein, welche Friedrich den Zweiten wieder daran erinnerten, daß seine Ansprüche auf Hamburg noch keineswegs in's Reine gebracht seien; deshalb ließ er gegen Ende des Jahres 1564 an die Stadt auch die Forderung ergehen, ihm vor Ende des Kieler Umschlages 30,000 Thaler zu bezahlen; wenn nicht, so würde jeder Verkehr mit seinem Lande abgeschnitten werden.

Kaum war diese Forderung in eine Anleihe von 100,000 Thalern verwandelt und genehmigt,

so kam auch der Kaiser schon wieder und wollte Türkensteuer haben, mit dem Bemerken von Seiten des Königs und der Herzöge, daß Hamburg einen Theil dieser Steuer im Namen des Herzogthumes Holstein zu entrichten hätte, und um es an den gehörigen Nachdruck nicht fehlen zu lassen, verlangten sie zugleich, daß die Bürger die Erbhuldigung gegen sie vollziehen sollten. Davor wurden diese aber durch Kaiser Maximilian den Zweiten geschützt, welcher ausdrücklich am 26. August 1566 den Befehl ausgab, daß eine solche Huldigung auf keinerlei Weise stattfinden, so wie, daß die Herzöge dergleichen Zumuthungen nie ferner gegen Hamburg sich erlauben sollten.

Dieser Befehl schreckte den Herzog Adolph jedoch nicht ab, sein Recht im Jahre 1570 vor dem Kaiser in Heidelberg wiederholt in Anspruch zu nehmen, und nur der Beredsamkeit der hamburgischen Abgeordneten war es zuzuschreiben, daß die Entscheidung verschoben wurde.

Vielleicht auch aus Unwillen und Verdruß über diese fehlgeschlagenen Erwartungen des Herzogs von Holstein ließ der König von Dänemark eine Menge hamburgischer Schiffe anhalten und überhaupt jeden Handelsverkehr abschneiden. Lübeck versuchte im Jahre 1575 eine Vermittelung, allein ohne Erfolg. Die Spannung dauerte noch vier Jahre, bis durch den Flensburger Vertrag und das Dazwischentreten des Kurfürsten von Sachsen und des Herzogs von Mecklenburg eine Ausgleichung zu Stande kam. Die

Hamburger erhielten ihre Schiffe unentgeldlich wieder, mußten aber zum Beweise ihrer Dankbarkeit 100,000 Joachimthaler in fünf Jahren zu leisten versprechen.

Nicht so schnell wie mit diesem Fordern ging es mit der Entscheidung über das Vorrecht der Hamburger auf der Elbe. Durch ein unendliches Hin- und Herzerren war das eigentliche Mein und Dein am Ende gar nicht herauszufinden und die Frage blieb ohne bestimmte Entscheidung. Auch die Erbhuldigung kam nochmals in Anregung, allein Friedrich starb darüber im Jahre 1588, und man hatte wenigstens wieder einsehen gelernt, daß mit den dänischen Großen nicht gut Kirscheneſſen sei. Hamburg hatte von diesem Nachbarn schon viel erduldet und sollte noch mehr erdulden.

Wenn aber ein König so unzart gegen die gute Stadt verfuhr und Herzoge sich brutal gegen sie betrugen, wie sollten denn Andere, selbst nicht so Hohe, an ihnen nicht ein Beispiel nehmen! Schien es doch, als wenn es nur der Neid, und immer der Neid war, welcher all diese Unannehmlichkeiten und Feindseligkeiten in's Leben rief. Die Bürger thaten zu oft, als ob sie Fürsten wären, da versahen sich die Fürsten denn nicht, oft derb bürgerlich zu sprechen.

Es werden solcher heimtückischer Neckereien mancherlei aufgeführt, die an sich aber eigentlich zu unbedeutend, als daß sie in diesen erweiterten Zuständen noch einer näheren Erörterung bedürften.

Ein Fürst von Haarbug, ein Junker Thomas Grote waren die jämmerlichen Gesellen, welche der Stadt einen und anderen Schabernack zuzufügen suchten, der eben so kindisch als er von den Bürgern ohne viele Umstände wieder zu beseitigen war. So ließ Junker Thomas Pfähle in die Elbe einrammen und dachte, er könne dadurch die Schifffahrt völlig todt machen.

Fünftes Capitel.

Es ist schon früher gesagt worden, daß, als die hanseatische Einheit in allerlei Nebenrücksichten und Nebenansichten zersplitterte, es auch mit der Kraft und Blüthe des Bundes und mit dem, was er hätte sein und bleiben können, dahin war. Deshalb erklärte Hamburg schon im Jahre 1547, als es sich wegen des unglücklichen Ausganges des schmalkaldischen Krieges vergebens an die übrigen Städte wandte, „daß die hanseatische Verbindung keinen Deut mehr werth sei.“

Dieses Zustandes war Hamburg zuerst durch die Erfahrung, welche es an sich und anderen machte, inne geworden, und es hatte Lebensklugheit genug, solche gelegentliche Lehren zu benutzen, um darnach die weiteren Verhältnisse des Fortganges seines Handels zu ermessen und zu bestimmen. Die Einheit, welche jetzt die Seele des hamburgischen Handels

insbesondere wurde, war Liebe zur Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit in den Geschäfts-Verbindungen. Dies ist die Norm für den Verkehr der Folgezeit geworden und geblieben.

Da ich mehr für den Bürger überhaupt als für den Kaufmann die Züge seiner Geschichte verfolge, so scheint es mir weniger zweckmäßig, die auswärtigen Anknüpfungen nach der Reihe und in ihrem Wechsel zu verfolgen, als nur das aufzuzeichnen, was in der Stadt selbst dem Handel zur Bequemlichkeit und Fortbildung diente. Hierher gehört zunächst die Errichtung der Börse im Jahre 1558, unter der Aufsicht der Aelterleute und durch freiwillige Beiträge der kaufmännischen Gesellschaften.

Zu den hauptsächlichsten heimischen Artikeln, womit nach Frankreich, den Niederlanden, England und Spanien viel Handel getrieben wurde, gehörte besonders das Bier, welches um die Mitte dieses Jahrhunderts sich den größten Ruf erworben hatte und daher in seinen Werkmeistern große Begünstigungen erhielt. Nicht weniger wurden damals die englischen Tuchfabriken befördert, welche große Summen und vielen Verkehr in die Stadt zogen.

Eine Windmühle wird schon im Jahre 1520 angeführt, denn ein Mensch, „Hans Elers, wurde an den höchsten Galgen gehängt, weil er das Segel von der Windmühle vor dem Millernthore weggestohlen hatte."

Einer Buchdruckerei erfreute Hamburg sich schon frühzeitig, doch wurde sie im Jahre 1521 auf Be-

fehl des Rathes oder der Geistlichkeit, oder Beider zugleich, geschlossen, weil man das viele Schreiben gegen sich selbst nicht länger zugeben wollte, und erst im Jahre 1549 durch Joachim Lower wieder eröffnet, so daß grade in der bewegtesten Periode die Bürger Alles mündlich zu erklären genöthigt, wo dieses Geschäft nicht bloß der Geistlichkeit zustand.

Wenn nun auf der einen Seite große Gewerkthätigkeit und Betriebsamkeit herrschte, so mag es auf der Andern wieder Wunder nehmen, daß die Gemüther des Rathes und der Bürgerschaft noch immer nicht mit einander im Einklang waren. Und doch war dieser Geist des Widerspruchs nichts weiter, wie Rüstigkeit und Streben, den Staat und sein Wohl zu entwickeln und zu fördern. Das vernünftige Princip verlangt diese Unruhe ohne Ende. Nur das historische Urtheil mag dafür halten, daß es geschehe, damit Ordnung und Ruhe darauf folge. Leblose Ordnung ist Erstarrung und die Ruhe Versumpfung. Nur ein großes Gewässer, welches vom Sturme aufgeregt wird, erhält sich frisch und gesund. So auch erhält die natürliche Ordnung sich nur durch einen Kampf der Unordnung. Deshalb ist es niemals ein Glück für die Republik, wenn die Bürger auf den Lorbeeren ihrer Väter glauben ausruhen zu dürfen. Die Bürger des sechszehnten Jahrhunderts waren rüstig und aufgelegt zu Staatsgeschäften, zu großen Geburten, grade wie ihre Zeit, welche den protestirenden Geist gebar. Daß der Rath oft ärgerlich und ungehalten wurde, wer mag es ihm

verdenken? wenn nur die Bürger nicht gleichgültig wurden, den Muth und die Entschlossenheit nicht verloren; und das thaten sie nicht. Sage man nicht, daß nur Religion und Glaube die Herzen anfeuern; es waren gesunde, kräftige Geister, die Bürger des sechszehnten Jahrhunderts; sie waren geborene Politiker, die über Heerd, Altar und Weichbild mit gleichem Interesse verhandelten! — Nach diesem guten Sinn versprachen auch die Oberalten im Jahre **1569**, daß sie den Bürgern beistehen wollten, wenn man ihnen nicht gäbe, was ihres Rechtes und Wunsches sei! Der abermalige Receß, welcher im Jahre **1570** abgefaßt wurde, enthält besonders wichtige, wohl zu beherzigende Punkte, die also lauten:

„Bei wichtigen Angelegenheiten solle der Rath nicht mit einem beliebigen Ausschuß, sondern mit der ganzen Bürgerschaft verhandeln. — Man solle Sorge für die Tiefe des Elbstroms haben und für die Reinigung der Alster, damit sie nicht schier zuwachse. — Ueber ein Jahrgehalt des Rathes solle man sich vergleichen. (Also bis zum Jahre **1570** hielt man sich durch die Ehre hinreichend belohnt, aus der gesammten Bürgerschaft für würdig befunden zu werden, für die Leitung des Staates zu sorgen!) — Die Oberalten sollen fleißig darauf denken, daß das Stadtbuch und die Bursprake erfüllt werden. — Der Rath möge

die Bürgerschaft alljährlich auf Mitfasten zu Rathhaus bescheiden, damit von allerhand Gebrechen verhandelt werden könnte. Natürlich doch auch wohl und zunächst von den Gebrechen der Verfassung und Verwaltung.

Wahrlich unsere Vorfahren waren weise, sie wiesen auch uns unsere Arbeiten an, sie beeinträchtigten uns nicht, wie der falsche Eifer dafür hält. Unsere bürgerlichen Privilegien sind von unseren Großvätern sehr gut berathen, sie waren freisinnige Hansabürger! —

Sechstes Capitel.

Das sechszehnte Jahrhundert war überhaupt reich an Bürgerleben. Freilich war dies im südlichen Deutschland blühender und edler, bunter und gestaltenreicher noch als im nördlichen, dennoch aber darf man nicht glauben, daß bloß Städte wie Nürnberg, Augsburg sich durch Industrie und eine kunstvolle Individualität so frisch und pompös hinstellten. Dort waren freilich die Albrecht Dürer, die Wilibald Pirkheimer, Hans Sachs, Ulrich von Hutten u. A., aber auch in Hamburg war der industrielle Verkehr im besten Umschwung und es muß aus dem Verlauf der Geschichte schon ein=

leuchtend geworden sein, daß das hiesige Bürgerleben, was die mehr materiellen und merkantilen Seiten anbetrifft, dem in andern Städten nichts nachgab. Es war das Zeitalter der Bewegung, wo Jeder sich rührte, für das Specielle sowohl wie für das Allgemeine, und die hamburgischen Zustände kamen solchem Trachten ungemein zu Statten.

Aus diesem Grunde konnte es nicht fehlen, daß die Auswärtigen und Fremden bald ein gutes Auge auf Hamburg warfen und sich gar zu gerne übersiedelten, theils um sich am Orte besser zu nähren, theils auch, um auswärtige Geschäfte von hier aus leichter zu betreiben. Solche Eindringlinge waren den Bürgern aber höchst unangenehm, sie wollten sich in ihrem guten Verkehr nicht bedrückt und beeinträchtigt sehen, Niemand konnte ihnen das verdenken. Deshalb wandten die Bürger sich im Jahre 1574 mit einer Beschwerde an den Rath, den Auswärtigen fernere Uebersiedelungen zu verwehren. Und an diese erste Klage reihten sich bald noch andere, wegen Anstellung holsteinischer Adeliger durch das Domkapitel u. dgl. Während man allgemein mit diesen Klagen und Beschwerden beschäftigt war, wurde die Sache mit Dänemark entschieden und die Bürger sollten 100,000 Thaler zusammenbringen. Die Bürger wollten nur zahlen, wenn ihre Ansprüche genehmigt würden. Der Rath gab deshalb theilweise nach, und dadurch kam der Receß vom Jahre 1579 zu Stande; allein weil der Rath so

widerspenstig war, so hielt auch die Bürgerschaft wieder mit dem Bezahlen an, so daß erst im Jahre **1582** die Schuld getilgt und damit zugleich auch der Receß noch vervollständigt wurde.

Im Allgemeinen schien nunmehr so ziemlich Zufriedenheit zu herrschen, doch erregte es immer noch Aergerniß, daß in der Besetzung der Aemter so viel Willkür und Gunst vorwalteten, daß Diejenigen, welche sich verdient gemacht, übergangen wurden, und überhaupt Nepotismus und persönliche Rücksichten an der Ordnung des Tages waren. Nach langem Debattiren kam es erst im Jahre **1595** zu einem definitiven Beschluß hinsichtlich der Be- und Umsetzung der Aemter, wobei zugleich bemerkt wurde, daß ein Rathmann, der sein Amt nicht nach Pflicht und Gewissen verwaltete, darob vor der Gemeinde angeklagt werden sollte. Andere gewünschte Verbesserungen in dem alten Stadtbuche gingen diesmal nicht durch, sei es nun, daß man auf das für diesmal Geschehene verwies oder die Bürgerschaft überhaupt nicht beharrlich und einstimmig genug war, um den gehegten Willen durchzusetzen.

Hamburg hatte aber wohl Ursache, nunmehr für sich Ruhe und Frieden zu suchen, und bei dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts seine Blicke mehr nach Außen zu wenden. Dies Beobachten der im Lande immer verworrener durcheinander gährenden Stoffe war um so nothwendiger, dies

Auf=seiner=Huth=sein um so räthlicher, weil Hamburg in kriegerischen Bedrängnissen keinen Beistand von anderer Seite, d. h. namentlich nicht von dem hanseatischen Bunde unter diesen Verhältnissen zu erwarten hatte. Hamburg mußte das neue Jahrhundert also im Innern mit möglichster Ruhe, wie nach Außen mit großer Besonnenheit anfangen. Es war überhaupt für das ganze Reich das Aeußerste zu erwarten und Niemand, selbst mit den besten Kräften und Hülfsmitteln, konnte vorhersagen, wie er aus solchen Zuständen herauskommen, wie das Loos über sein Schicksal von den sich reibenden Elementen geworfen werden würde.

Die Liebe zum eigenen Wohl und zur Selbsterhaltung gebot daher den Bürgern, eher etwas von ihren Rechten zu vergeben und gehegte Wünsche augenblicklich fahren zu lassen oder nur auf einen passenderen, ruhigeren Augenblick zu verschieben, als die Absichten in aller Strenge zu Ende zu führen. Dennoch aber ruhete man nicht, die Formen der bürgerlichen Eintracht und Sicherheit zu erleichtern und reinere, richtigere Grundsätze zurückzuführen. Die Vernunft hatte das alte Gewand der Vorurtheile und unbestimmten Meinungen abgeworfen, die Zeit selbst hatte den Bürgern gezeigt, daß der Verstand allerdings mit den Jahren kommt und daß es zur Veredlung der Rechts= und Lebensformen, der richtigen Maximen des Handelns und Wandelns

durchaus der Klarheit des Geistes, der erweiterten Einsicht bedarf.

An der Schwelle des Jahrhunderts noch sehen wir eifrigst einen Rathsherrn von Bergen, einen Rechtsgelehrten Dietrich u. A. sitzen, um das in Vielem unhaltbar und unbrauchbar gewordene Stadt-Buch einer Reform zu unterwerfen. Die Arbeit nahm einen ganz einfachen und natürlichen Anfang, man dachte vielleicht nicht gleich daran, daß sie tiefer und durchgreifender vor sich gehen müßte, als man anfing, das Plattdeutsche in die jetzt, namentlich durch Luther's kernige Bibelübersetzung gang und gäbe gewordene edlere hochdeutsche Sprache zu verwandeln. Man könnte sagen, die verständigen Männer thaten hier in Hinsicht des Rechtes, was Luther in Hinsicht der Religion gethan hatte, sie wurden, wie er, denselben Weg geführt, und erst als sie mitten in ihrer Arbeit waren, da sahen und bemerkten sie, wie sehr die Tradition des alten Rechtes sich überlebt habe, wie große Widersprüche zwischen Vernunft und Stadtbuch sich erhoben hätten. Das plattdeutsche Gesetz paßte und schickte sich wohl zu der alten Zeit, aber das hochdeutsche Gesetz wollte jetzt schlecht zu der neuen stimmen.

So arbeiteten jene Männer sich weiter und weiter in ihren Gegenstand hinein, und jemehr sie das vorliegende vergilbte Stadtbuch mit dem frischen, drängenden Leben verglichen, desto mehr kamen sie durch ruhige Besonnenheit zu der festen Ueberzeu-

gung, daß das Meiste von dem, was geschrieben stände, nicht länger so bleiben könnte, daß das Princip des Rechtes und der bürgerlichen Freiheit in ein gänzlich neues Gewand nach modernem Zuschnitt gekleidet werden müßte.

Siebentes Capitel.

Man kann es jenen Herstellern eines reinen Stadtbuches nur nachsagen, daß sie mit der größten Umsicht und Gewissenhaftigkeit zu Werke gingen, daß sie sich von allem Starren und Abgestorbenen lossagten, und mit regem Gefühl für die völlig umgewandelten Völkerzustände, für die Ansichten, welche jetzt allein Kraft und Werth hatten, in's Füllhorn des Lebens griffen, daß sie das Bewußtsein hatten, selbst der werdenden Zeit vorarbeiten zu müssen und die schwebenden Ideen mit entsprechenden Rechtshüllen eines gewaltigen Völkerlebens zu umgeben, oder jene vielmehr aus den Bewegungen der Seelen, aus den Pulsschlägen des Herzens in sichtbaren Zeichen zu fixiren.

Mit Gewissenhaftigkeit wurde Satz für Satz durchgegangen. Was noch reellen Werth hatte, das blieb; für das, was sich überlebt hatte, wurde Frisches und Selbstständiges eingewirkt.

Mit der zerfallenen Hansa war aber auch die Zeit vorüber, wo der Bürgermeister in den Rollen

eines Feldherrn und Admirales glänzte. Es war die Zeit vorüber, die Nachblüthe eines ritterlichen Sinnes, wo er aus den Schlachten seine Beute zum Lebensdarf heimführte und die Ehre höher achtete als alles Geld. Kurz, die Zustände hatten sich so verändert, daß der Rathsherr und Bürgermeister als solche nicht mehr bestehen konnten, ohne jährlichen Sold zu empfangen. Deshalb wurde in dem Receß vom 6. October des Jahres 1603 auch bestimmt, welchen Gehalt die Glieder des Rathes künftighin beziehen sollten, der älteste Bürgermeister 1200 Mark, die gewöhnlichen Rathmänner aber nur 500 Mark.

Es hatte die Aussetzung und das schnelle Zugeständniß dieses Honorars besonders darin seinen Grund, daß man studirte, des Römischen Rechts wohl kundige Rathmänner anzustellen genöthigt war.

Die Herausgabe des Stadtbuches wurde indeß durch mancherlei Bedenklichkeiten verschoben, indem man immer noch einen und anderen Paragraphen fand, der eben im Lichte des Römischen Rechtsbegriffes klarer aufgefaßt oder bestimmter hingestellt werden konnte. Ueber diese Sorglichkeit, dem hamburgischen revidirten Codex die vollendetste und beste Gestalt zu geben, kam das Jahr 1605 heran, ehe man mit Druck und Herausgabe vollkommen zu Stande kam, obwohl auch in der Folge noch das Eine und Andere hinzugefügt oder berichtigt worden ist; denn an den Pandekten des Justinian hatte sich eben der juristische Scharfsinn schon außeror=

dentlich gebildet, und diesen an dem heimischen Werke zu nützen war die Aufgabe der Redactoren.

Es konnte nicht fehlen, daß die Bürgerschaft über dieses ihr gelungenes Rechtsbuch eine besondere Freude empfand und des Vertrauens lebte, daß mit dessen Einführung auch der ganzen geselligen Ordnung ein neuer Geist der Rechtlichkeit und Billigkeit, des Vertrauens und der Biederkeit würde eingeflößt werden. Allein schon während die Keime dieser Freude über ein solches Vorhaben in der Brust erwachten, trat wieder eine Störung dazwischen, welche die Bürger freilich schon gewohnt sein sollten, die aber dennoch Vielen die Tage verbitterte. Das war die abermals verlangte, und wenn auch freilich, wie es sich später erwies, letzte Huldigung Christians des Vierten, ein Akt der Demuth und Geduld, der, wie wir nun schon so oft gesehen haben, der Bürgerschaft außerordentlich verhaßt war. Wie konnte und mochte man es ertragen, seine Vaterstadt als eine gute Stadt holsteinischen Landes und Gebietes immer und ewig angeredet zu hören!

Christian und der Herzog Johann Adolph erhielten zwar die Weisung von Kaiser Rudolph dem Zweiten, sich dergleichen Zumuthungen nicht ferner zu erlauben; Hamburg selbst erhielt den ausdrücklichen Befehl, in keinerlei Weise zu willfahren, allein Jene waren zu eigenliebig und unverdrossen, als daß sie sich durch solches kaiserliche Gebot irgend von ihrem Vorhaben hätten abbringen lassen sollen,

da außerdem der Kaiser selbst weit entfernt, in Prag, war, und es mit einem thatsächlichen Einschreiten gute Wege haben konnte.

König und Herzog drängten also nach. Hamburg gab als letzten Grund seiner Weigerung an, dem Kaiser nicht ungehorsam werden zu dürfen; allein auch dagegen wußten jene Rath. Sie stellten der Stadt in bester Form eine Urkunde aus, daß sie dieselbe zu dem in Rede stehenden Akt gezwungen und alle Folgen für diesen ihren Schritt auf sich nehmen wollten. So hielten denn Christian und Johann Apdolph am 28. October des Jahres **1603** ihren glänzenden Einzug in die Stadt, bestätigten alle Privilegien und nahmen zwei Tage darauf auf dem Rathhause von dem gesammten Rath und **100** Bürgern, diesmal nur durch einfachen Handschlag, die Huldigung in der herkömmlichen Weise entgegen. Nach dem Akte wurde auf dem Hopfenmarkte ein Art Turnier, bestehend in Ring- und Speerrennen und anderen ritterlichen Spielen, gehalten, die ganze Stadt wiederhallte von Festlichkeiten, so daß die hohen Gäste erst am **6.** November wieder zum Thore hinauszogen.

Achtes Capitel.

Schon oben ist bemerkt worden, daß Hamburg, so wie die Bande der Hansa allmälig lockerer und loser wurden, wieder mehr in die Abhängigkeit der

Reichsunmittelbarkeit gerieth, und darüber manche Steuern und Pflichten, die ihm lästig genug sein mußten, zu tragen hatte. Dahin gehörte z. B. die Türkensteuer von 35,000 Mark, welche der Kaiser gegen Quittung im Jahre 1605 einforderte. Alle Unterhandlungen wegen der Ansprüche, welche gepflogen und theilweise auch durch Dänemark und Holstein vermittelt wurden, hatten nicht den geringsten glücklichen Erfolg und dienten vielmehr nur dazu, die Fessel zwischen Hamburg und dem Reiche immer fester zu schmieden. Im Jahre 1618 kam gar ein harter Verweis, daß es sehr ungebührlich von der reichen Hansastadt sei, sich den allgemeinen Lasten entziehen zu wollen. Die Reichsobrigkeit müsse auch für Hamburg bleiben. Es solle dasselbe fortan dem Kaiser und Reiche unterworfen, von Jedermann dafür zu erkennen sein und alle Lasten des Reiches mitzutragen haben. So sei es des Kaisers großer und gnädiger Wille, gegen den aufzulehnen sich Niemand, bei harter Strafe, unterstehen dürfe.

Für Christian und Johann Adolph konnte ein solcher Befehl nichts weniger als angenehm sein. Sie waren bei dem, was Hamburg übrig hatte, zu sehr selbst betheiligt und fanden daher schon Grund genug in diesem ihren Hinblick auf dasselbe, um es nach Kräften bei jeder Gelegenheit zu vertreten und zu vertheidigen. So auch, als die Stadt im Jahre 1619 als Reichsstand nach Lüneburg beschieden wurde, traten sie in ihren Gesandten als Fürsprecher auf, doch vergeblich. Daneben war der Streit wegen der

Herrschaft des Stromes noch immer nicht entschieden und Hamburg mußte sich abermals verpflichten, nichts zu thun, was dem fürstlichen Hause irgend zum Nachtheil gereichen könnte.

Im Ganzen weniger von Bedeutung ist eine andere Streitsache wegen des Eßlinger Zolles, welche schon eine Reihe von Jahren in Gährung gelegen hatte und ebenfalls in diesen Jahren zur neuen thatsächlichen Anregung kam. Wir wollen uns hier begnügen, als Resultat anzuführen, daß man im Jahre 1620 übereinkam, die Amtmannsstelle in Bergedorf wegen zu ersparender Gelder aufzuheben und dafür gemeinschaftlich einen Amtsverwalter einzusetzen, dessen Wahl künftighin von Hamburg und Lübeck abwechselnd vollzogen werden sollte.

Neuntes Capitel.

Es war aber schon der Zeitpunkt gekommen, wo die verhaltene Parteiwuth in lichten Flammen hervorbrach und ein blutiger Krieg begann, welcher dreißig Jahre die deutschen Fluren verheerte, alle Zustände in gränzenloser Verwirrung durcheinander warf und zahllosen Menschen das Leben kostete. Man hatte einige kaiserliche Gesandte zum Fenster hinausgeworfen, das war eine ganz neue Kriegserklärung; jene waren auf einem Düngerhaufen sogar nicht einmal ganz hart gefallen, und doch sollte die Ferse des

wilden Kriegsgottes, nachdem er schon lange ausgetobt, an allen Nerven des deutschen Lebens zu fühlen sein.

Hamburg lag außer dem Kreise des Elendes und Verwüstungsjammers, es war sogar noch durch den funkelnden Schild der Elbe geschützt, aber dennoch konnte es sich unmöglich allen Einflüssen und Wirkungen entheben, noch vielweniger sich den Forderungen entziehen, welche durch die Kriegsnothwendigkeit gemacht wurden. Was im Allgemeinen Hartes und Unangenehmes geschah, mußte Hamburg mehr oder weniger mittreffen. Ferdinand der Zweite wollte ja die Protestanten unterdrücken, und auch in Hamburg mußte er solche wissen, die sich als besonders kühn und willenskräftig erwiesen hatten.

Die Sache der Protestanten hätte aller Wahrscheinlichkeit nach einen besseren Aufschwung und Fortgang genommen, wenn diese gleich anfangs einen charaktervolleren Führer als den Böhmen-König Friedrich genommen hätten. Dadurch verloren sie sogleich den rechten Athem zum beharrlichen Muth und die erste Schlacht begründete Unglück und Unheil für alle folgenden.

Friedrich gab mit der ersten unglücklichen Schlacht sogleich Alles verloren, er suchte für sich selbst nur Rettung in der Flucht, traf deshalb am 14. Februar des Jahres 1621 plötzlich in Hamburg ein und fand im englischen Hause eine gastfreundliche Aufnahme. Er traf hier, wider sein Erwarten, unter den Bürgern eine sehr ruhige Hal-

tung, und die besonnene Fassungskraft, womit man ihm von allen Seiten zuredete, die Angelegenheit der Protestanten nicht zu verlassen, rief auch in seiner Seele den entflohenen Muth zurück. Friedrich der Fünfte hatte sich kaum gesammelt und durch Handschlag versprochen, so viel in seinen Kräften stände, treulich bis zum letzten Athemzuge zu erfüllen, als er auch sogleich einen Brief und Abgeordneten an den König von Dänemark abschickte, um ihn zu vermögen, sich für die Protestanten zu interessiren und ihnen den Sieg über die Katholiken verschaffen zu helfen.

Christian der Vierte aber, sei es, daß er die Sache der Protestanten wirklich schon für verloren hielt, oder daß er es für ein allzugewagtes Stück ansah, durch Miteinschreiten den kaiserlichen Haß und Groll auf sich und sein Volk zu laden: Christian machte allerlei Ausflüchte und Einwendungen, wie es ihm überhaupt zu bedenklich scheine, unter gegenwärtigen Umständen sein Land auch nur von den geringsten Truppenabtheilungen zu entblößen. Friedrich sah wohl, daß ein ferneres Zureden hier nichts helfen könne, brach deshalb rastlos wieder auf und wandte sich nach den Niederlanden, um auch da zu Hülfe und Beistand aufzufordern; begleitet von den Glück- und Segenswünschen der Hambuager, welche nicht abgelassen hatten, ihn zu ermuthigen und zu versichern, daß sie selbst die Ersten gewesen sein würden, welche sich unter seine siegenden Fahnen gestellt hätten, wenn sie nicht allzusehr damit beschäftigt

wären, ihre Stadt zu sichern und sich gegen vorkommende Fälle mit möglichstem kriegerischen Schutz zu versehen. Daß dem wirklich so sei und daß dazu die größten Erschöpfungen kaum ausreichten, davon hatte Friedrich sich durch eigene Anschauung überzeugen können.

Zehntes Capitel.

Wenn man gleich zu verschiedenen Zeiten sich es ernstlich hatte angelegen sein lassen, die Stadt mit Wällen und Gräben, mit Bollwerken und Bastionen zu umgeben, je nachdem die Form des Kriegsstandes und der Fortifications-Verhältnisse dies nöthig machte, so war man dabei jetzt doch ganz besonders thätig, das Werk der Befestigung zu vollenden. Es wurde zu dem Ende ein Ingenieur Johann von Falkenberg berufen und diesem aufgetragen, einen vollständigen Festungsplan zu entwerfen und die Anlage nach der ausführlichsten Ordnung zu machen.

Da nun eine Festung ohne die gehörige militärische Rüstung, ohne ein geregeltes Bewaffnungswesen wenig Sinn hat, so wurde gleichzeitig die Bürgerwehr auf den möglichst vollständigen Fuß eingerichtet. Jene wurde zum ersten Male nach einem richtigen Verhältniß aufgeboten, in den Waffen geübt, nach den Stadttheilen in Compagnien gesondert und unter eigene Fahnen gestellt. Die Wachen auf

den Wällen erhielten daher von nun an ihre regelmäßige Besatzung. Es wurde eine neue Wall- und Wachtordnung festgesetzt, und die vier ältesten Raths-Herren, vier Oberst-Lieutenante, 50 Compagnien, 40 aus der Alt- und 10 aus der Neustadt, jede von 200 Mann bildeten den gesammten Kriegsetat.

Kaum war man mit diesen Angelegenheiten fertig geworden, als die Nachricht alle Gemüther erschütterte, daß Friedrich abermals unglücklich gewesen, daß er und seine Partei das Aeußerste zu leiden hätten. Nun aber brach auch Christian der Vierte los, der zu viel Klugheit besaß, als daß er noch länger ruhig zusehen konnte, wie die Niedersachsen mit einem Heere von 10,000 Mann, unter Christian von Braunschweig dem wüthenden Tilly entgegenzogen. Es nöthigte ihn zu diesem Schritt mehr die persönliche Rücksicht als die Lust, an dem immer weiter um sich greifenden Kriege Theil zu nehmen. Wenn ganz Niedersachsen aufstand, wie weit war dann noch bis zu seinem Lande! Wir haben schon gesehen, wie wenig Neigung der König von Dännemark hatte, sich in die allgemeine Verwirrung zu mischen. Er wollte lieber sich keinen Ruhm erwerben als seine Heere Preis geben. Kam er jetzt aber nicht, so würde, sobald das niedersächsische Heer wankte, der Krieg allzuleicht seine Gränzen übersprungen haben. Diesem Falle vorzubeugen, darum stellte er sich mit feurigem Trotz an die Spitze des niedersächsischen Heeres. Will man diesen Grund

nicht gelten lassen, so mag man sich, wie geschehen, vergebens in Lobsprüchen auf die ruhmbegierige Thatensucht Christians des Vierten ergehen, es ist eine Mühe ohne Lohn, welche hier allein die Wahrheit sein kann. Es zeigt aber dieses Beispiel, wie leicht selbst tüchtige Geschichtschreiber durch die Annahme von gewissen großen Eigenschaften ihrer Helden sich verleiten lassen, ihren Erzählungen ganz fremde Motive unterzulegen und so die Folgen von ganz falschen und unstatthaften Ursachen herzuleiten.

Diese Theilnahme Christian's geschah im Jahre 1625. Allein er mußte sich bald überzeugen, daß die Zustände schon einen solchen Grad der Auflösung und Verwilderung erreicht hatten, daß persönliche Tapferkeit, ein feuriger Entschluß und selbst große strategische Kenntniß nichts mehr fruchteten, um dem Feinde mit Nachdruck entgegentreten zu können. Christian hoffte, durch das Eindringen mit dem niedersächsischen Heere der Lage der Dinge unmittelbar eine andere Gestalt zu geben, allein er mußte sich durch die verlorne Schlacht bei Lutter am Barenberge überzeugen, daß hier ganz andere Mittel und Kräfte nöthig geworden waren, als er sich daheim kaum hatte träumen lassen. Was Christian vorher im Stillen schon befürchtet haben mochte, das sah er jetzt theilweise schon geschehen. Tilly verfolgte ihn bis über die Elbe und überschwemmte nicht allein die herrlichen holsteinischen Auen, sondern selbst Schleswig und Jütland mit seinen Horden,

die, gleich den morgenländischen Heuschrecken, Alles von Grund aus plünderten, aufzehrten und verheerten, weder Weiber, Greise noch Kinder verschonten, wo sie sich nur zeigten.

Elftes Capitel.

Christian war zu sehr Partei geworden, er hatte durch einen einzigen entfernten Gewaltstreich sein Land nicht für immer sichern können und sich den gereizten Feind selbst auf den Leib geladen, deshalb mußte er jetzt aufbringen, was sein Volk nur vermochte. Aber auch das konnte seinem Ueberblick nicht genügen, denn die offensive Stellung hatte sich noch mehr in eine defensive verwandelt, und er sollte sich selbst schützen, indem er gegen die Lige zu Felde zog. Daher forderte er Hülfe von den Engländern und Franzosen, erhielt jedoch so wenig, daß sie kaum zur Besetzung einiger Uebergangspunkte an der Elbe ausreichte. Dies geschah aber besonders, um dem Tilly die Zufuhr abzuschneiden, was, da im Lande schon Alles aufgezehrt und an fernere Ernten nicht zu denken war, ihm empfindlicher sein durfte, als ein Angriff selbst.

Man sagt es nämlich den Hamburgern nach, daß sie auch damals ihren Vortheil beobachteten, und, ob man Freund oder Feind, ihre Waaren und Kornvorräthe an diejenigen verkauften, welche am

besten bezahlten. Denn ein anderer auch angegebener Grund, daß sie es gethan hätten, um den Kaiser nicht ohne Noth zu reizen, will hier wenig sagen; je mehr sie ihm Vorschub leisteten gegen seine Feinde, desto schlimmer stand es ja um die Sache der Protestanten.

Bald zog auch Wallenstein mit seinem selbstgeschaffenen Heere bei dem Zollenspeicher über die Elbe, plünderte die ganze Gegend aus, und hätte wahrscheinlich auch Hamburg, das ihm gute Beute gewähren konnte, nicht verschont, wenn Wälle und Gräben seinen Horden nicht unübersteigliche Mauern gewesen wären.

Obgleich die Dänen überall zurückgeschlagen wurden, so verzagte doch König Christian nicht, sondern schickte fortwährend nach Hamburg, die Bürger zu ermahnen, daß sie, wie auch gelockt und bedroht, den kaiserlichen Truppen keinen Vorschub leisten möchten, er werde sie zur hohen Zeit schon zu schützen wissen. Die Hamburger aber gaben ihm zur Antwort, daß man unter solchen Umständen nicht wissen könne, ob, wer heute stehe, morgen nicht schon gefallen sei. Die eigene Rücksicht und Selbsterhaltung fordere es, daß man durch die brandenden Wogen und Klippen schiffe, so gut man könne, daß man zunächst sich selbst und seinem Gewissen vertrauen müsse.

Das Herannahen Tilly's, welcher Stade durch harte Einschließung zur Uebergabe zwingen wollte und Ritzebüttel jämmerlich zusetzte, nöthigte die Hamburger, ihre Kriegsleute um fast 2000 Mann zu

vermehren und sich selbst mit ausreichenden Lebensmitteln zu versorgen, im Fall auch ihnen ein ähnliches Schicksal, wie Stade, bevorstehen sollte.

Unterdessen hatte Wallenstein schon Verbindungen mit den Handelsstädten der Nord- und Ostsee angeknüpft, und ihnen allerlei lockende Pläne einer großartigen Handelsverbindung vorgespiegelt, doch allein aus dem Grunde, um sie sich dienstbar und ergeben zu machen. Die Hansestädte aber durchschauten die Absicht, dankten für den guten Willen, wodurch Wallenstein einzig und allein ihr zeitliches Wohl zu befördern suche, und fügten die bescheidene Meinung bei, daß ihnen leider jetzt nicht der rechte Augenblick da zu sein scheine, wo solche handelsverbessernde Pläne in Ausführung zu bringen wären, wenigstens wüßten sie sofort die Mittel dazu nicht aufzubringen und sähen sich daher ungerne genöthigt, solche Maaßregeln nicht theilen zu dürfen. Nicht so gut kamen die Ostseestädte davon. Wismar und Rostock mußten Besatzung einnehmen und Stralsund, obgleich von den Hamburgern, wie von den Lübeckern und Dänen kräftig unterstützt, hatte bekanntlich das Aeußerste zu erdulden. Doch es stand, es hielt mit dem größten Muth und der tapfersten Gegenwehr eine Belagerung aus, die zu den gewaltigsten gehört, welche je gewesen sein mögen, so daß Wallenstein wieder abziehen mußte, ohne sein Wort wahr zu machen: „Ich will es nehmen, und wenn es mit Ketten an den Himmel befestigt wäre!“

Von Hamburg kam grade eine Gesandtschaft wegen Friedensunterhandlungen an, als der gräßlichste und verwegenste Sturm begann. Da soll dem Rathsherrn Gerhard van Holte bei dem Anblick ein so grausamer Schreck in den Leib gefahren sein, der bei ihm wirkte wie eine Kugel, so daß er, kaum heimgekehrt, des Todes verblich. Die Bürgermeister und Rathsherren müssen damals keine starke Geister mehr gewesen sein, denn etwas Aehnliches von schwacher Constitution kam schon bei der Anwesenheit des Friedrichs von der Pfalz vor, wo der Bürgermeister Vincent Möller freilich nicht vor Schrecken, aber doch in Folge eines Trinkgelages starb; die Chronisten erzählen ganz einfach, der gute Mann habe das nicht vertragen können, sei bettlägerig geworden und gestorben.

Zwölftes Capitel.

Ein am 22. Mai 1629 zu Lübeck zwischen Christian dem Vierten und Kaiser Ferdinand, durch Tilly und Wallenstein vermittelter Friede schien auch den Hamburgern eine bessere Zukunft zu versprechen, sie feierten am 31. Mai den Friedensschluß durch Gottesdienst und Freudenfeuer, allein das Glück sollte ihnen nicht in der Art kommen, wie sie es sich in der Herzenserhebung geträumt haben mochten.

Im verflossenen Jahre war endlich unter dem Getose des Krieges die Elbangelegenheit entschieden worden, und das ihnen ertheilte günstige Urtheil lautete dahin, daß bis zur Mündung der Elbe keine Festung angelegt werden solle, daß auf der Elbe keine Kriegsschiffe liegen und in eben dieser Entfernung nie ein Zoll stattfinden dürfe. Allein diesem Zugeständniß handelte Christian durch das neuangelegte Glückstadt grade entgegen, er begünstigte es durch Privilegien, zog fremde Kaufleute herbei, ließ Hamburger Schiffe anhalten oder unter gehaltlosem Vorwande aufbringen und suchte überhaupt die Elb- und Handelsfahrt der Hamburger auf allerlei Weise zu stören. Ja, er ging in seinem trotzigen Verfahren noch weiter, er begann am 9. April des Jahres 1630 einen förmlichen Zoll zu erheben. Der König meinte, auf vorgehaltene Beschwerde, es sei dieser Rückzwang nöthig, um auch seines Volkes Schiffe zollfrei zu machen.

Hamburg suchte theils den Weg der Vermittelung durch seine Freunde, theils wandte es sich klagend an den Kaiser. Allein hier ging es wie gewöhnlich, die Verhandlung und Untersuchung nahm einen sehr zähen und langweiligen Gang. Und doch war Ferdinand der Stadt nicht abgeneigt, daher erklärte er auf das Nachdrücklichste, daß Hamburg dem Reiche ungemeine Vortheile gewähre und ihr mit aller Redlichkeit entgegenzukommen sei.

Die Hamburger entschlossen sich endlich, Selbsthülfe zu gebrauchen, sie sammelten ihre Schiffe und

traten dem Dänen kühn entgegen, zum letzten Male mit einer Flotte, wodurch sie einst so glänzende Siege erfochten und sich vielseitig gefürchtet gemacht hatten! Sie wurden auch diesmal so sehr vom Glücke begünstigt, daß sie die dänischen Zollschiffe angriffen und aufbrachten. Jedoch hatte es zur Folge, daß nunmehr alle beladenen Schiffe der Hamburger von den Dänen aufgegriffen wurden und diese selbst mit ihrer Flotte in die Elbe einliefen.

Obgleich die Dänen 42 große Schiffe, die Hamburger aber nur 29 gehabt haben sollen, so vermochten sie sich doch gegenseitig keinen nachdrücklichen Schaden zuzufügen. Man griff wieder zum Mittel der Unterhandlung, aber hier war es eben so wenig zu einer Entscheidung zu bringen. Endlich, nach langem Debattiren, nach vielen Vermittelungsversuchen, bestätigte der Kaiser der Stadt Hamburg ihre vorigen Privilegien und machte so dem Streiten ein Ende.

Noch mehr, als diese gewonnene Halbschlacht, erweckte die Ankunft Gustav Adolphs auf Deutschlands Grund eine leuchtende Freude in den hamburgischen Gemüthern und erfüllte Alle mit frischem Muth, welche sich schon der Zaghaftigkeit hingegeben hatten. Wir führen hier, weil es an Raum gebricht, nicht alle Momente an, welche zur Wendung des Krieges und der protestantischen Verhältnisse dienten; es würde solches Unterfangen für unser vorgestecktes Ziel zu weit führen, und müssen daher ein für alle Male erinnern, in solchen Fällen sich an

die allgemeinen Handbücher zu halten. Auch lebt die neue deutsche Geschichte, das heißt die Geschichte seit der Reformation, wohl allzu sehr in der Erinnerung eines jeden Gebildeten, als daß wir Zeit, Raum und Mühe verschwenden müßten, um das hundertmal Erzählte nochmals, und vielleicht doch nicht ansprechend und hinlänglich zu erzählen. —

Es war also große Freude im Lande und Jedermann wollte den nordischen Helden sehen, der mit so hohem, frommen Sinn gekommen sei, um für die Ehre der Protestanten, für das lautere Wort Gottes zu streiten. Von Leipzig heimkehrende Hamburger Kaufleute hörten, daß dem Schwedenkönig die Festung Spandau geöffnet worden sei, wenn auch nicht ohne Widerstand des Brandenburgers, daß er dort jetzt sich aufhalte, um Kräfte zu sammeln und mit den Uebrigen Pläne zu entwerfen.

Gustav Adolph hatte aber mehr Muth und Tapferkeit, als — Geld, er trug, wie jener alte Philosoph, all' das Seinige bei sich, nur reichte das nicht aus, um Heere vor leiblicher Noth zu schützen. Deshalb hielt er nicht allein den Waarenzug an, sondern erbat sich auch von den neugierigen Kaufleuten dafür, daß sie ihn gesehen hatten, eine Summe von 80,000 Thalern, gegen Schuldverschreibung. Die Kaufleute blickten sich zwar links und rechts an über diesen unerwarteten Vorfall; doch konnte hier von einer Weigerung nicht die Rede sein, und der heldenmüthige Adolph zeigte, daß auch auf sein Wort zu bauen sei wie auf seine todverachtende

Tapferkeit. Adolph hatte längst auf dem blutigen Schlachtfelde von Lützen seinen schönsten Tod gefunden, es waren schon viele Jahre des Friedens über die Städte hingezogen, wo er getroffen zu Boden sank, aber die Summe wurde treu und redlich an die Erben jener Zahler zurückgebracht, so daß auch nicht der geringste Vorwurf an dem Namen des großen Schwedenkönigs weiter haften durfte.

Der Oberalte Hermann Rentzel soll im Scherze über jene Begebenheit zu Spandau Urheber eines lange im Munde des Volkes lebenden Sprichwortes geworden sein: „He! dat heet fahrt na Spandau, um den König to sehn!" —

Dreizehntes Capitel.

Obgleich die Gegenden von Holstein und Niedersachsen weniger der Schauplatz des Krieges gewesen waren, so hatten die verschiedenen Durch- und Seitenzüge dem Lande doch die tiefsten Wunden geschlagen, und besonders waren es die Maradeure, diejenigen Banden, welche den Krieg nur als Grund betrachteten, um das Volk wie Blutigel auszusaugen, und nicht bloß ohne Ende zu plündern und zu rauben, sondern auch jede Schandthat zu verüben, deren sie unter solchen aufgelösten Verhältnissen nur fähig waren. Jetzt, da es fast nichts mehr zu rauben und zu zerstören gab, da das ganze Gefilde nur den trauri-

gen, schmerzhaften Anblick einer schrecklichen Wüste darbot, jetzt wurde die Angst, Pein und Noth desto größer, weil an die Stelle der wilden Raubsucht noch die rasende Wuth und die jedes menschliche Gefühl veleugnende Gewalt traten. Der Bürger wurde durch die herzzerschneidendsten Mißhandlungen gefoltert, er sollte schaffen und geben, während doch der Augenschein hinreichend lehren konnte, daß die eigene Noth schon längst das Letzte hingegeben hatte!

Diesem ruchlosen Treiben ein Ende zu machen, verbanden sich am 10. November des Jahres 1631 zu Hamburg die Stände. Man beschloß, ein gemeinschaftliches Heer zu errichten und durch dasselbe alle soldatischen Freibeuter und streifzügelnden Rotten aus der Gegend zu treiben. Um bessere Ordnung und mehr Kraft zu haben, schloß man sich an die schwedischen Truppen an. Mit den Schweden völlig gemeinschaftliche Sache zu machen, wozu besonders der Minister Salvius aufforderte, wurde durch Christian den Vierten vereitelt, der sich dadurch, bei etwa neu entstehenden Zerwürfnissen, einen zu mächtigen Feind im Rücken vorzubereiten wähnte.

Hamburg folgte auch diesmal mehr seinem eigenen Plane, es versprach, freilich nach dem Vorgange Lübecks, in drei Terminen die Summe von 150,000 Thalern an die Schweden zu liefern und dafür deren kräftigen Beistand zu genießen; doch sollte sie für solche Leistung als außerordentliche Vergütung in dem nordischen Reiche auch noch alle möglichen Handelsfreiheiten genießen. Dessenungeachtet wichen die

Schweden nicht im Geringsten von den übeln Befugnissen des Krieges, sie nahmen, unter dem General Banner, den Hamburgern bei Havelberg 10 reich beladene Schiffe weg, versuchten einen Einfall in Vierlanden, während andere Truppenabtheilungen Leipziger Wagenzüge wegnahmen und was dergleichen Unbilde mehr waren. Als endlich diese störenden Verhältnisse im Jahre 1637 zu Hamburg gänzlich beseitigt wurden, drohte der Stadt bald von anderer Seite wieder Unheil und Mißgeschick.

Vierzehntes Capitel.

Es entspann sich nämlich ein Streit über Altona, welches den Hamburgern und besonders den Zünften, wegen des dort getriebenen freien Gewerbes, schon manchen Aerger und Verdruß verursacht hatte. Altona gehörte zu den Besitzungen des Grafen von Schauenburg und Pinneberg, Otto des Vierten, welcher am 15. November 1640 starb, ohne einen Erben zu hinterlassen. Deshalb kam es an den König Christian den Vierten, und dieser suchte nun seinen neuen Besitz durch alle möglichen Freiheiten und Vergünstigungen immermehr emporzubringen, theils um dadurch den Hamburgern entgegen zu handeln, theils auch, um seinem Lande selbst einen rascheren und günstigeren Verkehr zu eröffnen.

Die Hamburger wußten den Schaden gehörig zu schätzen, der ihnen durch das derartige Emporblühen Altonas erwachsen mußte. Nichts konnte ihnen jetzt mehr am Herzen liegen, als die „all to nahe" Stadt möglichen Falls an sich zu bringen und so den Plan des Königs zu vereiteln. Es gelang ihnen, den Herrn von Lützow für sich und ihre Absicht zu gewinnen und durch ihn dem kaiserlichen Hofe vorzuschlagen, Altona nebst Neumühlen von dem Pinnebergischen zu trennen und ihnen käuflich zu überlassen, ein Vorschlag, der grade in dem Augenblick gethan wurde, wo Hamburg als Reichsstand auf dem Reichstage zu Regensburg Sitz und Stimme erhielt.

Der Dänenkönig hatte hiervon kaum Nachricht erhalten, als er sich schleunigst an das Collegium der Churfürsten wandte und zugleich von Neuem erklärte, daß Hamburg, als holsteinische Stadt, zur Erbhuldigung verpflichtet sei und ihm, dem Könige, von Rechtswegen die Oberherrschaft auf der Elbe zukomme.

Die Hamburger widerlegten in einer abgedrungenen Schutzschrift die Ansprüche des Königs und bewiesen mit der größten Ruhe und Bescheidenheit, daß jenes „von Rechtswegen" durchaus auf nichtigen, unhaltbaren Gründen beruhe.

Christians Zorn wurde dadurch nur heftiger gereizt, und, um es nicht an dem gehörigen Nachdruck für seine Behauptungn fehlen zu lassen, bezog er ein starkes Lager bei Fuhlsbüttel. Hamburg

ließ sich durch dieses Verfahren nicht einschüchtern, es verstärkte seine Truppen und gab sich ganz das Ansehen, als sei es gesonnen, den Kampf einzugehen. Um so auffallender war es daher, als der König im Winter des Jahres 1642 wieder aufbrach, ohne auch nur den geringsten Angriffsversuch weiter gemacht zu haben.

Hamburg blieb in der kaiserlichen Gunst. Christian hingegen büßte immer mehr, auch wegen seiner Unredlichkeit gegen Schweden, die gute Meinung ein, welche man bisher noch von ihm gehabt hatte. Dazu trug nicht wenig bei, als er im folgenden Jahre nochmals mit einer bedeutenden Flotte auf der Elbe erschien und nicht bloß wieder bei Fuhlsbüttel ein Lager errichtete, sondern auch bei Altona eine starke Batterie anlegte, um von da aus die Elbe zu bestreichen. Hamburg war genöthigt, seine Truppen auf's Neue zusammenzubringen und auf dem Hornwerk eine Schanze gegen Altona aufzuwerfen. Hülfe wurde nachgesucht, aber nicht erreicht. Dadurch wurden die dänischen Truppen nur lauter und kriegslustiger und schwuren, daß sie den Pfingsten recht ordentlich in Hamburg feiern wollten. In dieser bedrängten Lage wandte sich der Rath nochmals an die Hansestädte, ganz besonders aber an den Herzog von Holstein-Gottorp und den Grafen von Ranzau, welche selbst für des Landes Beste zum Frieden sehr geneigt waren. Es kostete noch viele Mühe, ehe diese den König gewinnen konnten. Zur Bedingung wurde gemacht, daß Hamburg nicht bloß

280,000 Thaler bezahlen — Dänemark hatte vor allen Dingen Geld nöthig! — sondern auch über sein bisheriges Betragen schriftlich seine wohlgemeinte Reue zu erkennen geben sollte. Die geforderte Summe aber war für Hamburg unter solchen Umständen zu viel, es vermochte dieselbe selbst in drei Terminen nicht aufzubringen, wandte sich an Lübeck, aber vergeblich! —

Dänemarks Benehmen war eigentlich ein Akt der Eifersucht gegen das schwedische Verdienst um die deutsche Sache. Dies ging noch deutlicher hervor aus dem Anhalten schwedischer Schiffe im Sunde, doch zugleich war damit auch das Signal gegeben, die dänische Anstrengung in ihre Schranken zurückzuweisen. Torstensohn, der tapfere schwedische General, welcher dazumal in Sachsen stand, erhielt unmittelbar die Weisung, Holstein zu besetzen. Daraus ergab sich für Hamburgs Verhältniß und Schicksal ein durchaus günstiges Resultat. Viele edle holsteinische Familien flüchteten nach Hamburg und der kaiserliche General Gallas, welcher den Torstensohn verdrängen wollte, hatte das Unglück, zwei Mal von ihm auf's Haupt geschlagen zu werden. Dem Herzogthume nicht bloß, sondern den Dänen überhaupt erwuchs durch diesen Angriff ein großer Nachtheil, ohne daß Hamburg, obwohl jetzt mitten in den Begebenheiten liegend, sich besonders zu beklagen hatte. Ihm mußte es schon eine Erleichterung und Freude sein, den Dänenkönig in so guter Beschäftigtigung zu sehen. Nur eine Horde

holsteinischer Bauern, die sich unter dem selbst beigelegten Namen der Schnapphähne gebildet und von dem Riesenbusch zwischen Hamburg und Lübeck aus als Wegelagerer von den Umständen zu profitiren suchten, mochten den Kaufleuten hin und wieder lästig werden. Doch wurde ihnen bald durch den nachrückenden Wrangel Einhalt gethan, indem er sie größtentheils einfing und nach kurzem Prozeß an den Bäumen, die grade zunächst standen, aufknüpfte. Ein Friede wurde übrigens zu Brömsebroe vermittelt, am 13. August des Jahres 1654, und darin zugleich bestimmt, daß der Glückstädter Zoll von den fremden Nationen nicht ferner entrichtet werden sollte. Daß dieser für Hamburg hinreichend bedeutsame Friede mit Dank empfunden, wie der vorhergehende allgemeine große westphälische, im Jahre 1648, mit kirchlicher und weltlicher Solennität gefeiert wurde, bedarf wohl kaum noch der Erwähnung.

Funfzehntes Capitel.

Auch für die Verfassung und den Volksgeist hatte sich in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts manches Bedeutsame zugetragen. Es zeigte sich fortwährend, daß der Geist des Fortschritts und der republikanischen Entwicklung in den lebenden Bürgern ebensowohl gohr und trieb, als er das

Andenken an die nunmehr Entschlafenen verschönerte. Es zeigte sich, daß das protestantische Bewußtsein auch in den Herzen der jüngeren Generation eine kräftige Wurzel geschlagen, und daß man unter dem äußeren Waffengeklirre die innere Opposition nicht vergessen noch verabsäumt hatte. Man würde Unrecht thun, wollte man, namentlich in Bezug auf Hamburg, der damaligen Zeit bloß die Tendenz der Reformation der neuen aber die der Revolution vindiciren. Es ist dies eine Annahme, die sich ohne große Einseitigkeit nicht bewahrheiten läßt. Hamburgs Bürger dachten auch mit dem Anfang des dreißigjährigen Krieges ganz und gar revolutionair, sie scheuten sich nicht, die für sie wichtige Frage in Erwägung zu ziehen, ob ihre Verfassung denn eigentlich eine aristokratische oder demokratische wäre? — Das Wohl der Stadt wie persönliche Rücksichten brachten alle Gemüther in Flammen. Es war über jene Frage geschrieben worden, und das gedruckte Wort hatte damals noch eine ungleich gewaltigere Macht, als heute! Und dennoch meinte der Bürgermeister Vincent Möller, man solle es lieber mit den Vorfahren halten, lieber sprechen als schreiben!

Wahrlich, ein goldenes Wort! Der Mensch ist zur frischen, freien Rede geboren, Was sollen die schwarzen Lettern! Geflügelte Worte greifen Herz und Seele an. Wer nicht den Muth zum Reden hat, der verdient auch nicht, daß er gehört wird, wenn er schreibt, vielleicht gar im Verborgenen schreibt als Autor Niemand. Mann gegen

Mann, Auge in Auge, Wort gegen Wort, so verlangt es das Wesen der Republik. Vincent Möller wollte kein künftiges Geschlecht von Heuchlern und Duckmäusern, deshalb sprach er: Redet, aber schreibt nicht!

Ich muß immer sagen: Es war damals eine tüchtige Zeit voll tüchtiger Menschen. Von allgemeinen Ansichten kam man auf die besonderen Zustände, und scheute sich nicht, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen. Man kam auf die eingesetzten Volks- oder Bürger-Repräsentanten, auf die Oberalten. Sie sollten dauernd anerkannt, mit Jahrgehalt bedacht und nie zu Rath erwählt werden. Diese drei Punkte, welche durchaus von den Bürgern ausgingen, lassen manche Bedenklichkeiten zu. Es scheint mir, daß die guten Bürger im blinden Eifer sich durch die erste Forderung selbst das Netz über den Kopf zusammengezogen und sich dadurch für alle Folgezeit einen unendlichen Schaden bereitet haben. Die Absicht war an sich gut, man wollte die Volksstimme an einem sinnlichen Zeichen gleichsam festhalten und bedachte nicht die Folgen. Freilich hatte man noch keine Ahnung von künftigen Ideen, und wollte, so unbestimmt damals die Verhältnisse überhaupt waren, lieber das weniger vollkommene Gewisse als das vollkommene Ungewisse. Jetzt denken wir, gottlob! über Bürger-Repräsentation etwas anders. Leider aber läßt sich über diesen kritischen Punkt hier weiter nichts sagen. Ein Jeder mag nachdenken, welche höchst wichtige

Folgen in jener Forderung der Bürger lagen und noch immer liegen. Ueber den letzten, dritten Punkt steht schon dieses gedruckt: Es war ein ableitendes Mittel, wo irgend ein Mitglied dieses Collegii durch **Starrsinn** (!?) und **Widerspruch** (!?) dem Rathe gefährlich schien, denselben durch Wahl in den Rath aufzunehmen (— dies ist auch in sofern wichtig, als dadurch die frühere Wahl der Senatoren aus den verschiedenen Ständen, motivirt wird! —) und jenen Widerspruch dadurch zu entfernen. Die Bürgerschaft erhielt dann ihr Gesuch nicht, und wir finden bald in diesem Jahrhunderte Mehre, welche von den Oberalten zum Rathe befördert worden sind.

Eine andere Erörterung zwischen Rath und Bürgerschaft betraf das Gehalt des Rathes und den Eid, welchen dieser vor den Sechszigern ablegen mußte und nun alljährlich am Petritage, bei Umsetzung der Aemter, sich durch Verlesen neu in's Gewissen schärfen lassen sollte. Das Zugeständniß, welches in den Receß des Jahres 1633 aufgenommen wurde, lautete dahin, daß der älteste Bürgermeister nunmehr jährlich 1200 Thaler, der älteste Rathmann 600 Thaler und Jeder der Uebrigen 500 Thaler haben sollte. Nicht wenig Gewicht hatte der Rath bei seiner Forderung darauf gelegt, daß er der Bürgerschaft eine neue Justizpflege ausgearbeitet und eingeführt habe! Dagegen aber

gebrauchte die Bürgerschaft hinführo oft die Reprise, daß sie dem Rath sein Jahrgehalt entshielt, wenn dieser sich in allgemein gewünschte Abänderungen und Verbesserungen nicht einlassen wollte! —

Sechszehntes Capitel.

Der Zündstoff zu den Reibungen und Zerwürfnissen, welche zwischen Rath und Bürgerschaft gleichsam zum Herkommen, zur Ordnung des Tages gehörten, mochte in der Aufregung der Zeit selbst liegen. Aber den damaligen Rath schienen auch eben so viele Vorwürfe zu treffen, als den Bürgern Lob gebührt, Opposition gebildet und ihr gutes Recht frisch und charakterfest verfochten zu haben. Die Spannung nahm mitunter sehr derbe Termen, sehr kräftige Formen an, der Anstand schien nur dann verletzt, wenn das Recht verletzt war, und Gleichgültigkeit galt für die größte Untugend. Nie ist der Rath unter so aufmerksamer Controlle gehalten worden, wie in jener Zeit. Wahrscheinlich aus schon begründetem Mißtrauen gegen die Oberalten setzte Jeder seine größte Ehre darin, selbst für das Wohl des Staates zu wachen, zu denken und zu handeln. Nichts war privilegirt, als die lebendige Thatkraft. Keinen besseren Bürgerkatechismus, als die Geschichte jener Tage! —

Diese Reflexionen drängen sich mir abermals auf, indem ich, an das vorhergehende Capitel anzuknüpfen, noch einige Thatsachen aufzeichnen will. — Es gehört dahin besonders die Wahl von einem Bürgermeister und vier Rathsherren, welche die Bürger nicht anerkennen wollten. Diese erneuerten bei jeder neuen Versammlung ihre Protestation und wollten nichts von den Anträgen hören. Der Rath versuchte es deshalb durch die Oberalten. Dies gab wenigstens ein Anknüpfungsmittel, allein bald mischten sich wieder die Aemter darein und der Unfriede wurde allgemeiner und größer. Jedes Amt rückte mit Klagen vor und die Unruhen schienen dem Rathe selbst gefährlich zu werden, als dieser dadurch eine schnelle Versöhnung hervorzubringen suchte, daß er förmlich mit einer Bitte hervortrat, die Bürger möchten doch die gewählten Rathsherrn und die vorgelegten Punkte anerkennen. Dieses Nachgeben und Demüthigen des Rathes wurde nach Verdienst gewürdigt, und bald darauf auch die Ruhe wieder hergestellt.

Daß die Oberalten eine gute Absicht und Sprache führten, kann Einer, Namens Jürgen Schröteringk, beweisen, welcher sich sogar nicht scheute, dem Marcus Buck heftige Vorwürfe darüber zu machen, auf welche Weise er in den Rath gekommen, so daß ein Wort das andere holte und eine Ohrfeige, die der Oberalte dem Rathsherrn gab, den Schluß machte. Schade, daß ich nicht angeben kann, wie dieser Buck Rathsherr geworden war! —

Uebrigens gab jene Begebenheit zu dem Wahlreceß Veranlassung, der für die Folgezeit im Ganzen seine Kraft und Anwendung behalten hat, wenn auch leider, wie sich gleich zeigen wird, eine falsche und ungerechte Auslegung sich eingeschlichen hat. Denn es heißt unter andern: „Der Rath besteht aus 24 Personen, halb aus graduirten, halb aus den übrigen Bürgern, — (also nicht bloß aus Kaufleuten!) —. Die Syndici, Secretaire, selbst andere angesehene Bürger können Bürgermeister werden, ohne vorher Rathsherren gewesen zu sein! Wann haben die Oberalten aufgehört, diese Gesetze zu überwachen?

Unter den Zweiundfunfzigern werden der Dr. Walther und Lic. Mörsen genannt, die auf Fug und Recht in den bürgerlichen Angelegenheiten sahen, und der Letztere stellte keck die Behauptung auf, die Versammlungen wären eigentlich nicht bloß dazu da, um Geldforderungen zu bewilligen, sondern vielmehr, um Beschwerden anzubringen und zu beseitigen. Im Herbste des Jahres 1665 kam es darüber wiederholt zu unruhigen Auftritten. Der hauptsächlichste Gegenstand war der Prätor Johann von Sprekelsen, welcher sich weigerte, die zu besserer Erkundigung der Justiz ihm Zugesandten eidlich zu vernehmen. Eben seiner Ansicht war der gesammte Rath, welcher meinte, nur Gott und dem Kaiser Rechenschaft ablegen zu dürfen. Von Sprekelsen wurde vor die Bürgerschaft gefordert, und vergaß sich so weit, daß er den Bürgerausschuß

für ein Complott von Lügnern erklärte. Das gab eine gränzenlose Erbitterung, man forderte eine Genugthuung, wie sie auch zu erlangen sein möchte. Endlich übernahm Caspar Westermann, der sich schon früher als rechtschaffen bewiesen, das Amt des Zeugenverhörs, und es ergab sich, daß der präsidirende Bürgermeister Lütkens die Verwaltung des Rechtes und der Gerechtigkeit zu einem feilen Gewerbe herabgewürdigt hatte. Die Bürgerschaft verlangte unbedingt seine Absetzung und vergaß, als er sich weigerte, sogar „handgreifliche Vermittelungen" nicht. Dieses mochte helfen. Lütkens zog mit Weib und Kind nach Speier, suchte vor dem Kammergericht zu klagen, aber vergebens. Nicht so leicht ließ Johann von Sprekelsen mit sich umspringen, er war halsstarrig bis zur Wuth und ein kaiserlicher Abgeordneter, von Seld, mußte 1666 erst kommen, seine Sache zu entscheiden. Aber merkwürdiger Weise kam es lange zu nichts, es wurden für die Folge einige Gesetze aufgeschrieben, und die Bürger konnten sich vor dem Urrecht zu Tode ärgern. Der Rath nahm den Angeklagten in Schutz, indem jene auf ihr altes heiliges Recht pochten. Allein dadurch, daß man das Pochen und Sprechen und Fordern nicht aufgab, kam es zu guter Letzt doch dahin, daß von Sprekelsen von dem Rathe ausgeschlossen wurde.

Siebenzehntes Capitel.

Für die auswärtigen Angelegenheiten war es das Emporkommen Altona's, welches 1664 aus dem Flecken zu einer Stadt mit freien Gewerben erhoben wurde, worüber die Hamburger manchen Kummer und manche Besorgniß für ihre Zukunft empfanden. Sie ergriffen das letzte Mittel, vor dem Kaiser ihr altes Privilegium in Kraft zu bringen, daß zwei Meilen in ihrem Umkreise keine „Burg", was hier also für den Kern einer Stadt genommen wurde, angelegt werden durfte, doch die Klage blieb ohne Wirkung. Im Gegentheil verfuhr der König nur immer dreister und bedachtsamer, indem er, die Concurrenz vollends zu stürzen, allen Verkehr mit Hamburg in seinem Lande verbot. Ja, um sich auf eine oder andere Weise in seinem Plane nicht stören zu lassen und gegen Hamburg durchaus eine mittelbare Rache zu nehmen, wies er ein für alle Mal jeden Versöhnungsversuch zurück.

Hamburg, wenn es durch dieses Zusammentreffen auch theilweise muthlos wurde, setzte dennoch seine Hoffnung auf eine andere Macht, welche schon so oft geholfen hatte, und — es täuschte sich nicht. Diese Macht bestand in der 1664 dreifach bezahlten Türkensteuer, in der Summe von — 100,000 Thalern. Diese Sprache gefiel dem Kaiser, und er verhieß, der Stadt solle ihr Recht werden.

Allein Wort und Hoffnung sollten dennoch getäuscht haben, Christian der Fünfte kam zur Re-

gierung, er war noch ungestümer als Friedrich, und ließ nicht undeutlich merken, daß er Hamburg wohl selbst haben und mit Altona zu einer gehörig großen Stadt verschmelzen möchte. War die Furcht und Besorgniß der Hamburger nicht groß, so wurde sie es erst, besonders als sogar von hoher Hand Warnungsbriefe eingingen, auf der Hut zu sein, es könnten die angedeuteten Wünsche leicht voller Ernst werden.

Dazu mußte noch kommen, daß, wie früher der Rath, jetzt sich die Oberalten in einem trüben Lichte zeigten. Neue Stürme erhoben sich, wie sie den Republiken eigen sind; und wahrlich! jeder Sturm hat Hamburgs Glück gefördert, denn in der moralischen wie in der physischen Welt gilt der einfache Natursatz: Stürme reinigen die Luft! Die Atmosphäre des Oberalten=Collegiums war trübe und mephytisch geworden, ein bürgerschaftliches Gewitter erhob sich und zerstreute sie. Daher steht das Princip fest: Stürme geben den alleinigen Lebensathem der Republik! —

Die Oberalten hatten im stillen Einverständniß mit dem Rathe Abänderungen im Wahlreceß veranstaltet, sie hatten die Berufung der übrigen Collegien verweigert, um mit dem Rathe abkartend eigenmächtig zu handeln, sie hatten in der Wahl eines Diakonen gegen alle Ordnung gehandelt. Die Aufregung der Bürgerschaft war groß. Es schien in den Versammlungen selbst nicht bei den schärfsten Reden bleiben zu wollen. Nun wurde dagegen auch

die Noth der Oberalten groß und sie wandten sich an den Rath, um Beistand gegen „die Schreier“ zu erlangen. Darüber kam es zu der Verordnung, daß Niemand die löblichen Oberalten weder mit Worten noch mit Thaten angreifen und Jeder sich mit seinen Beschwerden unmittelbar an den Rath wenden sollte, bei Strafe im Vergehungsfalle von 500 Thalern. Diese Verordnung wurde am 21. Dec. des Jahres 1672 gegeben, allein sie konnte die Bürgerschaft keineswegs befriedigen und eben so wenig die mildernde Erklärung, welche im folgenden Jahre nachfolgte.

Die Oberalten ihrerseits machten eine Injurienklage gegen die übrigen Collegien anhängig und erwirkten sich einen kaiserlichen Schutzbrief, den sie bei den Bürgerversammlungen zur Schau hingen. Ja, dem Schutzbriefe folgten noch sechs andere kaiserliche Mandate, welche beim Rathhause und an der Börse angeschlagen wurden, welche geboten, daß die unangesessenen (!) Bürger sich aus den Versammlungen künftighin entfernt halten sollten, und beweisen, daß die Regierungen zusammenhielten und man sich durch einen sehr entscheidenden Grundsatz der Masse der freien Bürger zu entledigen suchte. Ohnfehlbar waren jene kaiserliche Mandate durch den Rath vermittelt worden und aus der Absicht hervorgegangen, sich durch Freimuth in seinem Verfahren weniger stören zu lassen. Es war ein gewaltiger Censurdruck, wodurch es Tausenden von Bürgern unmöglich gemacht wurde, für das Beste

der Vaterstadt aufzutreten. Kurzum, es war dies der offenbarste Verrath der Bürgerschaft an fremde Gerichte.

Achtzehntes Capitel.

Um die mannigfaltigen Uebergriffe, den Stolz und die Anmaßung des Raths gehörig auffassen und begreifen zu können, scheint es mir nicht unpassend, hier eine Stelle des ewig trefflichen von Heß einzuschieben, die, aus der genauesten historischen Kenntniß hervorgegangen, mit wenig Worten ein helles Licht über Stellung und Verhältniß des Rathes überhaupt verbreitet, besser und einleuchtender, als es durch Umschreibung geschehen kann. Von Heß sagt, mit Uebergehung dessen, was wir schon von den Bürgermeister-Admiralen und Rathsherren-Obersten wissen: „An den ersten Höfen von Europa sah man Hamburger Rathsherren als Gesandte Bündnisse schließen; bei Tagfahrten und Zusammenkünften der Fürsten im Norden den Hamburger Staat repräsentiren, und bei Mißhelligkeiten und Zwisten benachbarter Mächte den Rath der Stadt die Schiedsrichter abgeben. Es war nicht zu vermeiden, dies mußte auf den Charakter und das Benehmen der Magistratspersonen einen merklichen Einfluß haben. Ein zurückkehrender Gesandter brachte gemeiniglich etwas von dem Sauerteige der Rangsucht mit, zu welcher er sich auswärts, anfangs wohl meistens un-

gern, hatte bequemen müssen. Der ganze über seine eigene Bestimmung hinausgesetzte Senat, manchmal eingedenk des hohen, aber seinem Bürgerthum nicht angemessenen Ranges, den er wegen seines Schiedsrichter-Amtes zwischen selbst gebietenden Fürsten mehrmals einnahm, vergaß nicht selten in seinem Betragen gegen seine Mitbürger die ursprüngliche, noch immer haftende Gleichheit." —

Und selbst die Oberalten, welche sich so nah an den Rath anschlossen, sollten sich davon nicht selbst wieder manches Ungebührliche angeeignet haben? — Doch, um das Ende der Geschichte mit den Oberalten zu erzählen, so trug das Erscheinen des Grafen von Windisch-Grätz, im Jahre 1674, um als kaiserlicher Bevollmächtigter die Zwistigkeiten zu schlichten, nicht wenig dazu bei, den Druck und Unmuth der Bürger zu erhöhen. Allein diese hatten leider durch die geheimen Machinationen gegen sie schon zu viel verloren. Der Brauer Aeltermann, Lüders, hatte sich von einem Lübecker Juristen ein Gutachten über die kaiserlichen Mandate ausfertigen und durch den wohlgesinnten Oberalten Gerd Blome austheilen lassen, welches aber als Schmähschrift auf dem ehrlosen Block verbrannt wurde. Lüders floh, Blome mußte Abbitte thun und der Jurist wurde eingezogen. Der erste Vorschlag, welcher dann gemacht wurde, ging dahin, die Zweiundfunfziger aufzuheben und die Bürger-Versammlungen durchaus zu beschränken. Die Bürger, welche am freiesten das Wort geführt hat-

ten, sollten ferner künftighin nicht eher reden, als bis sie gefragt würden! (Eine saubere Maaßregel! So war es also jetzt mit der alten Herrlichkeit dahin, und — von hierher datirt sich alles Unglück! —) Ja, es kam noch weiter, selbst in das Kirchengebet wurde bei der Majestät die demüthigende Floskel eingeschoben: „Als unser allergnädigster Kaiser und Herr." Wahrlich, das hieß dem Geiste der Republik Hohn sprechen. Sollte man nicht glauben, es stehe um die Bürgerschaft grade wie damals, ernst und ehrenrührig, wenn eine ähnliche Floskel bei gewisser Gelegenheit einmal wieder vorkommt?

Auch mit dem ganzen Windisch-Grätzischen Receß, aus 81 Artikeln bestehend, ging es Knall und Fall, die Bürger mußten der Gewalt weichen, so gram sie schon der fremden, kaiserlichen Vermittelung waren, so ungern wollten sie sich noch von fremden Truppen überzogen sehen. Es wäre wohl anders gekommen, hätten die Bürger sich früher gewehrt gegen das Anschließen an Kaiser und Reich, denn alle Geschichte kann es beweisen, daß der Hamburger Bürger immer bereit war, wenn es galt, Gut und Blut zu opfern. Eine ähnliche Periode, wie die bezeichnete, hat Hamburg nur noch einmal unter Napoleon durchgemacht, fast weniger am Bürgermark verwundet, weniger in seinem heiligsten Bewußtsein verletzt. — Es waren durch den Receß zugleich alle Aemter und Brüderschaften aufgehoben, aber nichts war geschehen, nicht das Geringste, um

die lauten Beschwerden zu erhören und zu heben. Und wenn der Receß im Jahre 1684 durch Rath- und Bürgerschluß auch großentheils aufgehoben wurde, so steht jene Katastrophe doch als ein ewiger Schandfleck in der Geschichte von Hamburg und mag Jedem als ein Merk- und Wahrzeichen dienen!

Neunzehntes Capitel.

Als die französischen Truppen nach dem Nimweger Frieden den deutschen Boden betraten und der Kaiser, aus Eifersucht gegen das zunehmende Brandenburg, dies ruhig geschehen ließ, ging für Hamburg wiederum ein drückender und gewitterschwangerer Tag an. Von Außen droheten Gefahren, während im Innern nichts weniger als Einheit der Gesinnung herrschte. Ritzebüttel hatte zunächst viel auszustehen und mußte stärker besetzt werden, ebenso auch Vierlanden, und über die Handelsangelegenheiten hatte man mancherlei Ungemach zu bestehen. Bald aber nahm das auswärtige Verhältniß eine andere Gestalt an, Frankreich wurde im Jahre 1674 auf dem Reichstage zu Regensburg für einen Feind des Reiches erklärt.

Hamburg hatte dies ungerne gesehen, die Auflösung des Handelsverkehrs konnte ihm nur schmerzhaft werden. Eine Vermittelung, sich neutral halten zu dürfen, hatte durch den Syndicus Garmers nicht ausgewirkt werden können. Als endlich sogar

ein Brief des hiesigen Residenten Vidal an den General Turenne aufgefangen wurde, mußte jenem der Schutz aufgekündigt werden und sofort machten die französischen Kaper Jagd auf die hamburgischen Schiffe. Keines derselben wagte mehr, in See zu stechen und die Brodlosigkeit unter dem Schiffsvolk wurde so groß, daß es am 27. Februar des Jahres 1676 sogar zu einem Aufstande kam, in welchem man sich besonders gegen den Syndicus Garmers aufgebracht erwies, und vielleicht gar auf den Rath eingedrungen wäre, wenn die Bürgerwehr durch energisches Einschreiten dem Tumulte nicht ein Ende gemacht hätte. Dem Syndicus Garmers blieb sein Schicksal jedoch noch aufbehalten, welches er sich selbst gegründet, dadurch, daß er mit verschiedenen Höfen und Ministern einen geheimen Briefwechsel unterhalten und ihnen über die Verhältnisse der Stadt verrätherische Aufschlüsse gegeben hatte. Ein solcher Brief gerieth, statt an den Geheimenrath des Herzogs von Gottorp, Freiherrn von Kielmannsegge, der durch Garmers gerne eine Stelle in Wien sich auswirken wollte, an den König, und dieser verlangte sofort die Auslieferung des Garmers oder Gewährleistung für seine Person. Der Rath berief die Hundertundvierziger, Garmers Haus wurde unter großer Volksbewegung besetzt, seine Schriften versiegelt und aufs Rathhaus gebracht, aber er selbst hatte sich schon in ein Versteck begeben, welches man aller Mühe und 1000 ausgelobter Thaler ungeachtet nicht entdecken konnte.

Garmers vertheidigte sich und seinen Charakter in mehreren Brochüren, doch man kannte ihn hinlänglich und selbst der kaiserliche Commissair von Königseck drang auf seine Bestrafung, die ihn seiner Würde entsetzte und aus der Stadt auf immer verbannte. Schon während dieser letzten Bestimmungen vernahm man, daß Garmers sich zu Harburg aufhielt, und bald darauf, daß der Herzog von Mecklenburg ihn zum Vicekanzler ernannt hatte.

Eine weit größere Treulosigkeit und Gewissenlosigkeit noch wurde bald darauf an den Oberalten entdeckt, man hat gemuthmaßt, bei Wegnahme der Garmers'schen Schriften. Man verspürte nämlich und kam bald zur evidentesten Gewißheit, daß die Oberalten, gleich nach Abreise des Grafen Windisch-Grätz, ohne Vorwissen des Senats durch den Commissair Fabricius vom Wiener Hofe sich die Bestätigung des Recesses erbeten hatten, ein Fall, der unerhört war, da bis 1674 Rath und Bürgerschaft durch freien, ausgleichenden Vertrag jeden Receß, jedes Stadtrecht unter sich abgemacht und befestigt hatten, und der selbst in seinem ganzen Vorgange so viel Dunkeles und Unerklärbares behält, daß man sich schwerlich ihn vorzustellen weiß. Man muß am Ende Alles auf die große Verwirrung der Zustände schieben und verzweifelt doch noch an der Glaubwürdigkeit. Kann man sich aber ruhig von dem Einen überzeugen, so auch wohl von dem Andern, daß, immer ohne Vorwissen des Raths und der Bürgerschaft, die Oberalten zu-

gleich in Wien auswirkten, daß dem Rath den Unionsreceß zu bestätigen geheißen wurde, und sie für sich selbst am 19. April des Jahres 1676 dafür ein Danksagungsschreiben absandten. Wie gesagt, mir steht der Verstand bei diesen Vorfällen wirklich still und ich vermuthe, daß noch irgend ein wesentlicher Punkt fehlt, um das Räthsel zu lösen, oder daß Umstände verschwiegen sind, die etwas allzu Entwürdigendes haben. Gleichwohl fehlt es nicht an thatsächlichen Beweisen der Schlechtigkeit und ehrlosesten Machination, ein schändlicher Betrug war ja das Ganze, wie denn die Oberalten falsche Protocolle angefertigt, die alten Bücher entfernt und neue dafür untergeschoben, desgleichen die den Armen zuerkannten Gelder für die Wiener Helfershelfer entwandt haben sollen, — aber ich frage mich immer noch, wie ist das Alles möglich, wie reimt sich das zu der bisherigen Wachsamkeit der Bürger? Wie stimmt das überhaupt mit der Stellung der Oberalten gegen den Rath? Ein solches Staatsgeschäft ist doch wahrhaftig keine Schreiberangelegenheit, und wie konnten die Oberalten ihr Interesse allein dabei zu wahren meinen, denken überhaupt, daß es durchgehen könne, sogar vor den Augen des Rathes? — Es ist in der That eine Episode voll ungeheurer Unglaublichkeiten!

Es wurde natürlich ein energischer Criminalproceß gegen die Oberalten begonnen, aber, wie gewöhnlich, zog er sich sehr in die Länge. Die Bürger-

schaft soll ganz ruhig gewesen sein, bis die Angeklagten selbst ihr Amt niederlegten; auch das erscheint mir wie die größte Zauberei. Und dann reime man es wieder, wenn ein so tüchtiger Charakter, wie Zimmermann, sagt, „unstreitig hatten mehre von ihnen die Sache selbst — die untergeschobenen Bücher, verfälschten Protocolle, untergeschlagenen Gelder! — für unschuldiger gehalten, als sie aussah, und waren in der Meinung, der Stadt Bestes zu befördern, den Stimmführern, die unter den Bürgern selbst bedeutenden Anhang hatten, gefolgt." Möchte es mir einst vergönnt werden, diese höchst räthselhafte Episode in der hamburgischen Geschichte durch eigenes Forschen in den Documenten des Archives aufzuklären! Oder ist auch dieses Verdienstproblem durch eine andere Hand im Stillen schon vorweg genommen? Lerne ich doch jetzt an diesem meinen schwächsten aller Versuche einsehen, wie einst die fruchtreiche Seele des großen Johannes von Müller geglüht haben muß, als er die Vergangenheit der freien Schweiz durchforschte, als er mit Bienenemsigkeit ihre Archive durchwühlte und über jedes gefundene Datum, über jede gereinigte Thatsache sich freute wie über eine vom ewigen Meergrunde heraufgeholte Perle! Erst seit ich Hamburgs Geschichte kenne, habe ich es geliebt. —

Zwanzigstes Capitel.

Wie der Widerspruch in dieser Episode nun auch zu heben sein mag, so viel ist gewiß, die Oberalten spielten damals eine bedeutende Rolle, Hermann Rentzel rühmte „wir gebieten dem Rathe!“ — sie blieben sowohl als Corporation wie theilweise auch im Einzelnen, je nachdem sie sich durch den Prozeß als mehr oder weniger schuldig erwiesen hatten. Einen allein verfolgte die größte Erbitterung der Bürger, die schwerste Anklage des Prozesses, den Nicolaus Krull, der zur Zeit Präses des Collegiums gewesen uud bereits in den Rath gewählt worden war. Es wurde ihm von dem Volke auf eine tumultuarische Weise mitgespielt, man beschimpfte ihn auf der Straße, sang Spottlieder vor seinem Fenster und beklebte seine Thüre mit Schandbildern. Der Rath wagte nicht, gegen die beleidigte Bürgerschaft aufzutreten, sondern berichtete, als Krull sich einen kaiserlichen Schutzbrief hatte kommen lassen, genau die Gründe, warum solcher angeklagt und aus dem Rathe entfernt worden sei. Man schien in Wien diesen Gründen aber keinen Glauben zu schenken, denn Krull erlangte abermals, im Jahre 1678 und 1680, kaiserliche Schirmbriefe und Mandate, wodurch geboten wurde, den Prozeß aufzuheben und den hart Beschuldigten in seine Stelle wieder einzuführen. Dieses durchzusetzen war besonders sein Freund, der Rathmann Heinrich Meurer, mit thätig. Zwei arg-

listige, verdorbene Charaktere in einer gesunkenen Zeit! Meurer spielte dieses schändliche Spiel um so geschickter, da er mit einem von Natur schlechten Herzen eine bedeutende welterfahrne und wissenschaftliche Bildung in sich vereinigte. Man sagt von ihm, er habe das Taufregister auf die Seite zu bringen gewußt und sich so, achtundzwanzig Jahre alt, im Jahre 1672 durch Hinterlist in den Rath eingedrängt. Als ihm dieses gelungen war, wurde er der tägliche Verräther aller bürgerlichen Angelegenheiten, machte mit dem kaiserlichen Gesandten von Rondeck gemeinschaftliche Sache, erwarb sich dadurch viele Reichthümer, kaufte sich sogar in Wien mehre Häuser und trachtete nach nichts Geringerem, als sich mit Hülfe einiger Consorten zum Alleinherrscher und Despoten von — Hamburg zu machen. Ein tiefes, schauerliches Nachtstück rollt sich hier wieder vor unseren Blicken auf. Man sollte es nicht glauben, daß ein Mensch so sehr Gerechtigkeit und Sitte, Biederkeit und Treue verhöhnen kann, wie Meurer es that, und das in einem Freistaat, wo die kräftige bürgerliche Gesinnung in so schöner Entwickelung und Blüthe gestanden hatte. Wo war der alte Widerspruchsgeist der Bürger, wenn Meurer einen Gevatter nach dem andern zu Amt und Würden erhob? Wo war der frühere Muth, die derbe Entschlossenheit und freisinnige Kühnheit, wodurch man sonst der Ungerechtigkeit des Rathes so energisch entgegentrat? Wohin war die treue republikanische Gesinnung entwichen, wenn Meurer

jetzt ungestraft sich die Bürger-Compagnien unterthänig machen und sogar Münzen mit seinem Bildnisse prägen lassen durfte? — Aber nichts weiter von dieser Entwürdigung der Bürgerschaft und des Staates, von dieser Verleugnung ihrer selbst!

Wie an den Wiener Hof so hatte Meurer sich auch an den Herzog von Celle angeschlossen, Hamburg dadurch heimtückisch zu schädlichen Verträgen verleitet und seinen ergebenen Potentaten große Summen in die Taschen gespielt. Er zog lüneburgische Truppen herbei, als der Dänenkönig nochmals zum Huldigungsakte heranzog, obgleich der König von Frankreich und der Kurfürst von Brandenburg ihre Vermittelung angeboten und die hamburgischen Abgeordneten, welche den König in seinem Lager bei Pinneberg aufsuchten, das Meiste zur Ausgleichung und Vermittelung gethan hatten. Dieser ließ aber nicht anders von seinem Vorhaben ab, als bis ihm durch den sogenannten Pinneberger Interims-Receß vom 1. November des Jahres 1679, 220,000 Thaler zugesichert waren, wonach, auf Meurer's Anrathen sogar ein großes Dankfest gefeiert wurde. Dann konnten die lüneburgischen Truppen, die der Stadt auch noch ein Erkleckliches gekostet, wieder heimziehen.

Meurer hatte in Allem schon die völlige Macht, der übrige Rath wollte, die Bürgerschaft mochte ihm nicht widersprechen. Ernstlicher aber wurde dennoch die Krull'sche Sache betrieben. Der Licenciat Pohlmann war Anwalt der Bürgerschaft

und verlangte, daß die Lage der Verhältnisse dem Wiener Hofe durch eine Gesandtschaft auf Treue und Glauben vorgestellt würde. Ein solcher Schritt konnte dem Meurer keineswegs angenehm sein, weil dadurch Dinge zur Sprache kommen mußten, die er selbst lügenhafter Weise vorgebracht hatte. Deshalb hintertrieb er es mit dem von Rondeck, daß man den Pohlmann der Bürgerschaft entziehen und ihn festnehmen sollte. Diese aber nahm sich des Bedrängten mit einiger Entschlossenheit an und es wurde der Licenciat Daurer als Abgeordneter nach Wien geschickt. Allein Meurer und von Rondeck hatten den Versuch vollständig hintertrieben, so daß es zu keiner Vorstellung kommen konnte. Daurer mußte unverrichteter Sache innerhalb vier und zwanzig Stunden wieder abreisen.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Nun wurde eine kaiserliche Commission von den Berichterstattern in Anregung gebracht, und, wie sehr eine solche der Bürgerschaft auch verhaßt war und der Rath selbst dagegen sich auflehnte, so übergaben die Bevollmächtigten des Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle und der Reichsstadt Bremen am 10. Januar des Jahres 1684 doch schon ihre vorschläglichen Bedingungen.

In dieser bedrängten Lage raffte die Bürgerschaft noch ein Mal alle ihre Kräfte zusammen,

forderte den Licenciaten Pohlmann, den sie als einen durchaus tüchtigen, rechtlichen und unbestechlichen Mann kannte, wiederum zu ihrem Anwalde und brachte es glücklich so weit, daß er nicht bloß zum Advokaten der Stadt sondern auch zum Syndicus ernannt wurde. Allein seiner wirklichen Anstellung traten große Hindernisse entgegen, es erfolgte ein kaiserliches Verbot bei 100 Mark löthigen Goldes, und Pohlmann mußte zurücktreten, obwohl die Bürgerschaft sich fortwährend auf ihre Wahl, ihr Recht und seine Zusage berief.

Diese einzelnen Unterdrückungen und Beeinträchtigungen dienten nur dazu, die Gemüther immer mehr zu entflammen und den Haß gegen die Commissäre zu vergrößern. Diese machten verschiedene Vorschläge, sie wollten Krull wieder eingesetzt und fiscalischen Prozeß gegen ihn eingeleitet wissen, fanden aber weder für das Eine noch für das Andere Gehör. Die Lage mochte dem Rath sehr bedenklich scheinen. Der Geheimrath Heylandt aus Celle war grade das Gegentheil von seinem Namen, er schimpfte die Bürger „Fetthöker und Blechenkrämer" und verursachte eine allgemeine Gährung. Um es nicht zum Ausbruch und zu Thatsächlichkeiten kommen zu lassen, sah der Rath sich daher genöthigt, jedes weitere Vornehmen der Commission sich wohlmeinend zu verbitten und um deren baldige Entfernung anzuhalten, weil es ihm zunächst obläge, für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in der Stadt Sorge zu tragen. Die Commissäre gingen endlich,

nachdem der Rath sogar noch nothgedrungen die Nichtigkeit der Krull'schen Anklage bestätigt und die Unnöthigkeit der Abgeordneten dargethan hatte.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Cord Jastram und Hieronymus Snitger sind zwei republikanische Charaktere, die darum als Heilige vor dem Altar der bürgerlichen Gesinnung aufgestellt zu werden verdienen, weil sie durch die reinsten patriotischen Bestrebungen, aber auch durch eine unglückliche Lage der Verhältnisse und eine gewisse fanatische Verworrenheit und Parteisucht als Opfer für das Gemeinwohl fielen. Man hat oft Scheu gezeigt, die Namen Snitger und Jastram zu nennen, weil sie den Tod der verworfensten Missethäter starben. Es ist an der Zeit, die Rohheit eines Jahrhunderts nicht ferner mit üppigen Farben auszumalen, vor allen Dingen Wahrheit und Gerechtigkeit zu üben und die reine That der Vergangenheit frei von allen Gewissensbissen und unwürdigen Nebenbegriffen, allein im Lichte der Vernunft und Gegenwart darzustellen. Auch die Geschichte muß sich häuten, sie muß die Schlacken abwerfen, welche ihr von einer undankbaren Vergangenheit ankleben. Darum spreche ich nicht von dem unglückseligen Ende der beiden edlen Demagogen, sondern nur von ihren Thaten, welche reich sind an Beweisen der redlichsten Bürgertugend und lautersten

Frömmigkeit. Snitger und Jastram können von dem Hamburger nicht ohne Ehrfurcht und Erhebung zu eigner Würde genannt werden! —

Den beiden Hamburger Bürgern Snitger und Jastram war es, entweder während ihrer Anwesenheit in Wien oder durch den ebendorthin gesandten Licenciaten Daurer gelungen, nicht allein den Bericht des Reichshofraths an den Kaiser über die Krull'sche Angelegenheit, sondern auch andere wichtige Briefe in ihre Hände zu bekommen, woraus hervorging, daß jener Bericht günstiger gelautet hatte, als die bestellten Mandate vermuthen ließen, und welche schwarze Verräthereien und andere Anschwärzungen sonst noch und durch wen betrieben worden waren. In Folge dieser Documente wurde der Bürgermeister Meurer am 5. März des Jahres **1684** „unter die Krone" geladen und von der Entdeckung seiner schwarzen Kunst in Kenntniß gesetzt. Er leugnete Alles, wurde festgesetzt, aber durch sehr unzeitige Zwischenträger dahin vermogt, sein Amt freiwillig niederzulegen. Meurer wurde wieder freigelassen, aber Wort, Eid und Bürgschaft übten nicht die Kraft über ihn aus, daß er sich nicht heimlich entfernte und nach Celle ging, wo schon ein kaiserlicher Schutzbrief und die Ernennung zum Reichshofrath seiner warteten. Daß Meurer seinen Plan nun mit Eifer weiter fortsetzen würde, war wohl zu erwarten, denn die Wollust der Rache schien ihm angeboren zu sein. Es erfolgte deshalb am 5. Juni ein kaiserliches Rescript, in welchem den Snitger

und Jastram bei schwerer Strafe geheißen wurde, zu erklären, auf welche Weise sie zu dem Berichte des Reichshofrathes gekommen wären. Dadurch wurde der Muth der Bürger nur zu neuen Flammen angefacht, sie traten so energisch für ihre Sache wie für ihre beiden wackeren Genossen auf, daß sie den immer verhaßten Windisch-Grätzer Receß am 9. Juni, in Uebereinstimmung mit dem Rath für aufgelöst erklärten. Immer fester, nach so mannigfaltigen Prüfungen, schlang sich wieder das Band der Einigkeit um die gesammte Bürgerschaft und befestigte in den Herzen die lang vermißte thatkräftige Gesinnung, ein Fortschritt, der sich auch in der Verbesserung der Feuerordnung erwies, welche nach einem großen Brande an der Südseite der Stadt nothwendig geworden war. Eben so wenig ließ man die Klage gegen Meurer ruhen oder gar fallen, obgleich auch der Herzog von Celle, der ungehalten darüber geworden war, daß die Commissäre, ohne angehört zu sein, wieder hatten abziehen müssen, als ein gereizter Gegner auftrat. Er ließ die durch sein Land ziehenden Kaufleute verhaften und ihre Güter wegnehmen, besetzte Moorburg und Moorwärder und verlangte am 5. Januar 1685 von Hamburg, daß es Abgesandte nach Harburg schicken möchte, weil er nothwendig mit ihnen zu reden hätte. Als dieses Verlangen kein Gehör fand, da schmähete er und entblödete sich nicht, auf Auslieferung der Snitger und Jastram zu dringen, als wenn ihm durch dieselben Wunder was geschehen sei. Die

Spannung wurde täglich größer, man wollte natürlich weder das Eine noch auch das Andere, Commissions-Kosten bezahlen, geforderte Genugthuung leisten u. dgl. Indessen versäumte der Rath nicht, sich nach einem Vermittler umzusehen, und hatte den Kurfürsten von Brandenburg auch gar bald für diesen Zweck gewonnen. Durch den Präsidenten Ackenhausen und den Minister von Guericke wurde die Sache in Gemeinschaft mit dem Rathe in Ueberlegung genommen und der Herr von Kanitz nach Celle geschickt, den Herzog auf friedliche Gesinnung zu bringen.

Um auch die Bürgerschaft das Ihrige zur Berathung beitragen zu lassen, wurden aus jedem, auch schon aus dem Michaelis-Kirchspiele, sechs, also im Ganzen dreißig Männer erwählt; unter ihnen Snitger und Jastram. Die Sorge dieses Ausschusses, wozu noch sechs Rathsherren traten, ging zunächst dahin, den gestörten Handelsverkehr wieder in das ruhige Geleis einzuleiten. Wesentlich erleichtert wurde dies Geschäft dadurch, daß von Kanitz bereits zu der Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung Hoffnung gemacht hatte. Einige kleine Vergeltungs-Neckereien, welche inzwischen auf beiden Seiten vorfielen, bedürfen kaum der Erwähnung. Selbst die Räumung von Moorwärder mußte den Anschein geben, als sei das Ende des Zerwürfnisses schon abzusehen. Wie ein Donnerschlag aus ziemlich heiterem Himmel traf daher die folgende Begebenheit die Herzen aller Hamburger Bürger.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Es war ein milder Frühlingsabend, am 19. März des Jahres 1685, als Snitger mit seiner Frau von seinem Garten in Hamm zurückkehrte und plötzlich von verkappten Reitern überfallen, gebunden, im Wagen auf den Rücken gelegt und entführt wurde. Eine vorübergehende Frau hatte gesehen, was geschehen war, und erzählte die seltsame Begebenheit sogleich in der Stadt. Es ging die Mähr von Snitger's Entführung wie ein Lauffeuer herum und verursachte überall Unruhe und Bestürzung. Den Reitern sammt dem Wagen nachzusetzen, wurden die schleunigsten Maaßregeln getroffen. Der Oberstlieutenant Eberrank war so glücklich, sie bei der Altenburger Fähre einzuholen. Snitger lag geknebelt neben seiner am Ufer sitzenden Gattin. Daß die Bürger die Wiedergewonnenen mit dem lautesten enthusiastischen Jubel begrüßten, lag in der Natur der Sache, in dem warmen, lebendigen Gefühle für einen der bravsten Mitbürger.

Die verkappten Reiter wurden am 23. März vor die erste gerichtliche Untersuchung gebracht und ihre Angabe lautete einstimmig dahin, daß sie besonders durch den Residenten von Rondeck zu diesem Bubenstück vermocht worden waren. Es erwies sich auch, daß sie noch weiteren Anhang hatten, welcher gleichfalls eingefangen und, wie jene, mit dem Tode bestraft wurde; obgleich ein Drohbrief an Snitger einlief, offenbar von von Rondeck, und des In=

halts: „Werdet Ihr Eurethalben Jemand tödten lassen, sollt Ihr wieder sterben, wenn Ihr auch zehn Hälse hättet und mit zehn Ringmauern umschlossen wäret." Und der Resident erklärte später offen vor dem Rathe, er müsse sich wundern, daß man so grausam mit den Eingefangenen umgegangen. —

Die Vermittelung des Kurfürsten, bei welchem sich der Syndicus Pohlmann und der Rathsherr Meyer als Abgeordnete befanden, nahm durchaus einen versöhnenden Charakter an, da den Hamburgern im Gegentheil daran gelegen sein mußte, den Herzog von seinen übermäßigen Forderungen herabzubringen. Und am Ende meinte der Kurfürst gar, man solle sich lieber nach Wien wenden. Wirklich blieb auch nichts Anderes übrig, die Rathsherren Schafshausen und Möller reisten ab, erlangten erst nach vieler Mühe und durch die Fürsprache der brandenburgischen Gesandten Zutritt, wurden aber zugleich sehr zurückgeschreckt durch die unerhörten Bedingungen, zu welchen auch die Wiedereinsetzung Meurer's gehörte, und hatten überhaupt wenig günstige Aussichten nach Hamburg zu berichten, obgleich sie die Hoffnung nicht fahren ließen. Allein die Meurianer verdarben auch hier wieder durch Zwischentragen und Anschwärzen, was dort etwa schon Ersprießliches geschehen war; so kam es, daß die Abgeordneten unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußten und allgemeiner Unwille die Gemüther erfüllte.

Ueber die hervorgehobenen Meurer'schen Angelegenheiten waren die mit dem Herzog wenig oder

gar nicht weiter fortgeschritten. Die Verständigsten des Rathes wie der Bürgergemeinde hielten dafür, man müsse das Meiste von der Zeit und den Umständen erwarten.

Der Kurfürst hatte brandenburgische Truppen zum Schutz der Stadt angeboten; allein dazu wollte und konnte man sich entweder gar nicht oder nur im höchsten Nothfall verstehen. Ebenso schlug man allgemein eine angebotene Handelsverbindung aus. Snitger und Jastram zeigten sich fortwährend unter denen, welche für die unversehrte Selbstständigkeit der Stadt auf's Höchste begeistert waren, und von der Tugend und dem Patriotismus ihrer Bürger Alles erwarteten. Diese erhebende Gesinnung durch Thaten zu bekräftigen, war ihnen nichts zu lieb und theuer, nichts stand ihnen höher, als das Glück und die unbescholtene Handelsweise ihrer Mitbürger! —

Vier und zwanzigstes Capitel.

Dem Herzoge mochte über die ruhige Beharrlichkeit der Hamburger die Geduld ausgehen, er überfiel daher Bergedorf und die Vierlande, und jene hatten nun Gelegenheit, ihre dem Kurfürsten gegebene Antwort zu bewahrheiten, daß sie zu ihrer Vertheidigung noch stark und tapfer genug wären. Die hamburgischen Truppen fochten gegen die Uebermacht mit wahrer Tollkühnheit, besonders als es der Vertheidigung einer Schanze beim Heckkaten galt, aber

die Maaßregeln des Oberbefehls waren wohl nicht die rechten, der sich zu früh zurückziehende Manecke wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Diese Unordnug herrschte jedoch nicht bloß draußen im Felde, sondern auch in der Stadt und der Bürgerversammlung. Der Rath wollte bloß von Vertheidigung, der übrige Theil der Gemeinde aber auch von kräftigem Angriff wissen, denn es sei nicht recht, daß man dem Feinde, der nebenbei senge und brenne, nur im eigenen Lande bezwinge. Hier habe man immer doppelte Verlüste zu erwarten.

Während man noch also stritt, kamen, auf Pohlmann's Betrieb, schon brandenburgische Truppen an. Abermals heftige Debatten in der Bürgerei. Der Syndicus hatte zu viel für sein Amt und ohne Vorbereitung gethan, man stritt sich nun wieder, wo die Truppen am besten zu verwenden wären, und statt sie nur schnell auf eine Stelle gegen den Feind zu schieben, versäumte man Zeit und Zustände und ließ den Herzog neue Kräfte gewinnen. Es lag aber ein Hauptgrund der Zögerung darin, daß ein allgemeines Mißtrauen die Gemüther beschlichen hatte und man nun hinter dem Rath und Plan eines Jeden Arglist, Bosheit und Verrath vermuthete. Ein böses Zeichen, wenn es durch die gesunkenen Bürgersitten einmal bis dahin gekommen ist. Der Freistaat hat sich dann einen Feind im eigenen Herzen erweckt, den nur Treue und Einigkeit zu besiegen vermögen.

Zu der brandenburgischen Vermittelung war unterdessen auch noch die von Dänemark getreten,

und beiderseitige Abgeordnete hatten Unterhandlungen mit dem Herzoge von Celle angeknüpft. Je mehr aber der Rath sich von diesen Versuchen fern hielt und mit betrachtender Ueberlegung und consequemter Ruhe sich den geschehenen Anträgen entzog, desto williger waren einzelne hervortretende Bürger, darunter namentlich wieder Jastram und Snitger, die Handlungen der Abgeordneten gut zu heißen und, um nicht unzeitige Unruhe und vorlautes Mißtrauen zu erwecken, sich sogar im Geheimen mit dem Könige von Dänemark und seinen Gesandten einzulassen, um Truppen für den größten Nothstand zu unterhandeln! — Das Anerbieten hierzu war vom Könige geschehen, und die guten Bürger hatten zu wenig Ahnung von einer verschmitzten Cabinetspolitik, sie waren in ihrem Herzen zu sehr gute Hamburger, als daß sie dahinter eher etwas Anderes vermutheten, als Arglist und Verrath. Und doch hatte es selbst im Allgemeinen nicht an Warnungen vor Dänemark gefehlt! —

Jeder war zu gut hamburgisch gesinnt; man würde sich noch für feige gehalten haben, hätte man den wahren Zweck der holsteinischen Truppenbewegung auch nur ahnden können. Bedenklicher wurde die Lage jedoch, als jene nach der Elbe ging, und um die Mitte Augusts des Jahres 1686 war kein Zweifel mehr. Snitger und Jastram waren offenherzig die Ersten, welche dem Rath das sie bedrohende Gewitter zeigten, welche auf schnellste Maaßnahme drangen und kräftig den alten Bürgermuth beschworen.

Christian stand an der Alster, verlangte Erbhuldigung und die Schlüssel der Stadt! Alles eilte unter die Waffen, von Brandenburg, Hannover, Schweden, selbst von Celle wurde Hülfe geschickt. Die Stadt hatte acht Tage eine starke Kanonade auszuhalten, sah dann aber auch, durch die Verhandlungen der Minister wie nicht minder durch die bürgerliche Tapferkeit, den Feind sich zurückziehen.

Dagegen brach das ganze Unwetter mit Pöbelsdonner und Regierungsblitzen über Snitger und Jastram los. Wo fand die Distelblüthe des Mißtrauens und des Anschwärzens einen geeigneteren Boden, als in dem der gegenwärtigen Lage, der schon von den Aprilschauern der Vergangenheit, von den Stürmen der bürgerlichen Auflösung und Zerfallenheit durchsickert und gelockert war? Das unheilschwangere Gewölke war aus den tödtenden Schwefeldünsten der nun recht regen Meuterischen Partei zusammengezogen und — es entlud sich über Snitger und Jastram, die mit der größten Ruhe die Anklage des Wahns vernahmen und voll Hochgefühl und Gottvertrauen dahingingen: Hamburg sei gerettet und bleibe frei!

Noch Andere fielen mit ihnen vor dieser catilinarischen Partei, Bürgermeister Schlüter, wahrscheinlich durch Gift; Pohlmann, Krolau, Sylm, Dr. Schultze wurden um Geld gestraft und geächtet, später jedoch von dem Kurfürsten von Brandenburg mit unumwundenem Bedauern aufge-

nommen. Hamburg mußte unendliche Strafgelder zahlen und hatte dafür seinen Bürgermeister Meurer und den Windisch-Grätzer Receß wieder! —

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Erst nachdem die gewaltige Katastrophe vorüber war, erwachte die Bürgerschaft wie aus einem schweren, von Alpdruck begleiteten Traume, konnte die schrecklichen Bilder nicht wieder los werden und trauerte von Herzen, aber nicht still, nicht scheinlos, sondern mit innerem Groll und den Ausbrüchen des Gewissens, die in sittenlose Gleichgültigkeit und eigene Verwahrlosung übergingen. Die Dämonen der Rache schienen zu erwachen und die an der alten Bürgertreue Verzweifelnden zu verfolgen. Selbst die Muse der Geschichte scheint sich zurückzuziehen und die weltlichen Dinge der Erinnerung ferner für unwürdig zu halten. Denn was erblicken wir auf den nächsten Tafeln oder Blättern der Chronisten? — Schreiende Prediger, denen aller Geist des Christenthums abging und die die größte Aufgabe darin suchten, die Obrigkeit zu schmähen oder um nichtige Gegenstände und aus persönlicher Feindschaft mit ihren Collegen zu hadern. Wenn es auch gleich wieder wirklich fromme Prediger, wie den Pastor zu St. Nikolai, Heinrich Horbius, gab, die, nach dem Beispiele des innigen Spener, sich von diesem unchristlichen

Unwesen fernhielten, und der stillen Gottesfurcht nach wie vor treue Anhänger und Pfleger blieben. Aber Horbius mußte dem lauten Meyer zu St. Jakobi unterliegen, er ging freiwillig, weil er nicht wollte, daß um seine Ansicht und Person die Gemeinden länger gegen einander in Aufruhr und Feindschaft stehen sollten. Es dauerten diese Glaubensstreitigkeiten mehre Jahre hindurch, von 1690 bis 1694, und griffen so sehr in das bürgerliche Leben ein, daß sogar die Aemter und Gewerbe aufstanden, um der Ansicht des Zeloten Meyer den Sieg zu verschaffen. Und warum handelte es sich eigentlich? Meyer hatte seine Collegen ohne staatliche Genehmigung dazu vermocht, sich gegen die Calvinisten, wie namentlich gegen den Jakob Böhme, zu erklären. Der Leser mag sich mit diesen Andeutungen begnügen, da wir nicht glauben, daß theologische Zänkereien ein allgemeines Interesse haben, welches nur das rein christliche Element ansprechen kann.

Von größerer Bedeutung ist die abermalige Erscheinung einer Commission in Hamburg, welche die Gelegenheit benutzte, als zwischen Rath und Bürgerschaft sich wieder Uneinigkeiten erhoben, und die letztere mehre von ihr gewählte Rathmänner gleichsam mit Gewalt eingesetzt hatte. Es kam dabei manches zur Sprache, was man lieber schon der Vergessenheit übergeben hätte; außer dem Verdacht, welcher wegen eines Bankbetruges von 56,000 Mark mit auf den Rathsherrn Wegesack fiel, sollten besonders die hinreichenden Gründe zu der Verurtheilung der Snitger

und Jastram dargethan werden, obgleich früher schon fleißige Hände genug geschrieben hatten, diesen Justizmord zu motiviren.

Eine Commission war der Bürgerschaft noch zu allen Zeiten höchst zuwider gewesen, und jetzt war sie es nicht weniger. Man suchte ihre Wirksamkeit daher durch eine Bürger-Commission gleichsam aufzuheben, und erwählte zu dem Ende im Jahre 1698 funfzig Bürger, welche mit dem Rathe gemeinschaftlich die gerügten Mängel und Mißverhältnisse zu tilgen suchen sollten. Sie arbeiteten mit Eifer, wenn auch die Resultate den Erwartungen lange nicht entsprachen. In dem Receß, welcher im folgenden Jahre publicirt wurde, war sogar ein Bußtag angeordnet, welcher statt des bisherigen Dankfestes zur Erinnerung an die Begebenheit des Jastram und Snitger gefeiert werden sollte! — Es würde dadurch Frieden und Ruhe auf jeden Fall in die Stadt zurückgekehrt sein, wenn der tobende Meyer nicht noch einmal, kurz vor seinem Abgang, mit seiner sogenannten Klingelbeutelpredigt aufgetreten wäre und die Gemeinde in Feuer und Flammen gesetzt hätte. Die Verhältnisse und Angelegenheiten der Oberalten waren nämlich kürzlich geordnet und ihnen das Herumgehen mit dem Klingelbeutel abgenommen worden. Nun wollten aber auch die Diakonen nichts mehr damit zu schaffen haben. Der Oberalte Carstens trat aus seinem Amte und Meyer erklärte noch in seiner Abschiedspredigt: wäre die Geschichte mit dem Klingelbeutel nicht gewesen, so würde er die Gemeinde

niemals verlassen haben! — Diese aber sah ihn ungerne scheiden, und, da er ihr im Geheimen versprochen, nach einem Jahre von Greifswalde in ihre Mitte zurückzukehren, so machte sie, als die Zeit verflossen war, Anstalten, ihn wieder zu erlangen. Unter denen, welche mit ihrem Verlangen auch den Rath bestürmten, zeichnete sich als Redelsführer ein Bortenwirker, Namens Balzar Stielke, aus; ja, Stielke hatte sich durch seine bramarbasirenden Redensarten unter dem Volke ein solches Ansehen zu erringen gewußt, daß er mit Trotz und Verwegenheit vor Rath und Collegien auftrat und Alle gleichmäßig im Schach erhielt. Stielke war Einer von denen, die mehr sprechen als sie verantworten können, die aber durch einen Schwall von Sprüchen und gewissen kernigen Grundsätzen sich den Schein einer höheren Sendung beilegen.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Stielke's Ideal von einem Prediger war der Doctor Christian Krummholz zu St. Peter, und Beide wieder waren die getreuen Anhänger des geschiedenen Meyer. Stielke machte den Herold von Krummholz, was dieser auf der Kanzel von Politik und Fanatismus abgehandelt hatte, das verarbeitete jener an Orten weiter, wo er ging und kam. Ja, Stielke wurde sogar der Stifter eines Komplotts, welchem Krummholz die Thüren öffnete, und worin

mit der größten Verwegenheit gegen den Rath und die Oberalten Streiche ausgeheckt wurden. Natürlich konnte dieses unchristliche Treiben nicht verborgen bleiben, Pamphlete und andere Schriften erschienen darüber, allein sie wurden vom Büttel verbrannt und die Bildnisse der Verfasser an den Galgen genagelt.

Was irgend zur Regierung gehörte, das griff Krummholz mit dem verächtlichsten Hohn an. Der Rath hieß bei ihm in den Predigten „ein Räthchen und Magisträtchen". Es ist kaum zu glauben, daß Krummholz durch seine jakobinischen Reden solchen Anhang bekam, daß man Jeden, der gegen ihn züchtigende und strafende Maaßregeln versuchte, sogleich für seines Amtes entsetzt erklärte. Um sich nicht so mitspielen zu lassen, zogen sich viele aus dem Rath zurück, allein sie wurden auch in diesem Falle wieder von der Bürgerschaft der Gewissenlosigkeit bezüchtigt und um 1000 oder 2000 Thaler in Strafe genommen.

Die Verwirrung war in der That sehr groß geworden, die wenigen rechtschaffenen Bürger vermochten mit ihrer Stimme nicht durchzudringen, und so mußten sie sehen, daß plötzlich wieder eine kaiserliche Commission in Hamburg einzog, doch diesmal fast wie erwünscht und gelegen; und eine ansehnliche Truppenzahl, bestehend aus Reiterei und Fußvolk, ihr nachfolgte. Diese soldatische Begleitung verursachte eine große Bestürzung und man beruhigte sich nicht eher, wollte nicht anders den Gedanken an eine schnelle Vertheidigung aufgeben, als bis die

englischen Gesandten und mehre Fürsten hoch und heilig versichert hatten, daß der Grundverfassung der Stadt nicht im Geringsten zu nahe geschehen solle.

Krummholz hörte unterdessen nicht auf mit seinen Schimpf- und Schandpredigten und die Gefangennahme traf ihn gleichsam im vollen Werke. Auch Stielke und Andere wurden hart bestraft, doch Keiner mit dem Leben. Dies war indessen nur eine Nebensache, man mußte zuerst äußere Ruhe haben, ehe man an die weitere Arbeit über die Stadtangelegenheiten denken konnte. Vier Jahre verweilten die Mitglieder der Commission mit der größten Behaglichkeit, obschon ihre Thätigkeit durch den Tod Josephs des Ersten und den Thronwechsel nothwendig unterbrochen wurde, und brachte als Früchte derselben im Jahre 1710 den vorläufigen Unionsreceß, im Jahre 1712 aber den weit bedeutenderen Hauptreceß, nach welchem das höchste Recht und die höchste Gewalt, kurz die ganze Staatssache bei dem Rath und der erbgesessenen Bürgerschaft gemeinschaftlich sein sollte. Beide Parteien ergänzen sich, keine vermag etwas ohne die andere; doch leuchtet ein, daß dieser Grundgedanke durch die entwickelteren Ideen der Neuzeit längst unzulänglich und unhaltbar geworden ist, daß er gar sehr der Nachhülfe und neuen Bestimmung, einer charakterfrischeren Motivirung bedarf.

Indessen wollen wir das große Reformwerk auch nach der Zeit würdigen, in welcher es, nach den Ansichten, durch welche es in's Leben gerufen wurde,

und darin seinen Segen und seine brauchbare Tüchtigkeit nicht verkennen.

Dieses „unwiderrufliche Fundamental=Gesetz, Regimentsform oder Haupt=Receß" wurde im Jahre 1781 und vervollständigt schon wieder 1782, mit Einleitung und Erläuterungen von Ludwig von Heß herausgegeben, und dieses Buch, wenn ich nicht irre, auf dem Schandblock verbrannt; eine Procedur, die, jetzt vorgenommen, schwerlich ihren Zweck mehr erreichen würde, nämlich den, das freie Wort für ehrlos zu erklären und Jeden, der künftig etwa noch sich aussprechen möchte, durch solches Vorspiegeln von einem schändenden Autodafé, von einem literärischen Galgen zurückzuschrecken und ihn sich vor dem Rechte seiner erwachten Vernunft segnen zu lassen. Es ist merkwürdig, daß dieses letzte (?) Ereigniß der Art mit dem letzten Verbrennen einer angeblichen Hexe zusammenfällt.

In dem zweiten Artikel jenes noch geltenden Fundamental=Gesetzes heißt es: „Solchemnach sollen E. E. Rath als ordentliche Obrigkeit und gemeiner Stadt alle und jede Bürger und Einwohner, vermöge ihres respective theuer geleisteten Eides und Gelübdes treu und hold zu sein, deren Bestes suchen und Schaden abwenden, als sie best können und mögen, und da sie was erfahren, das wider E. E. Rath und diese Stadt wäre, sollen sie solches demselben getreulich vermelden. — Dahingegen E. E. Rath sich anheischig macht, dero Bürger und

Einwohner ihme allzeit zu allen Gunsten befohlen sein zu lassen, gesetzmäßige Freiheit — (was ist aus der Redefreiheit geworden?) — Privilegien und Gerechtigkeit zu schützen und zu vertreten, lieb und werth zu halten, denenselben allen beförderlichen Willen zu erweisen — (doch wohl auch zum Fortschritt in Staatssachen?) — und absonderlich nach dem gegenwärtigen Hauptreceß, dem Höchsten wie dem Niedrigsten unparteilich und unververzögerlich sein Recht widerfahren zu lassen."

Von Heß macht in seinem dritten Paragraph über diesen Receß folgende historische Bemerkung: „Das Grundgesetz der Stadt Hamburg ist zwar nicht mit Drachenblut geschrieben, oder eigentlicher geredet, es hat zwar keine Drakonische Schärfe, aber es hat doch Bürgerblut gekostet. Und kann man sich darüber auch wohl wundern, wenn man erwägt, daß dieses Grundgesetz die höchste Macht zum Gegenstande hat, an welcher zu jenen unruhigen Zeiten ein jeder Bürger Theil haben wollte. — Die Magistratspersonen, deren Vorfahren seit langer Zeit die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten, verkannten die bürgerliche Gleichheit, sie begnügten sich nicht daran, daß sie die ersten in der Ordnung waren, sondern sie wollten auch die Ersten im Staate sein, und erhoben sich über die Gesetze. Diesen Stolz des Patriciats konnten diejenigen Bürger nicht vertragen, welche in ihrer Jugend gelernt hatten, daß die bürgerliche Freiheit von dem Gehorsam gegen die Gesetze

unzertrennlich, und, daß der Bürger im eigentlichen Verstande kein Bürger sei, wenn die ordnungsmäßige Gleichheit der Bürger aufgehoben worden; wenn die bürgerliche Obrigkeit sie nicht bürgerlich behandelte. Sonach mußte es geschehen, daß der Staat sich bald auf die Seite der Aristokratie, und bald auf die Seite der Anarchie neigte." —

Die Herren der Commission würden ihren Aufenthalt wahrscheinlich noch länger ausgedehnt haben, wenn die Natur oder vielmehr ein böses Schicksal der ihrer überdrüssigen Stadt nicht zu Hülfe gekommen wäre. Eine Pest machte rein Haus!

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Durch dieses verheerende Uebel gewann das Leben in der Stadt ein völlig anderes Ansehen. Nicht sowohl, daß es ruhig ward, sondern es kam eine Bewegung ganz eigener Art, nämlich die, welche aus der Angst vor dem Tode und den religiösen Bedürfnissen hervorging. Jeder glaubte, mit dem letzten Glockenschlage seine letzte Stunde schlagen zu hören. Vielleicht hätte eine solche Umgestaltung auch einen Krummholz zum Schweigen gebracht, oder würde er die Gelegenheit nicht um so mehr benutzt haben, seinem Zelotismus Worte zu geben? Wer nie re=

ligiös gewesen war, wer nie Kirche und Abendmahl besucht hatte in der lenbensreichen Stadt, der wurde es damals, der that es in jenen Tagen der Seuche. Das heilige Mahl galt ja als die Eröffnung der Pforte zum ewigen Leben. Die Prediger fanden an den Sonntagen nicht Zeit und Raum, Brod und Wein auszutheilen, sie mußten mehre Wochentage zu Hülfe nehmen. Und durch die Straßen fuhren neben den Buße Uebenden die stark beladenen Leichenwagen zum Dammthore nach der Sternschanze hinaus, wo man so schnell wie möglich die Kadaver in einer großen Grube los zu werden suchte, welche noch jetzt ein sorgfältig erhaltener Hügel andeutet.

Auch die Begebenheiten, welche einiger Erörterung werth, da sie eine und andere Einrichtung betreffen, sind eine Folge religiöser Ansprüche und Bedürfnisse. Doch wurde dadurch die unheimliche, unheilvolle Stille nur wenig unterbrochen.

Die Katholiken, deren Zahl sehr zusammengeschmolzen war, hatten sich zu ihren gottesdienstlichen Verrichtungen bisher in dem Hotel des geistlichen Gesandten eingefunden. Nun aber vergrößerte sich die kleine Gemeinde durch verschiedene französische Flüchtlinge und Uebersiedler. Diese machten deshalb den Vorschlag, ein Haus am Pilatuspool zu kaufen und es zur Kapelle einzurichten. Von einem solchen Unterfangen wollten Viele wieder aus der Bürgerschaft nichts wissen, sie gaben dem Rath ihr Mißvergnügen

zu erkennen und daß die Katholiken sich dadurch unfehlbar mehr Macht anmaaßen würden. Der Rath verbot dort deshalb die Einrichtung eines solchen gottesdienstlichen Hauses, mußte aber sehen, daß der kaiserliche Gesandte seinem Befehle keck Trotz bot, indem er in seiner Wohnung, der großen Michaelis-Kirche gegenüber, eine ähnliche Kapelle dennoch wieder anlegte. Nun gerieth die gesammte protestantische Geistlichkeit und mit ihr die Volksmenge in Zorn und Bewegung. Diese besonders ließ ihren Unwillen in Excessen, die einem Aufruhr ähnlich sahen, laut werden. Sie versammelte sich in dichtem Gedränge vor jenem Hotel, verübte allerlei Unfug, riß die Planken nieder und warf die Fenster ein, drang zuletzt in das Haus und den Saal selbst ein und richtete eine schauderhafte Verwüstung an.

Der Gesandte berichtete über diesen kränkenden Vorfall unmittelbar nach Wien, und es erfolgte ein kaiserlicher Befehl in den härtesten Ausdrücken, wornach Hamburg gehalten sein sollte, dem Gesandtschafts-secretair Lampe nicht bloß seinen Schaden gehörig zu ersetzen, sondern außerdem in zwei Monaten auch noch eine Summe von 200,000 Thaler Strafgelder zu erlegen, desgleichen eine Gesandtschaft von zwei Rathsherren und zwei Oberalten nach Wien zu schicken, um Abbitte für den geduldeten Frevel zu thun. Nur durch Vermittelung von Braunschweig und Preußen erlangte es Hamburg, daß jene Summe auf 200,000 Gulden herabgesetzt wurde, und der

edle Prinz Eugen, welcher überhaupt in der ganzen Angelegenheit zu Gunsten der Stadt sich sehr thätig zeigte, suchte dem Akt der Abbitte möglichst das Herbe und Bittere zu nehmen. Es geschah dies in Wien am 27. Juni des Jahres 1721. Der Bürgermeister Mattfeld aber soll sich die Sache so sehr zu Herzen genommen haben, daß er starb.

Acht und zwanzigstes Capitel.

Ueber sein Münzwesen hatte Hamburg immer mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gewacht und, sein Geld hatte daher in der ganzen Welt einen trefflichen Klang. Viel anders hielt es damit Friedrich der Vierte, und besonders jetzt, da er in tiefe Geldnoth gerathen war, schien es ihm völlig gleich, wie stark seine Münze versetzt und daher an Werth herunter gebracht wurde, gelang es ihm dadurch doch allein, eine größere Quantität zu verausgaben! Dieser königliche Leichtsinn mußte bei den Geschäftsmännern Hamburgs ein gerechtes Mißvergnügen hervorbringen, wie denn die Spannung in den allgemeinen Angelegenheiten noch niemals beseitigt worden war. Jenes aber wurde dadurch nicht wenig gesteigert, als man sich genöthigt sah, den wahren, d. h. schlechten, Werth des neugeprägten dänischen Geldes in den Cours=

zetteln zu bestimmen. Darob ergrimmte der König, ließ hamburger Schiffe aufbringen und verlangte, die Bürger sollten sein Geld für völlig erklären und annehmen! Erst durch britannische Vermittelung wurde der König von diesem seinem Eigenwillen abgebracht, und wenigstens ein friedlicher Geschäftsverkehr wieder hergestellt. Die Folge war aber, daß Hamburg selbst eine sogenannte Courantbank anlegte und gewöhnliche courante Münze ausprägen ließ. Daneben duldete man freilich die dänische Münze, bestimmte jedoch immer genau ihren eigenthümlichen Werth, so daß der König sich im Jahre 1725 genöthigt sah, diese Maaßnahme anzuerkennen und seine Münze nicht höher auszugeben, als sie nach dem Cours angesetzt war. Doch suchte er sich auch wiederum dadurch zu rächen, daß er seinem Volke im Jahre 1727 gänzlich untersagte, von den Hamburgern ihre Waaren zu beziehen, noch sich überhaupt mit ihnen in Geld- und Geschäftsverbindungen einzulassen. Für Altona mußte diese Sperre am schmerzlichsten werden, und es fehlte daher nicht, daß Groll und Unzufriedenheit über Aufopferung des bürgerlichen Wohlstandes laut wurden. Hatte Altona sich doch noch lange nicht von dem ungeheuren Brande erholt, der dasselbe am 9. Januar 1713 heimgesucht und bis auf einige Kirchen und Häuser in einen Schutthaufen verwandelt hatte!

Hamburg, welches sich bei jener Brunst gegen die unglücklichen Altonaer so menschenfreundlich und

ächt christlich benommen hatte, ließ auch jetzt, eben so sehr im fremden wie im eigenen Interesse kein Mittel unversucht, das Zerwürfniß, welches unter dem Nachfolger König Christian dem Sechsten fortdauerte, zu heben. Dazu wurde besonders die Gelegenheit benutzt, als der Syndicus Surland und der Rathsherr Castrop nach Kopenhagen reisten, um dem Könige zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen; allein dieser wußte nichts weiter vorzuschlagen, als „die Stadt solle auf Mittel denken, wodurch das königliche Geld einen sogenannten natürlichen und gleichen Cours mit dem hamburgischen erhielte!" Im Uebrigen blieb der König dabei, seine Gerechtsame im Münzverfahren sei offenkundig. Als die Hamburger eine solche Deutung und Erklärung aber durchaus nicht gelten lassen wollten, da nahm er wieder zu Gewaltstreichen seine Zuflucht, ließ Schiffe im Sunde anfallen, und verübte kleinliche Plackereien mancherlei Art. Der Syndicus Klefeker und Rathsherr Rumpf wurden wieder abgeschickt, mit dem Könige zu unterhandeln, und indem sie gelobten, die Courantbank solle aufgehoben und eine Summe von 500,000 Mark dem hungerleidenden Könige ausgezahlt werden, erlangten sie es, daß die eingezogenen Schiffe los und die Sundfahrt überhaupt wieder frei kam. Mit dem schlechten Gelde blieb es jedoch ganz wie früher.

Sonst gingen diese Jahre ziemlich ruhig dahin, die Staatsverhältnisse waren zur allgemeinen Zu-

friedenheit geordnet und das Leben selbst gewann an Friedsamkeit und Behaglichkeit. Die durchgreifende Reform hatte auf den Bürgersinn wohlthätig gewirkt und diesen selbst an stillere Gleise gewöhnt. Daher war man nach diesem Charakter beflissen, auch das Aeußere zu verbessern und für einen angenehmen Genuß des Daseins Sorge zu tragen. Die Stadt selbst erfuhr manche Ausbildung, die der Aufzeichnung wohl werth ist. Manche Einrichtung, manches Institut, manches Gebäude wurde durch den regen Eifer, welcher Alle gemeinschaftlich beseelte, in's Werk gerichtet.

Freilich kamen noch die schlesischen Kriege und später der siebenjährige Krieg von 1756—1764, worin der große Preußenkönig Friedrich der Zweite eine so bedeutende Rolle spielte, aber Hamburg lag dem Schauplatze zu fern und hatte daher das Glück, in jene Bewegung nicht hineingezogen, in seiner geschäftigen Muße nicht gestört zu werden. Wenn daher die ganze hamburgische Staatsgeschichte jetzt mehr und mehr eine Kulturgeschichte wird, so ist auch das ein Ruhm für Hamburg, daß, als das geistige Leben in Deutschland überhaupt einen neuen und kräftigen Aufschwung nahm und die oft genannte Periode der klassischen Literatur vorbereitet und eingeführt wurde, es auch damals nicht zurückblieb, sondern an einflußreichen Charakteren, an wichtigen Erscheinungen und eingreifenden Thatsachen seinen glänzenden Beitrag lieferte. Hamburg nimmt

in der Geschichte der deutschen Literatur einen sehr ehrenvollen Platz ein, und es darf auch in seiner allgemeinen Geschichte nicht übergangen werden, was es in dieser Hinsicht gewirkt, geschaffen und geleistet hat. Denn ja so viel werth als die Begebenheiten eines van Lowe, eines Krummholz ist doch wohl, was Männer, die eines ewigen Ruhmes genießen, in der Mitte gewerbthätiger Bürger durch die Kraft ihres hellen Geistes zur allgemeinen Culturentwickelung hier gethan haben? Wenn ein solcher Einfluß Hamburgs im achtzehnten Jahrhundert auch nur in einzelnen Partien, Gruppen oder Charakteren gegeben werden kann, so muß dadurch doch schon so viel gewonnen werden, daß der Leser über seine engen Gränzen hinaus einen Blick auf die große Geisterbewegung werfen und darnach seine heimischen Zustände begreifen und würdigen lernt! Wer wollte immer nur an den nackten Thatsachen, an der Bürgerscholle kleben und sich nicht einen erhebenden, großartigen Ueberblick des Zusammenhanges der Welt verschaffen? Dazu dient nicht bloß der Handel, welcher immer eine einseitige materielle Richtung behält, dazu dienen vor allen Dingen Literatur und Kunst, welche das Gemüth veredeln und die Seele für das Göttliche im Menschenleben empfänglich machen. Freuet sich doch jeder Gebildete, daß Hamburg auch in dieser Hinsicht oft und gerne genannt wird, und wir sollten unser Herz dadurch nicht ja so sehr erweitert fühlen, als durch die größten Resulte, welche

die Bürgerschaft für ihr leibliches Wohl oft mit harten Kämpfen davon getragen hat? Uns sollte die feindselige Seite eines verworrenen und aufgelösten Lebens mehr rühren und bewegen, als die friedliche eines stillen Studiums und höheren Daseins!

Neun und zwanzigstes Capitel.

Um das eben Angedeutete weiter auszuführen, so weit es der Raum hier gestattet, knüpfen wir sofort bei dem zunächst Liegenden und in die Augen springenden wieder an.

Schon im Jahre 1604 war in der Gegend der jetzigen kleinen Michaelis-Kirche, als ein Filial der Nikolai-Kirche, eine Kapelle gegründet worden, die ihren Namen von dem Michaelistage erhielt, an welchem sie im Jahre 1606 eingeweihet wurde. In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges siedelten sich hier hinter der neu errichteten Mauer immer mehr Flüchtlinge an und der in dieser Gegend befindliche Kirchhof mußte nach dem Platze, wo jetzt die große Michaelis-Kirche steht, verlegt werden. Endlich im Jahre 1647 erhielt die Nikolai-Kirche eine gewisse Summe und erklärte nun dieses Quartier für eine von ihr abgelöste, selbstständige Gemeinde, die bisherige Vorstadt wurde in eine Neustadt ver-

wandelt und im Jahre 1647 zu einer größeren Kirche der Grundstein gelegt, welche jedoch erst 1661 ganz vollendet dastand. Als fünftes Kirchspiel durch Rath und Bürgerschluß erklärt und als solches zu den Versammlungen vollgültig berechtigt wurde die Michaelis-Gemeinde endlich am 31. Januar des Jahres 1678 und von ihr zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wiederum die Gemeinde des früher sogenannten Hamburger Berges als Filial abgenommen. Im Jahre 1750 zündete ein Blitzstrahl den Michalis-Thurm an und legte ihn sowohl wie die ganze Kirche in Schutt und Asche. Aber schöner und großartiger, in Form eines griechischen Kreuzes, erhob sich die neue Michaelis-Kirche wieder in den Jahren 1751 bis 1778, ohne daß jedoch beständig daran fortgearbeitet worden wäre, durch den großen Baumeister Sonnin entworfen und in ihrem Bau geleitet, so daß sie das beste Denkmal seines Namens und seiner Tüchtigkeit ist. Wenn der Styl auch nicht rein nach griechischen oder gothischen Begriffen, der Thurm sogar nicht einmal ganz fertig geworden ist, so zeugt doch der ganze Entwurf von einer einfachen, edlen Auffassung mit dem sichtlichen Bestreben, dem Geist der neuen Zeit eine eigene Kirchenform zu schaffen, welche gesinnungsvolle Thatkraft allein und ganz für sich betrachtet schon hoher Anerkennung würdig ist.

Ferner können wir hier gleich erwähnen die Gründung des neuen Waisenhauses, welches in den Jahren 1782 bis 1785 gegründet und vollendet

wurde, und Zeugniß giebt von einer ehrenfesten bürgerlichen Gesinnung, in einer Zeit, wo die tiefere Auffassung des Christenthums sonst sehr darniederlag und die reine evangelische Lehre durch einen Bahrdt und Andere bis in's Triviale gemißbraucht und entstellt wurde.

Vor allen Dingen muß auch die Stiftung der patriotischen Gesellschaft, welche in das Jahr 1765 fällt, erwähnt werden, hervorgerufen durch die Professoren Büsch und Reimarus und den Doctor Pauli. Damit das Institut eine gewichtigere und durchgreifendere Wirksamkeit erzielen möchte, wurde es am 8. April des Jahres 1767 durch den Senat feierlich bestätigt, und die im Jahre 1789 vom Senator Günther vorgenommene Revision seiner Gesetze hat dasselbe in einer vielseitig nützlichen und segensreichen Thätigkeit erhalten. Diejenigen, welche in die patriotische Gesellschaft aufgenommen wurden, lernten hier, im Kreise erfahrner, das Gemeinwesen liebender Männer, über die wahren Vortheile der Künste und Gewerbe nachdenken, sie lernten einsehen, daß hier die wahre hohe Schule sei, um sich für ein treues und gewissenhaftes Leben im freien Staate geschickt und tüchtig zu machen. Viel Gutes ist durch die patriotische Gesellschaft geschehen, mehr ist von ihr noch zu erwarten, wenn sie sich nicht zu strenge abschließt, sondern mit einem Blick die Stadt, mit dem anderen die Welt und ihre Kreisung in Obacht behält, wenn sie nicht aufhört, ihr redliches Gemüth

durch zeitfrischen Thau zu erwärmen, mit dem individuellen Willen die universellen Ideen zu vermählen! Wenn es einst Grundsatz der Gesellschaft war, sich gegen Alles zu stemmen, was die Revolution aus Frankreich an politischem Fanatismus und unsittlichem Wahnsinn einzuschwärzen suchte, so ist es nun doch wiederum an der Zeit, die Seele offenzuhalten für das, was zur Ehre und Zierde des Jahrhunderts gehört, und man könnte es ihr wahrlich nicht verargen, wenn sie es wäre, welche im edleren Sinne die Censur handhabte und den Austausch freier Rede beförderte! Wir fragen, ob nicht eine abermalige Revision des Instituts nöthig geworden? —

Dreißigstes Capitel.

Hamburg hat viele Kämpfe, nicht bloß mit den Menschen, sondern auch mit den Elementen bestehen müssen, um seine Existenz zu bewahren. Es ist aus dem Verlauf dieser Geschichte klar geworden, wie viele Male das Feuer, von der Gründung der Stadt an bis zur Maikatastrophe, ihr größere oder kleinere Theile zerstört und einen ungeheuren Schaden zugefügt hat. Hamburg kann über diesen seinen Kampf mit den beiden gewaltigsten Elementen eine eigene merkwürdige Geschichte liefern, wie man denn

neuerdings Gelegenheit genommen hat, die Reihe der Brandunfälle in historischer Uebersicht aufzustellen.

Für dies Mal wollen wir eine neue Gewaltherrschaft des tobenden Wassers benutzen, um, hier schicklich einflechtend, einen Ueberblick der Ungunst zu geben, welche Hamburg doch auch von seiner treuen, schützenden und nährenden Elbe auszustehen gehabt hat. Es sind dieses die großen Sturmfluthen und Deichbrüche, zu deren Erinnerung beim Deichthore der Obelisk aufgerichtet steht mit der Inschrift: „Die Elbe, von den Regengüssen eines trüben Sommers angeschwollen, drang über unsere Fluren ein, drohte unserer Stadt ungewohnte (?) Gefahren, und stieg bis an unten bezeichnete Linie: Den 21. Juli 1771.

Eine der größten Sturmfluthen, welche zu nachdrücklicher Dammrüstung aufforderte, begann am 21. Januar 1625. Der Strom schwoll höher und höher und riß ein Stück nach dem andern von den Deichen ab. Dazu führten die heftigen Windstöße mit dem Treibeis eine rasende Wirthschaft. Alle Niederungen der Stadt und Umgegend wurden überschwemmt, die Katharinenkirche wurde beschädigt, die Gräber wurden aufgewühlt, und die Sargreste mit ihrem Inhalt sogar sollen auf den Fluthen umhergetrieben sein. Ein Schiff von 170 Lasten wurde durch den Deich bei der Vogelstange in den Hammerbrook hinein- und wieder zurückgeschleudert. Ein Kajütenjunge, welcher sich allein auf dem Schiffe befand, soll diese Reise wohlbehalten mitgemacht haben.

Ueberhaupt war das ganze siebenzehnte Jahrhundert reich an Sturmfluthen, sie wiederholten sich mit Gewalt und zu immer neuem, ungeheurem Schaden in den Jahren 1642, 1648, 1653, 1654, 1655 bis 1661. Man hatte kaum Anstalten zur Abwehr getroffen, so wurden die mehr oder weniger vorgeschrittenen Dammbauten schon wieder weggerissen. Viele Menschen fanden in den Wogen ihr Grab, welche sich durch die Vorstadt St. Georg fortwälzten. Es wurden in jenem letzten Jahre vier Bußtage nach einander angeordnet, weil aller menschliche Widerstand vollkommen ohnmächtigtig erschien, und man allein durch Gebet und festes Gottvertrauen dem Unheil zu wehren hoffte. Auch eine rührende Geschichte von einer Thatsache bei irgend einer dieser Sturmfluthen und Eisgänge lebt mir aus Jugenderzählungen im Gedächtniß. Ich will die Tradition, welche etwas recht Herzlich-Wehmüthiges und Poetisches hat, hier niederlegen, zum Ersatz für viele ähnliche Geschichten, welche damals passirt sein mögen.

Ein Hamburger Postillon mußte beim Zollenspeicher über die Elbe, er kannte den theilweisen Inhalt seines Felleisens, es war auch eine Begnadigung für einen auf Tod und Leben Angeklagten darin. Nichts kann ihn abhalten, das gefährliche Wagstück mit der gebrechlichen Decke des Treibeises in solcher Strömung zu begehen. Er ist schon mitten auf der Elbe, da weichet alles um ihn, keine Scholle weiter, als die, auf welcher er ruhig und gefaßt mit seinem Pferde hält. Er sieht seinen Tod vor Augen, setzt

sein Horn an den Mund und versinkt, indem der letzte Ton eines geistlichen Liedes mit dem Rauschen des Wassers melancholisch dahinstirbt! —

Auch das achtzehnte Jahrhundert brachte in Zwischenräumen verderbliche Zerstörungen durch Elbdeichbrüche über das hamburgische Gebiet. So kamen bei einer solchen Gelegenheit in Ritzebüttel und den dazu gehörenden beiden Dörfern Groden und Döse, im Jahre 1717, 306 Menschen, 210 Pferde und gegen 2000 anderes Vieh um. Ueber hundert Gebäude wurden dort theils gänzlich weggerissen, theils unbrauchbar gemacht. Dieselbe Verwüstung, wenn auch mit weniger Lebensgefährdung, wiederholte sich im folgenden Jahre, nachdem man sich kaum gesichert zu haben glaubte. Am 24. Novbr. 1736 stand das Wasser am Rathhause einige Fuß hoch, ja es war sogar in die ansehnlich hinaufgehende kleine Johannisstraße hineingedrungen und hatte die Fässer im Rathsweinkeller zum Treiben gebracht.

Eine der letzten Fluthen, welche ihre volle Macht geltend machten, fand im Jahre 1771, und zwar mitten im Sommer, im Juli, Statt. Besonders hatte Curslak und die ganze Gegend zwischen Bergedorf und Hamburg viel auszustehen. Die Kirche in Moorfleth stand ganz unter Wasser und sogar die hoch gelegene Predigerwohnung blieb nicht verschont. Der Senat war ununterbrochen versammelt, theils um die nöthigen Vorkehrungen und Milderungen der Wassergewalt zu berathen, theils um den Geflüchteten, Noth- und Gefahrleidenden einen hülf-

reichen Trost zu verleihen. Ebenso arbeiteten die Bürger der Baudeputation mit der größten Anstrengung, aber leider! wurden die rechten Maaßregeln zu spät ergriffen, es fehlte, wie gewöhnlich bei solchen Zufällen in republikanischen Verhältnissen, die augenblickliche, unmittelbare Energie. Man traute dem Elemente zu viel Rücksicht und Bescheidenheit zu, man hatte keine rechte Vorstellung von der Größe der möglichen Gefahr. Es wurden Sandsäcke gelegt, steinbeladene Fahrzeuge vor den Brüchen versenkt. Des Vergleiches wegen und um die Stimmung zu beurtheilen, stehe hier folgende Stelle aus dem damals erschienenen Publikandum: „Ob wir gleich zu der großen Langmuth des Höchsten das demüthigste Vertrauen haben, Er werde die, diese gute Stadt drohende Wassergefahr annoch in Gnaden abwenden, und die dazu angewandten Mittel gesegnen; so haben wir, Bürgermeister und Rath, dennoch jedermänniglich, stadtväterlich anzeigen wollen, daß wir zu eines jeden Warnung, bei wirklich eintretender Wassergefahr für die Stadt, das Signal durch Abfeurung zweier Kanonen und durch Rührung der Trommel geben lassen wollen, damit die in den Kellern und niedrigen Gegenden Wohnenden sich und ihre Habseligkeiten retten mögen. Nachdem diese Signale gegeben worden, hat ein Jeder, dessen bürgerliche Pflicht es erfordert, sich an seine behörige Stände zu begeben und daselbst seiner Schuldigkeit getreulich nachzukommen.“ rc. —

Um das Wasser wieder abziehen zu lassen, mußten, außer den geöffneten fünf Schleusen vom Deichthore bis Moorfleth, in dem Billwärder-Elbdeich am 18. Juli noch mehrere Einschnitte gemacht werden, wonach die Wogenmasse sich denn am 21. schon so ziemlich verloren hatte. Das Theater wurde auf vierzehn Tage geschlossen, jede Tanzlustbarkeit strenge untersagt und ein allgemeiner Bußtag auf den 28. Juli angesetzt, womit zugleich eine Collecte für die Unglücklichen verbunden werden sollte. Es brachte diese nicht weniger als 20,969 Mark 10 Schillinge ein; diejenigen Beiträge ungerechnet, welche die verschiedenen anderen Confessionen aus ihren Gemeinden beisteuerten! Der Schaden wurde auf 1,500,000 Mark geschätzt.

Ein und dreißigstes Capitel.

Das Hamburger Stadt-Theater spielt eine zu bedeutende Rolle in der Geschichte der Literatur und Kunst, es ist ein zu merkwürdiger und lichtvoller Punkt in den Thatsachen des Jahrhunderts, als daß wir es unterlassen könnten, ihm ein eigenes Capitel einzuräumen, ohne noch zu erwägen, daß das Theater ein so bedeutendes Moment geworden ist, um das sich ein großer Theil der Lebens- und Sittlichkeitsfragen drehet.

Ohne alle Banden aufzuzählen, die seit 1630, wo des ersten Schauspiels gedacht wird, in Hamburg aus- und einzogen und mit dem Hanswurst ihr Wesen trieben, wozu ihnen Bretterhäuser und andere schauerähnliche Gebäude auf dem großen Neumarkt, auf dem Neuenwall und in der Fuhlentwiete eingeräumt wurden, fangen wir mit dem Opernhause an, welches durch den, die Kunst und besonders das Theater beschützenden Rathsherrn Gerhard Schott im Jahre 1677 am Gänsemarkt erbaut und bereits im folgenden Jahre mit der Oper „Adam und Eva" eröffnet wurde. Unter den Componisten, welche hier ihr Talent entwickelten, ist vor Allen Kaiser zu nennen, so daß Hamburg sich rühmen durfte, nicht bloß die erste deutsche Oper, sondern auch den ersten deutschen Opern-Componisten zu besitzen. Da die Oper sogleich mit einem bedeutenden Pomp und Glanz ausgestattet wurde und Schott selbst einen Ehrgeiz darin suchte, seinen Mitbürgern dieses Vergnügen in möglichster Vollkommenheit zu gewähren, so war der Andrang immer so groß, daß das ziemlich geräumige Haus die Zuschauer regelmäßig nicht zu fassen vermochte. Diese Gewöhnung des Publikums an theatralische Pracht mußte der Entwickelung des Schauspiels natürlich sehr hinderlich werden. Dennoch aber wagte es die Madame Neuber im Jahre 1728 in der Fuhlentwiete ihr Theater ohne Hanswurst zu eröffnen und an einer Reform des deutschen Schauspielwesens zu arbeiten. Zehn Jahre später, als die deutsche Oper am Gänsemarkt aufgehört hatte,

miethete sie das dortige Haus und fuhr mit Begeisterung fort, für Veredlung der Kunst und Reinheit des Geschmacks zu wirken, bis endlich Schönemann ihr nachfolgte, Männer wie Eckhof, Ackermann, Brockmann, Schröder in dieser Schule sich ausbildeten und die klassische Periode der deutschen Schauspielkunst heraufführten!

In dieser ewig denkwürdigen Epoche des hamburgischen Theaters gab es wieder zwei Partieen oder Richtungen, von denen die erste von Lessing, die andere aber von Schröder ausging, die eine für die Kritik und das Kunsturtheil, die andere für die Belebung des dramatischen Sinnes so höchst wichtig geworden ist. Drei Privatleute, Löwen, Bubbers und Tillemann übernahmen im Jahre 1768 das Theater und beriefen Lessing zu ihrem Dramaturgen. „Ich stand eben am Markte (des Schriftstellerns) und war müssig," sagte er selbst. "Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich Niemand zu gebrauchen wußte, bis grade auf diese Frunde in Hamburg." Lessing verwaltete leider nur ein Jahr dieses Amt, wählte selbst die aufzuführenden Stücke und sagte dann seine Meinung darüber, aus welchen einzelnen Urtheilen die berühmte Dramaturgie hervorgegangen ist. Schröder brachte hier im Jahre 1776 zuerst den „Hamlet" auf die Bühne, nachdem Göthe's „Götz von Berlichingen" vorhergegangen war. Schmidt sagte deshalb mit Recht: „Von Hamburg ging die Shakespear'sche Welt über Deutschlands Bühnen aus." Es würde zu weit

führen, die Tugenden des großen Schauspielers Schröder hier weiter auseinander zu setzen, es genügt, zu bemerken, daß der Domherr Meyer, auch Einer von Hamburgs bedeutendsten Männern, ihn für wichtig genug gehalten hat, die Schicksale seines Lebens in drei ansehnlichen Bänden mit großer Treue und Umständlichkeit zu beschreiben.

Zur Charakterschilderung der Zeit und ihrer Zustände gehört auch der Streit, welcher sich zwischen dem Pastor Schlosser zu Bergedorf, der ein Stück für das Hamburger Theater geschrieben hatte, und dem streng gläubigen Hauptpastor Melchior Götze, der darüber einen mächtigen Lärm machte, erhob. Lessing mischte sich kräftig darein und es wurden viele Schriften hin und her gewechselt, in welchen das Moralische oder Unmoralische des Theaters und sein Zusammenhang mit dem strengen Christenthum am Ende die hauptsächlichsten Themata bildeten. Schon früher, im Jahre 1747 hatte der Pastor Neumeister zu St. Jakobi heftig gegen das Theater gepredigt und geeifert, als in einer Bretterbude auf dem großen Neumarkt französische und italienische Stücke gegeben wurden, und die Bewegung, welche darüber unter dem Volke herrschte, eine allgemeine Verwilderung und Entsittlichung hervorzubringen, kurz, den Kirchenbesuch und die Wirkung der Religion völlig zu vernichten schien.

Zwei und dreißigstes Capitel.

Zur Zeit, als Albrecht von Haller am südlichen Ende Deutschlands die Alpen und die Wunder der Natur in einer frischen und kräftigen Sprache besang, dichtete Friedrich von Hagedorn, geboren zu Hamburg am 23. April 1708 und gestorben eben hier am 28. October 1754, leichte, liebliche Lieder unter einem schattenreichen Baume in Harvstehude, unter welchem er seinen Lieblingssitz hatte und der zu seinem Andenken lange im Munde des Volks fortgelebt hat. — Schon früher hatte der Bürgermeister Barthold Heinrich Brockes, geboren zu Hamburg am 22. September 1680 und gestorben am 16. Januar 1747, aus der Fülle seines reichen, frommen Gemüthes malerische Empfindungen gesungen und religiöse Naturbetrachtungen in Verse und Gedichte gekleidet, welche unter dem Titel „irdisches Vergnügen in Gott" eine ehrenvolle Stelle in der damaligen deutschen Literatur einnehmen. Ohne alle poetischen und literarischen Bestrebungen zu erwähnen und Hamburgs gelehrte, berühmte Männer des viel genannten Jahrhunderts in dieser allgemeinen Geschichte aufzuzählen, genüge es vor Allen, noch an Klopstock, „den heiligen Sänger", zu erinnern, der die Stadt zu seiner zweiten Heimath wählte, dreißig Jahre in der Königstraße wohnte und Hamburg lange zu einem von allen Talenten gesuchten und gefeierten Ort machte. Büsch, Sonnin, Reimarus sind schon oben genannt, Reimarus, der über die na-

türliche Religion, über die Triebe der Thiere in noch jetzt sehr lesbaren Werken mit reichem Scharfsinn und großer Beobachtungsgabe philosophirte, mit einer Gründlichkeit, die durch ihre anspruchslose Anmuth Bewunderung erregt und selbst über die Eigenschaften des Blitzes die glücklichsten Forschungen anstellte, so daß er für seine Mitbürger ein zweiter Franklin, eigentlich der erste wurde, und so auch eines unauslöschlichen, gerechten Andenkens werth und würdig ist. Damals reiste Bartels nach Italien, und zeigte durch seine Briefe aus Calabrien und Sicilien, daß es auch unter den Hamburgern hochgelehrte Männer gäbe, die mit dem heiteren Sinne des Lebens den Ernst und die Würde der Wissenschaft, insbesondere die Tiefe und den Umfang des in voller Blüthe stehenden Studiums der Kunst des Alterthums, den wahren Kern der historischen Forschung zu vereinigen wüßten. Das war eine gute Zeit, wo Winkelmann nach Hamburg pilgerte, um sich aus der Bibliothek des verstorbenen großen Gelehrten Fabricius einige Bücher zu erhandeln, und unter den Patriciern Hamburgs kunstsinnige Beschützer anzutreffen sich freuen durfte, wo der wackere Röding bald als Knabe begann, für sein Museum zu sammeln!

Drei und dreißigstes Capitel.

Im Handel und Geschäftsverkehr hingegen gab es schon um die Mitte des Jahrhunderts bedeutende

Störungen und Uebelstände, die zu der geistigen Regsamkeit und literarischen Beweglichkeit einen schrillenden Gegensatz bildeten. Es ist freilich ein schlechter Trost, wenn man sich sagen muß, das ist ganz in der historischen Ordnung, das ist immer so gewesen, wo das Eine kam, da war auch das Andere! Senat und Bürgerschaft waren freilich einmüthig geschäftig, dem Gang des Lebens mit Berathungen und gesetzlichen Anordnungen zu folgen, aber das Grundübel, Leichtsinn und eingerissene Gewissenslosigkeit ließen sich schwerlich in die alten Gränzen zurückbringen, welche durch das Ueberströmen der Revolution erst völlig niedergerissen wurden.

Am besten faßt man den Charakter und die Lage des Verkehrs jener Zeit auf, wenn man sich die Situationen aus den Worten und Gründen vergegenwärtigt, womit im Jahre 1753 schon die revidirte Fallitenordnung eingeleitet wurde: „Demnach die Erfahrung, leider! mehr als zu viel bezeuget, wasgestalt durch die in dieser Stadt von Tag zu Tage sehr überhand nehmende Pracht und Ueppigkeit, auch ein durch thörichte Nachahmung fast allgemein gewordenes verschwenderisches Leben, dabei das Nöthige im Handel und Wandel verabsäumt wird, viele Bürger und Einwohner sich den Verfall ihrer Nahrung zuziehen, und dadurch zu bankerottiren genöthigt werden; Andere wohl gar boshafter Weise, um sich zu bereichern, falliren, und Andere bei ihren Fallissementen sich allerhand gottlose Betrügereien zu Schulden kommen lassen, wodurch nicht nur das

Commerlium merklich gestört und der allgemeine Credit geschwächt, sondern auch öfters andere Kaufleute, ja wohl Wittwen und Waisen unverschuldeter Weise mit in's Verderben und in Armuth gestürzet werden" 2c. —

Eine solche Schilderung stimmt denn freilich schlecht zu dem Luxus der Kunst und zu der Pracht der Opern- und Balletdarstellungen, durch welche Lockspeisen das Schauspielhaus überfüllt und die Gemeinde in einer unausgesetzten verschwenderischen Bewegung erhalten wurde! Aber, wie schon gesagt, sind diese Gegensätze regelmäßig vorhanden, und es zeigt meistens die Kunst einen blendenden Glanz, wenn das Leben selbst einer völligen Auflösung nahe ist.

Zu dieser Entsittlichung hatten französische Einflüsse wahrlich nicht das Wenigste beigetragen! Hamburg war am ehesten und meisten dazu geeignet, die gallische Ueppigkeit, den leichten Ton der Gesellschaft in seine Mauern aufzunehmen und ihm durch den bisherigen Handelsgewinn reichliche Nahrung zu geben. Dieses, alle bürgerliche Ordnung auflösende Unwesen erreichte seinen höchsten Grad, als die Revolution ausbrach und nun durch die zahlreichen Emigranten freilich viel neues Geld in Umlauf gebracht, aber auch — Paris nach Hamburg verpflanzt wurde. Nun wurde Alles französich, die Mode, die Sprache, die Lectüre, der Gesellschaftsgeist, der Verkehr und — die Sitte. Der Krebs fraß in Hamburg um so stärker und schneller um sich, weil er im Uebrigen noch viel Gesundheit vorfand, und das Jahrhundert schließt

mit einem Dunkel, nach welchem auch für das folgende wenig Licht zu erwarten sein mußte. Grade als sollte das letzte Jahr das schmerzlichste und demüthigendste sein, so war es das an Bankerotten reichste und verwundendste. Endlich, damit das Maaß voll würde und es dem schauerlichen, von der untergegangenen Sonne des Glücks und der Biederkeit rabenschwarzen Schauspiele nicht an der ebenbürtigen Beleuchtung fehle, so gingen viele Häuser in Flammen auf, welche von verzweifelnder, verbrecherischer Hand angezündet waren! —

Hamburgische
Geschichte
des neunzehnten Jahrhunderts.

Von
Christern.

Hamburg & Leipzig,
Verlag von Schuberth & Comp.
1843.

Erstes Capitel.

Ich hätte die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts gerne mit einer großen Idee angefangen, aber die Umstände sind diesem Wunsche nicht günstig. Hamburg glich einem Instrumente, dessen tiefste Saite gesprungen ist, und die nun mißtönend auf dem Resonanzboden liegt. Und doch spielte die Zeit ihre bald schrillenden, bald traurigen Weisen fort! Der Kriegsdrache hatte Unheil und Verderben ausgespieen, statt der klaren Elbe schien hier die schlammige Seine zu fließen, und die Stürme aus Westen trieben immer mehr dunkle Wolken am Horizonte zusammen.

Man hat von jener ersten Revolution große Dinge gerühmt, man hat sie fast über Reformation und Christenthum gesetzt, man hat über sie Meinungen und Ansichten verbreitet, die an das Ueberschwengliche gränzen. Hier kann ich vielleicht eine Idee anbringen, allein es ist die des Widerspruchs und der Verneinung. Für Hamburg hat die Revolution früher oder zuerst nur Unglück gebracht, und ist später auch ohne Nachwirkung, ohne Heilkraft für die geschlagenen Wunden geblieben. Der Grund davon ist nicht in der Stärke, sondern in der Schwäche Hamburgs, theils aber auch in dem

republikanischen Charakter, am meisten wohl in dem Mangel an politischem Sinn und in der sinnlichen Sorglosigkeit zu suchen. Hamburg hat Opfer gebracht, es hat Schritte zu seiner Selbsterhaltung gethan, die die Bewunderung und die Werthschätzung eines Jeden verdienen, der die Freiheit liebt, aber es ruhte zu früh auf seinen Lorbeeren, es war zufrieden mit der äußeren Freiheit, und hat darüber die innere verloren, wenigstens nicht erreicht und ergriffen, als der günstige Moment da war. Hamburg kann in dieser Hinsicht ein ebenso erhabenes, als lehrreiches und wehmüthiges Beispiel geben. Hamburg ruhte, es freute sich der nach schweren, kummervollen Tagen wiedergewonnenen Freiheit, aber es wußte von seiner Errungenschaft keinen Gebrauch zu machen. Darum ist die Revolution für Hamburg doppelt unselig gewesen; sie hatte ihm so Vieles genommen, sie hatte es gedehmüthigt bis zur Verzweiflung, und als die reifen Früchte am Baume der Erkenntniß hingen, als die Zeit der Ernte da war, da blickten die Bürger nicht vor, sondern rückwärts, sie hatten für nichts weiter Sinn als für den Status quo. Die Erniedrigung war ihnen zu tief in die Glieder gefahren, sie hatten unter Napoleon's Gewaltstreichen geduldet und geblutet und daher nicht gleich so viel Muth und Bewußtsein, zu ihrem Senat zu sprechen und den gerechten Lohn für die Opfer und Leistungen zu verlangen. Der Senat setzte sich voll Freude wieder zum Regieren

zurecht und die Verfassung, welche schon hundert Jahre gehalten, mußte noch länger halten. Zwar hatte Abendroth Manches angedeutet, was zu verändern und zu verbessern sei, doch waren es eben nur Andeutungen; denn von einer Repräsentation Aller, welche gefochten und dem Tode mit Freuden in's Antlitz geschaut hatten, war keine Rede. Ich tadle nicht so sehr die Stimmung der Bürger; ich begreife, daß denen, die eben centnerschwere Fesseln getragen, andere von weit geringerem Gewicht federleicht erscheinen mußten; aber ich verdenke es dem Senat, daß er nicht dankbarer war und das Werk vollendete. So ist Alles wieder eingeschlafen oder vielmehr eingeschläfert worden, und Niemand hat darauf gehört, wie sehr auch der Zeitgeist durch das Maschinenwerk der hundert Jahre gerade alten Verfassung fuhr und die Zeit selbst an dem eisernen Fachwerk rüttelte!

Ich muß auch einleitend von Solchen reden, die das Ende des achtzehnten und den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gerne als ihr goldenes Zeitalter betrachten, und von der Zeit der sogenannten Emigranten als von der guten, alten Zeit reden. Es war allerdings damals in neuen Canälen viel Geld in Umlauf, es hatten die, welche nicht Handel trieben, keinen gränzenlosen Schaden und Verlust Preis gegeben waren, viele frohe fruchtbare Tage. Es wurde der zweiten Classe die Aussicht zum Genuß eröffnet, während die erstere schon gelebt und ausgelebt hatte. Ja, das war

die Herlichkeit, das viel gelebt wurde! Die Jugend vor Allen stürzte sich in den Strudel der Leidenschaft hinein, sie war höchst leichtsinnig aufgewachsen und erzogen, sann nur auf Abenteuer und muthwillige, ausgelassene Streiche, und warf sich darauf mit demselben Leichtsinn, mit derselben Lust, Alles mitzumachen, in die Heere der Befreier hinein. Wenn die Kampfeslust bei Vielen auch patriotisches Gefühl war, bei Manchen war es Tollkühnheit, der Rausch, welcher sich von dem Einen auf das Andere stürzte; doch, muß ich hinzusetzen, nur bei der Jugend aus den höheren Ständen, denn diese hatte die ganze schöne Zeit durchgekostet und sehnte sich nach Abwechselung. Als auch dieses Spiel vorüber war — Mancher hatte in seiner Tollkühnheit eine ehrende Wunde erhalten —, als das Geld ausging, die Augen offen gingen, da trat bei vielen Zerfallenheit, Unlust, Mißvergnügen, Verzweiflung am Leben ein. Das ist die Jugend jener Zeit, die gerast hat, und nun an der ganzen einsylbigen Welt kein Vergnügen mehr findet, die jetzt wie verlassen umherwandert und in ihrem Alter mit wehmüthiger Zerknirschung, mit einstigen Cumpanen der guten alten Zeit spricht, dem geängsteten, gebrochenen Herzen Luft zu machen.

Das ist der Charakter des Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts für Hamburg, dessen Details und Geschichte ich jetzt weiter erzählen will. Ein Gemälde voll Farbe, voll Draperie und Staffage, wenn auch nicht voll Himmel und Licht. Um aber

das Charakter- und Sittengemälde zu vollenden, muß ich, gleichsam durch einen Gewaltstreich, mit einer That anfangen, die das Kainszeichen auf der Stirn trägt, die lange wie ein Mährchen von Mund zu Mund, nicht ohne Schaudern und Kreuzungen, erzählt worden ist, und mit den grellsten Farben zeigt, was Allen mehr oder weniger in der Seele lag. Es ist die That Rüsau's! —

Zweites Capitel.

Ich erzähle also kurz diesen Beitrag zur Sittengeschichte und beginne dann die äußere Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Rüsau, ein Rigaer, hatte seine ganze Jugend hindurch mit dem Mangel zu kämpfen, in seinem elterlichen Hause wußte man nicht, was Ueberfluß sei. Aber neben der Armuth herrschte darin die Gottesfurcht, der Knabe Rüsau wurde angehalten, religiöse Bücher zu lesen, was ihn später wahrscheinlich bewog, ohne hinlängliche Aussichten nach Erlangen zu wandern und sich der Theologie zu widmen. Auch der Student Rüsau hatte daher mit dem größten Mangel zu kämpfen, und es würde ihm nicht möglich gewesen sein, seine Studien fortzusetzen, wenn der Mann, bei dem er sich eingemiethet, ihm nicht Manches hätte zufließen lassen. Ein Beweis ferner, daß Rüsau damals ein stilles, solides Leben geführt haben muß, liegt darin, daß

jener Erlanger ihm sogar ansehnliche Summen vorschoß, mit der einzigen Bedingung, daß sie unter glücklichen Verhältnissen zurückgezahlt werden sollten.

Mit einer solchen Vergangenheit, gut theologisch gebildet, aber arm und voll Schulden kam Rüsau nach Hamburg und wurde Candidat des Ministeriums. Auch jetzt war das Glück ihm noch nicht hold. Er nährte sich durch Unterrichtgeben, verdiente aber wenig damit. Seine anhaltende Armuth lehrte ihn den eigentlichen Werth des Geldes kennen, und seine gewohnte Häuslichkeit und Sparsamkeit gingen nach und nach in Geiz über, doch artete dieser nicht so weit aus, daß ihm darüber die allgemeine Achtung entzogen wurde. Unter den Häusern, in denen Rüsau Unterricht gab, befand sich auch die Schule der Madame Zier. Hier lernte er die Unterlehrerin Elisabeth Pätau kennen, welche im Jahre 1785 die Schule übernahm. Rüsau war nicht ganz jung mehr, im Jahre 1751 geboren, sehnte er sich schon nach einem festeren, bestimmteren Lebensverhältniß, deshalb trug er diesem Mädchen, das ihn wirklich liebte, seine Hand an, während er sich durch diese Heirath vor allen Dingen eine sorgenfreie Lage zu sichern suchte. Beide arbeiteten und wirkten nun gemeinschaftlich für ihr Institut und Rüsau sah, wie auch ihm, dem Familienvater, das Glück endlich zu lächeln anfing. Von seinen frühern Zuständen und Verhältnissen war ihm jedoch ein Hang zur

Melancholie übrig geblieben, der von Zeit zu Zeit wieder hervortrat, oft gerade und plötzlich, wenn er die größte Ursache hatte, recht heiter zu sein. Diese melancholischen Qualen vermehrten sich, als die Schule zu sinken anfing, theils durch die ungünstigen Zeitverhältnisse, theils aber auch durch die eigene Schuld. Rüsau's Geiz nahm dermaßen Ueberhand, daß er krank wurde, sobald eine Rechnung zur Bezahlung eingereicht wurde.

Bei der Schule konnte Rüsau nicht mehr bestehen, er gab sie deshalb auf, und etablirte Johannis 1802 mit dem Kaufmann Kunst eine Manufakturwaaren-Handlung. Auch dieses Geschäft widerte ihn bald an, da es nicht den erwünschten Vortheil brachte; Rüsau wurde immer ernster, zurückgezogener in seinem Gemüth, er erwog unaufhörlich die Zeitumstände und seine Lage und erblickte in Allem nur die schwärzeste Zukunft. Man hat diese seine Sorge für die Zukunft sinnlos, ja geradezu schon wahnsinnig genannt, man hat seinem strengen und schweigsamen Charakter besonders vorgeworfen, daß er allen Lebensfreuden gram und feind gewesen sei, allein gewiß mit Unrecht. Die Grundlage von Rüsau's Melancholie war gewiß ein tiefes religiöses Gefühl, welches dem Knaben eingepflanzt, worin der Jüngling durch seine Studien in der Armuth bestärkt worden war. Uebertriebene Melancholie kann ich Rüsau'n nicht Schuld geben; seine Gesinnung stach gar zu grell ab mit der jener frivolen Revolutionszeit.

Man sagt, er betrachtete den jugendlichen Frohsinn seiner Tochter als den Anfang der Schande und des Lasters; wer sagt uns, daß dieser unter einer anderen Beschaffenheit der öffentlichen Meinung nicht offenbarer Leichtsinn würde genannt worden sein? Es soll nicht zu glauben sein, daß die Mutter der Tochter ein Uebermaaß des Vergnügens gestattet habe, und wundert sich, daß Rüsau es scharf gerügt habe, als seine Tochter, freilich mit Bewilligung der Mutter, eine Nacht außer dem Hause, auf einem Garten zubrachte? Rüsau und sein Verbrechen klagen die Zeit und ihre Ansichten an, sie beschwören den Dämon der Vergeltung über ihn selbst herauf. Rüsau's Charakter erhält erst durch den Geist der Zeit sein volles Licht, und, weil das Geschlecht so viel von dem allgemeinen Leichtsinn zu tragen, weil die Grundsätze der Encyclopädisten jeden christlichen Sinn, und besonders in dem zuerst und am meisten angesteckten Hamburg aus dem Leben verbannt hatten, deshalb klang die That Rüsau's so lange, wie ein Echo der Gewissensbisse in den Herzen wieder und die Mütter segneten sich im stillen Schauder vor der That, wie vor der Zeit!

All' das Angedeutete muß man zusammennehmen, um zu begreifen, was in Rüsau's Seele vorging, seine That kann nicht nach dem Recht, oder dem religiösen Glauben, sondern nur nach dem Charakter der Zeit beurtheilt und gerichtet werden, und wer sich dann aus jener Periode ohne Schuld

fühlt, wer sich rein weiß von allen gallischen Einflüssen, der werfe den ersten Stein auf ihn! Rüsau war kein gewöhnlicher Mörder, der mit der Sitte und dem Gesetz zerfallen ist, es herrschte in seinem Gemüthe ein Kampf zwischen Ansichten und Ansichten, zwischen Zeit und Zeit, und — er erlag.

Rüsau war am 14. August 1803 mit seiner ganzen Familie bei seiner Schwiegermutter; er war, mehr noch wie gewöhnlich, einsylbig, still und verschlossen. Bei Tische entschlüpften ihm die Worte: „Nun sollt ihr bald Alle glücklich sein," auf welche seine Frau ihm zur Antwort gab: „Was sollte ich noch glücklicher werden können, ich liebe Dich und unsere Kinder, wir sind gesund und haben keine Nahrungssorgen (?). Also war es dies doch wohl nicht, warum Rüsau so mit der Welt in Disharmonie gerathen war, so gab es doch wohl eine tiefere Ursache, die man, von dem Zeitgeist dahingezogen, nur nicht bemerken konnte und wollte? Ich wiederhole dies, weil ich über Rüsau von jeher mir eine andere Ansicht gebildet habe, weil ich ihn immer als einen Märtyrer sittlicher Wahrheit betrachtet habe. Ich will damit keine Ehrenrettung geben, sondern nur eine praktische Schilderung der Verhältnisse.

Gegen Abend kehrte die Rüsau'sche Familie nach Hause zurück. Alle begaben sich zur Ruhe, nur — Er nicht. Die aufgehende Sonne fand ihn noch wachend. Schnell erhob er sich Morgens

vier Uhr, opferte zuerst seine Gattin und dann seinen liebsten Sohn. Kein Laut entschlüpfte den sterbenden Lippen. Ruhig konnte Rüsau zu seiner Tochter hinaufgehen, und an ihr ebenfalls das schauderhafte Werk vollenden. Dann folgten die beiden jüngsten Töchter von drei und sieben Jahren. Die zweite Tochter schlief noch wieder in einem höheren Zimmer unter mehreren Kostgängerinnen, sie allein mußte auch unter diesen fallen!

Rüsau hatte noch so viel Besinnung, daß er mit schwacher Stimme das Dienstmädchen weckte, ihr zu sagen, daß er ausginge. Er eilte zum Deichthore hinaus, sich zu ertrinken, aber die Straße war schon belebt. Er eilte nach der Alster, aber ihr Stand war so niedrig, daß er, nunmehr auch wohl ohne gehörige Besinnungskraft, seine Absicht nicht erreichte. Er raffte sich wieder auf, suchte in seinen Taschen nach einem kleinen Messer, aber keine Wunde wurde tödtlich. So blieb er erschöpft liegen, bis ihn am Nachmittage zwei Bürgermeisterdiener fanden, denen er sogleich Alles gestand.

Der sechsfache Mörder wurde von seinem Defensor Dr. Schleiden unter die Kategorie der partiell Wahnsinnigen gebracht, nur der eigentliche Grund blieb unerwähnt. Das Gericht that nach dem Gesetz, was seine Pflicht war.

Auffallend und ganz im Sinne der obigen Darstellung sind die Worte, welche Rüsau zu einem Bekannten sprach, der ihm bemerkte, Niemand

könne seine That und deren Ursache ergründen: „Das glaube ich, doch weiß ich Einen, der kennt sie, Gott!“ Gegen einen Andern äußerte Rüsau: „Ich möchte gerne in dem Gedächtniß meiner Mitbürger eine mildere, bessere Meinung zurücklassen.“ Dieser antwortete: „Sorgen Sie nicht, Ihr Name soll noch mit — Ehrfurcht genannt werden.“ Diese Worte wirkten gewaltig auf Rüsau, seine matten Augen strahlten auf und sein ganzes Wesen schien sich zu erheben, heißt es. Seltsam aber tiefsinnig waren auch jene Worte. Ob man sie begreift! — Merkwürdig ist es ebenfalls, daß der Staat, wie ihm zustand, Rüsau's Vermögen nicht einziehen wollte. Der Unglückliche machte mit Ruhe und Besonnenheit sein Testament über ungefähr 12000 ℔, und mit einem Anflug von Schwärmerei, doch zugleich auch wieder mit einer leisen Andeutung zur Lösung des schauerlichen Räthsels vertheilte er unter den Gefangenen etwas — Backwerk, mit den Worten: „Dies ist auf der Welt das Letzte, was ich habe und verschenken darf. Erinnern Sie sich meines Unglücks und sie werden redliche Menschen werden und bleiben!“ —

Drittes Capitel.

Je mehr die Revolution in ihren Folgen sich entwickelte, desto unsicherer und ungewisser wurden alle Zustände. An die Umwälzung der Gesellschaft

knüpfte sich die Umwälzung der Staaten und ein allgemeiner Nothstand trat an die Stelle des Rechtes. Auch Hamburgs freie Selbstständigkeit soll damals schon an einem Haar geschwebt, mehre Cabinette über seine Zukunft die speziellsten Berathungen gepflogen haben. Man wollte unter dem Scheine des Schutzes und der Ordnung vielleicht nur Besitz ergreifen, um nachher desto mehr verlieren zu können.

Eine der ersten Mächte, welcher Zeit und Umstände dienen konnten, um lange gehegte Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen, war die, welche von jeher mit Hamburg, wenn auch nicht geradezu in einem feindlichen, so doch in einem gespannten Verhältniß gestanden hatte. Wie sollte sie sich der Gefahr aussetzen, daß andere ihr vielleicht zuvorkommen möchten; deshalb machte sie gleichsam spielend den Versuch, um zu sehen, wie es ginge, wenn es Ernst sein und werden sollte. Es muß in mancher Hinsicht auffallend bleiben, daß die drei nordischen Mächte, Rußland, Schweden und Dänemark die obwaltenden Verhältnisse benutzten, um gegen England aufzutreten und seinem Handel auf dem Festland energische Gränzen zu setzen. Nachdem man auch noch Preußen in den Bund aufgenommen hatte, wurde festgesetzt, daß Bremen und Hannover von Preußen, Hamburg und Lübeck aber von Dänemark besetzt werden sollten, während dieses noch den Sund, beide Mächte zusammen die Mündungen der deutschen Flüsse zu sperren haben würden.

Kaum hatte Hamburg von diesen Maaßregeln Kunde erhalten, so machte es die beharrlichsten Gegenvorstellungen, fand aber für sein eigenes Interesse kein Gehör, und mußte sich mit der Erklärung zufrieden geben: „Es könne mit der Besetzung der Stadt zwar noch Anstand haben, doch sei sie an sich durch die Umstände höchst nothwendig geworden.“ Ungeachtet dieser vertröstlichen Nachricht brachen die unter dem Prinzen Karl von Hessen bei Itzehoe stehenden 12,000 Mann dänischer Truppen dennoch plötzlich nach Hamburg auf, indem nur eben vorher, am 28. März 1801, dem Senat eine flüchtige Anzeige davon gemacht worden war. Nun erhob sich die Bürgerschaft mit rüstigem Muth und heroischer Entschlossenheit, nie hatte ein ähnlicher Gewaltstreich solche Aufregung, solche zornflammende Entrüstung hervorgebracht, welche selbst zu einem momentanen Zerwürfniß mit dem Rathe führte, denn dieser konnte dem Willen, Widerstand zu leisten gegen eine so weit überlegene Macht, kein Gehör geben. Der Rath brachte zwei Mal in Vorschlag, die Stadt gutwillig zu übergeben, erhielt aber beide Male eine verneinende Antwort, und vermochte erst dann nach den aufgeregtesten Verhandlungen seinen Vorstellungen Eingang zu verschaffen, als auch der Feldmarschall die heiligste Versicherung gegeben hatte, daß die Freiheit der Stadt an sich nicht im Geringsten beeinträchtigt werden sollte.

Es war Palmsonntag Morgen, als die Dänen

unter den zornerfüllten Ausbrüchen der Menge zum Thore hereinzogen und mehrere Wachen wie auch einen Theil des Walles besetzten. Die von Hamburg zwischen Glückstadt und Curhaven in der Elbe ausgelegten Tonnen wurden weggenommen, alles englische Eigenthum mit Beschlag belegt und den Schiffen untersagt, nach England auszulaufen. Die für die Truppen verlangten Lieferungen wurden geradezu abgeschlagen, obgleich man sich hinterher wieder dazu verstehen mußte, Zahlungen zu leisten.

Während dieser Vorfälle in Hamburg hatte die englische Flotte unter Parker und Nelson den Sund besetzt, allein die dänische Seemacht hielt sich so tapfer, daß England nichts weiter als einen Waffenstillstand für sich zu erreichen vermochte. Nicht lange darauf starb Paul, der menschenfreundlichere nnd friedlicher gesinnte Alexander bestieg den russischen Thron und flößte auch den Hamburgern neue belebende Hoffnungen ein. Es wurde eine Deputation abgesandt, um ihm die bedrängte Lage der Stadt vorzustellen. Alexander war diesem Ersuchen schon von selbst geneigt, weil er einsah, daß, um das allgemeine Gleichgewicht zu erhalten, England in Rücksicht auf Frankreich nicht gelähmt werden dürfe. Deshalb suchte er mit Ersterem ein friedliches Verhältniß sogleich wieder herzustellen, hob die Schranken auf und bewog auch Friedrich Wilhelm von Preußen, den Handelsverkehr auf der Elbe wieder frei zu geben. Dänemark versagte der nenen Maßregel seinen Beifall

nicht und ließ die Stadt am 23. Mai von seinen Truppen räumen, mit denen man sich während der Zeit ihrer Anwesenheit überhaupt besser vertragen hatte, als es anfangs den Anschein hatte. Doch war die Freude über den Abzug, welche nicht unterbleiben konnte, nur kurz, es sollten sich bald andere unangenehmere Gäste wieder einstellen.

Viertes Capitel.

Napoleon überzog Hannover mit seinem Heere und sperrte seinerseits, also abermals, die Elbe, um englischen Waaren den Zugang abzuschneiden. Davon war die ganz natürliche Folge, daß auch England die Mündung der Elbe wie der Weser in Sperrung setzte und so jeden Handelsverkehr vernichtete. Hamburgs Lage wurde die traurigste von der Welt, sein Lebensathem war gestört, obwohl auch die Rückwirkung auf das ganze übrige Deutschland nicht ausbleiben konnte. Aber noch hatte die Stadt das erworbene Geld, den glänzenden Reichthum, es konnte sich dadurch selbst nöthigenfalls über unglückliche Verhältnisse täuschen, wenn nur nicht auch Anderen ein solcher Glanz in die Augen geleuchtet hätte. Ein Solcher mit lüsternem Blick war der General Mortier, welcher im Herbste 1803 eintraf, um, wie er sagte, den Wunsch der hannöver-

schen Stände nach einem Darlehn, persönlich zu unterstützen. Dieses Darlehn bestand in 1,700,000 Mark Banko gegen 4 Procent Zinsen, worüber der Pariser Moniteur betheuernd erklärte: Frankreich habe die Garantie für die Wiederbezahlung übernommen und werde strenge Erfüllung unter Umständen sich zur Pflicht machen! —

Allein diese bedeutende Summe war wenig geeignet, um Hamburg vor der Entwickelung des Krieges zu schützen und es von den ferneren Uebergriffen des Weltenstürmers auszuschließen. Man muß die zahllosen Brochüren lesen, welche in jenen Tagen erschienen, und welche alle darauf ausgingen, die täuschenden Reden und einschläfernden Versprechungen in ihrem rechten Lichte darzustellen, um die Empfindungen und Aussichten des an eigener Vertheidigung doch immer höchst schwachen und unzulänglichen Hamburgs begreifen zu können. Was es gethan und an begeisterter Tapferkeit bewiesen hat, das hat es im Vertrauen auf Gott und die alte Heiligkeit deutschen Rechtes und Gesetzes gethan, daß, es falle wie es falle, jedem sein Loos zugewogen sei, daß der Himmel die nicht verläßt, die ihn und sich selbst nicht verlassen. Noch können wir uns von Augenzeugen erzählen lassen, was damals geschehen ist, noch wissen sie uns mit der größten Lebendigkeit anzugeben, wo und unter welchen Gefühlen sie zuerst dem nahenden, schleichenden Feinde gegenüber gestanden, wie sie mit noch unsicherer Hand auf ihn gezielt, unter Angst,

Mühe und Schweiß Schanzen und Wälle gegen ihn aufgeworfen haben. Ich habe nicht ein Mal, ich habe viele Male den Berichten mit Lust und Wehmuth zugleich zugehört, ein heiliger Schauer durchfuhr mein Gebein, wenn ich sie ihren Tag begehen sah. Ich habe nicht ein Mal, sondern viele Male gestanden wie der junge Franzos auf dem Bilde von Vernet, der kleine Napoleon von Gyps waren hier die drei Thürme, am liebsten aus Erz gegossen, auf daß sie mit Ewigkeit täuschen, und die würdige Matrone mit dem beredten Munde war der Schutzgeist Hamburgs, vielleicht die alte, blauäugige Germania selbst, welche meinem lüsternen Ohr von den Tagen der Opfer erzählte. Meine Seele glühte, auf mein Herz fiel eine Thräne und — ich dachte an Hamburg! — Wenn der junge Republikaner sich für Freiheit und Tugend begeistern will, so soll er sich an seine Väter und jene Tage erinnern!

Die ersten französischen Soldaten, deren nähere Bekanntschaft Hamburg in feindlicher Beziehung eigentlich machen sollte, kamen, 240 an der Zahl, am 24. Oktober 1804 von Harburg, landeten bei Nacht und Nebel in der Vorstadt St. Pauli, und zogen in aller Stille nach dem Grindel, um das Haus des englischen Botschafters Sir Rumbold vor dem Dammthore zu durchsuchen, wie ihn und seine Papiere mit sich nach Paris zu nehmen. Darnach wurde wiederum eine Anleihe von 250,000 Thalern gemacht, angeblich um sie zum

Vortheile Hannovers zu verwenden, wogegen den Hamburgern allein die Vergünstigung gestattet wurde, daß Pakete von 50 Pfund und darunter ohne Aufhaltung und Untersuchung durch das hannoversche Land sollten gebracht werden können. Man nannte dieses schon eine Erleichterung des erneuerten Handelsverkehrs, und pries die Verhältnisse, als sich damit die Erlaubniß Englands verband, daß die Fahrt zwischen Tönningen und Hamburg über die sogenannten Watten offen sein sollte. War durch den obigen Gewaltstreich das Gesandtschaftsrecht auf's Tiefste verletzt und das Völkerrecht in seiner alten Heiligkeit mit Füßen getreten worden, so schien durch diese Vergünstigungen mit der einst so glänzenden Hansamacht nur Spott und Hohn getrieben zu werden. Erst am 11. Oktober 1805 konnte Hamburg einen freien Athem schöpfen, als die Blokade der Weser und Elbe wieder aufgehoben wurde und es den Anschein gewann, als sollte dem Handel und dem ganzen Leben Hamburgs schon dadurch ein Morgenroth aufgehen. Aber es war nur eine Vorspiegelung von Glück, gleichwie ein Raubthier seine Beute wohl auf Augenblicke fahren läßt, um sie gleich nur um so sicherer zu ergreifen. Der bisherige französische Minister Reinhard ward aus Hamburg abgerufen, und von Bourienne trat an seine Stelle, ein Mann, der der entschiedenste Anhänger Napoleon's und seiner Pläne war, und der daher ganz vorzüglich geeignet scheinen mußte, das Leben und Treiben der Stadt

wie der Gegend zu belauschen und von allem Vernommenen den schnellsten und getreuesten Bericht abzustatten.

Fünftes Capitel.

Mit der unglücklichen Schlacht von Jena gingen Deutschlands letzte Hoffnungen verloren, und eine stumme Muthlosigkeit bemächtigte sich der Hamburger Bürgerschaft, weil sie mit dem warmen patriotischen Herzen das allgemeine Leid nur wie ihr eigenes betrachten konnte. In dieser trüben Stimmung mußte das Schicksal, welches Lübeck am 6. November 1806 traf, noch stärker und schwerer empfunden, in der Seele mitgetragen werden. Nur in Etwas lindern konnte Hamburg die dort geschlagenen blutigen Wunden, wie es denn durch die lebhafteste Theilnahme nach jener unheilvollen Begebenheit gezeigt hat, daß die ehemalige hanseatische Treue und Einigkeit in ihm keineswegs erloschen sei, daß es sich verbunden glaube, zu helfen, so lange auf sein eigenes Haupt das volle Unwetter sich noch nicht entladen habe. Denn wie lange konnte es noch hoffen, mit dem Härtesten und Schrecklichsten verschont zu werden! Mußte nicht jeder Morgen einen Tag des Unglücks verkünden, je mehr die Schlachten und Truppenmassen in der Nähe sich häuften und die Gefahren sich mehrten! — Die bängste Ahnung schien in Erfüllung zu

gehen, als Mortier, nachdem er in Hannover eingerückt war, mit 2000 Mann Franzosen am 19. November 1806 über Bergedorf heranzog und auch wirklich die Thore Hamburgs vor ihm geöffnet werden mußten, weil an einen geregelten Widerstand unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu denken gewesen war. In den Bekanntmachungen, welche in Folge dieses Einzuges erlassen wurden, hieß es, daß die Besitznahme durch den Drang der Umstände geboten worden sei, daß man ruhig in seinem Geschäfte bleiben und sich den kaiserlichen Maßregeln nicht widersetzen solle, um nicht strengere Befehle herbeizurufen. Zu gleicher Zeit wurde geboten, daß alle Wechsler und Kaufleute mit größter Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit ihre Gelder und Waaren angeben sollten, welche noch als englisches Eigenthum zu betrachten wären; daß, bei Todesstrafe, aller Verkehr mit England aufhören, doch der übrige Handel unter dem Zwang der Ursprungsbescheinigungen erlaubt bleiben sollte. Klarer wird dies noch durch folgende Details.

An den Senat hatte der General Mortier bei seinem Einzuge sogleich folgendes Schreiben erlassen:

Meine Herren!

Im Namen des Kaisers, meines Herrn, nehme ich Besitz von Ihrer Stadt; ermahnen Sie Ihre Mitbürger, sich keine Unruhe zu machen, da die

unter meinem Befehle stehenden Truppen sich der strengsten Mannszucht befleißigen werden.

Empfangen Sie, meine Herren, die Versicherung meiner besonderen Hochachtung.

Im Hauptquartier zu Bergedorf,
den 19. Nov. 1806.

Ed. Mortier.

Das war die Hochachtung eines Franzosen, der vor der Selbstständigkeit eines freien Staates nach dem Plane seines Gebieters keine Achtung haben durfte! Der Senat empfing dieses Schreiben mit der größten Verlegenheit, versäumte aber nicht, die erbgesessene Bürgerschaft in größter Eile zusammen zu berufen und mit ihr die noch übriggelassenen und ausführbaren Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Den beiderseitig gefaßten Beschlüssen nach wurde das nunmehr sogenannte Lübecker und Berliner Thor, das Steinthor und die Biller Schanze mit Infanterie und Kanonen besetzt, wenn man sich im Stillen gleich bekennen mußte, daß dies mehr ein Zeichen verhaltener Tapferkeit sei, als zum Vorwurf herausfordernder Vertheidigung dienen konnte. Man hatte den Feind einmal schon im Weichbild, man mußte der bittern Nothwendigkeit einen gewissen Schein des Anstandes zu geben suchen. Das Zeugniß darf den Hamburgern wenigstens gegeben werden, daß sie die Franzosen nicht mit gleichgültigen Mienen oder selbstvergessenem Lächeln empfingen; man vertraute mit innerem Groll der Zukunft, daß diese

durch eine günstige Fügung von den Franzosen, wie früher einst von den Dänen, befreien werde. Wo wäre nicht auch das Unglaubliche schon möglich geworden! Man erinnerte sich wohl gar an den Erlaß der Reichsdeputation von 1802 und 1803, worin der Consul Bonaparte ausdrücklich erklärt hatte, daß die Unabhängigkeit und freie Verfassung der Hansestädte ungefährdet bleiben sollte; man gedachte der Worte Napoleon's vor dem Ausbruch des Krieges mit Preußen, daß Frankreichs Handelsinteresse es erfordere, jede Veränderung in der gegenwärtigen Lage der Hansestädte zu vermeiden. Wie Napoleon es aber mit seinen Aussprüchen und Betheuerungen hielt, wie oft und schnell er von seinen täuschenden Ueberzeugungen abging, sobald die Wendung der Dinge es bei ihm zu erfordern schien, das haftet noch allzu gut im Gedächtniß, wenn leider vor seiner geistigen Kraft die vielen Schwächen seines sittlichen Charakters auch zurückgetreten sein sollten. Denn, um nur auf die Wegnahme der englischen Güter und die Deutung des Machtgebotes zu verweisen, so nannte man das im völlig freien Handel längst Erkaufte, die mit den Zinsen der dazu angewandten Capitalien längst bezahlten, unter der Aegide der bürgerlichen Freiheit sicher niedergelegten Güter jetzt auf ein Mal noch englisches Eigenthum. Mit unermeßlichen Summen mußten diese Waaren von den Franzosen wieder losgekauft werden, welches oft den Sturz und die Verarmung vieler Häuser und Familien

zur Folge hatte. Es mag sein, daß nicht jede schlaue Raubgier und Plünderungslust auf die Rechnung des Kaisers zu schieben ist, daß seine Feldherren und Beamten Vieles thaten, um sich zu bereichern, und ihre Heere mit größerer Zufriedenheit zu unterhalten, daß die Verwirrung der kriegerischen Zustände selbst nicht ein strenges Beobachten des Gesetzes zuließ, aber die Anleitung, der Anlaß dazu war doch gegeben, und es hat sich herausgestellt, daß Beschwerden keine Erhörung fanden.

Sechstes Capitel.

Die Rechte des Staats waren einmal verletzt, und die Besatzung konnte oder wollte über ihre eigentliche Absicht noch keine nähere und weitere Erklärung geben. Was der Senat selbst darüber bekannt gemacht hatte, schien nur eine erzwungene Bestätigung dessen, was man beim Herannahen sogleich als Trost auf den Feldzeichen getragen hatte. Es erfüllt noch jetzt mit Widerwillen, wenn man die Bekanntmachungen liest, die bei der sich täglich mehrenden Anzahl französischer Einquartierung ausgegeben wurden. So hieß es unter andern: „Da die jetzigen Zeitläufte eine unabwendbare Einquartierung kais. königl. französischer Truppen in die Vorstadt St. Georg und das übrige Gebiet nothwendig gemacht haben, und es die Billigkeit erfordert, daß diese Lasten von allen

Bewohnern so viel als möglich gleichmäßig getragen werden, so erinnert und ermahnt E. H. Rath alle und jede Bewohner dieser Vorstadt und des Gebietes, nicht nur ihre Häuser zu diesem Behufe willig zu öffnen, sondern auch in Gemäßheit des über die Verpflegung der einquartierten Truppen erlassenen Publicandi dieselben zu verpflegen, mit der Verwarnung, daß wer in dem einen oder anderen Falle dieser obrigkeitlichen Verfügung nicht nachkömmt, dazu mit aller Strenge soll angehalten werden. Uebrigens ermahnt und erinnert E. H. Rath die wohlgesinnten Bewohner der Vorstadt, die bisherigen, sie besonders treffenden Beschwerden aus Liebe zu ihrer Vaterstadt geduldig zu ertragen, da durch zweckmäßige Vorstellungen bei der höchsten Militairbehörde und anderweitige Einrichtungen für ihre Erleichterung wird gesorgt werden. (21. November 1806.)

Die Befehle, Verordnungen und Bekanntmachungen, welche alle darauf hinausgingen, die Stadt die Kreuz und Quere auszusaugen und jeden gesunden Lebensverkehr zu hemmen, drängten sich von einem Tage zum andern, und oft, weil man der örtlichen Verhältnisse nicht so kundig war, bis zur Verwirrung. Endlich übergab der Senat selbst der Bürgerschaft folgendes, von Napoleon eigenhändig unterzeichnetes Decret:

Art. 1. Die großbritannischen Inseln werden für blockirt erklärt.

Art. 2. Aller Handel und alle Correspondenz

mit den großbritannischen Inseln ist verboten. Folglich werden Briefe und Pakete, welche nach England und an einen Engländer adressirt oder in englischer Sprache geschrieben sind, auf den Posten nicht abgehen können, sondern angehalten werden.

Art. 3. Jeder Engländer oder englischer Unterthan, von welchem Stande er sein mag, der in den von unsern Truppen oder den Truppen unserer Alliirten besetzten Länder angetroffen wird, soll zum Kriegsgefangenen gemacht werden.

Art. 4. Alle Magazine, alle Waaren, alles Eigenthum, von welcher Beschaffenheit es sei, welches einem englischen Unterthan gehört, soll für eine gute Prise erklärt werden.

Art. 5. Der Handel mit englischen Waaren ist verboten, und alle Waaren, welche Engländern zugehören oder aus englischen Fabriken und Colonien herrühren, werden für gute Prisen erklärt.

Die ferneren Artikel, im Ganzen eilf, erhalten die nähere Bestimmung über die Vertheilung der confiscirten Güter, so wie die besondere Instruction an die Minister der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges, der Marine u. s. w. — Der Senat fügte diesem Decret sogleich sein besonderes, gleichlautendes Gebot in fünf Paragraphen hinzu. Die Angabe und Aufgabe der englischen Waaren wurde mit der größten Strenge und Genauigkeit betrieben. In einer Bekanntmachung hieß es, daß der Reichs-Marschall Mortier gefunden, daß ein Aufschub von 48 Stunden noch nicht hinreichend sei, um alle

Waaren zu declariren, es solle deshalb mit der Aufnahme ununterbrochen fortgefahren werden.

Die Beschränkung im gewöhnlichen Lebensverkehr ging soweit, daß selbst die leer ausgehenden kleinen Bauerwagen, welche Victualien zur Stadt gebracht hatten, einen Paß lösen mußten, um nur durch das Thor wieder hinauszukommen. Diese Maßregel mochte aber doch der Mühe zu viel machen, weshalb sie nach einiger Zeit durch höchsten Befehl selbst wieder aufgehoben wurde.

Zu leugnen ist nicht, daß der Senat, seinem obigen Versprechen gemäß, unausgesetzt thätig war, den Verkehr namentlich im Handel einigermaßen zu erleichtern, nur blieben alle seine Bestrebungen ziemlich fruchtlos. Nach inständigem Drängen und Beschwören, daß unter obschwebenden Umständen die Stadt am Ende nicht mehr fähig sein würde, selbst ihrer Militairbesatzung und den vielen an sie ergehenden Forderungen den nöthigen Vorschub zu leisten, kam es endlich so weit, daß der Verkehr mit Waaren, welche in dem obgedachten Decret nicht mitbegriffen waren, wieder freistehen sollte, nur müßte dem Reichs-Marschall beständig eine genaue Liste über Namen und Gegenstände wie deren Bestimmung eingeliefert werden. Um diese Angaben unter Controlle zu halten, wurden die ausgehenden Waaren von den Douaniers an den Thoren und Schlagbäumen untersucht, und bei überführter Unrichtigkeit oder auch nur Ungenauigkeit weggenommen.

Während der Handel solchergestalt auf alle Weise beengt und gedrückt, also die rechte Erwerbsquelle so gut wie abgeschnitten war, sah sich der Rath dennoch genöthigt, eine förmliche Anleihe bei der Bürgerschaft zu machen. Die Verordnung über die durch Rath und Bürgerschluß beliebte contributionsmäßige Anleihe wurde am 27. November 1806 ausgegeben, und lautete dahin, daß, in Folge der gegenwärtigen bedrängten Lage und der nöthig werdenden großen außerordentlichen Ausgaben, jeder Bürger und im Nexu stehende Einwohner, dessen Leistung zu einem einfachen Kopfgelde von 30 Mark Courant und darüber betrage, verpflichtet sein solle, noch vor dem 31. December zehnmal so viel in Banco zur Anleihe und zur Disposition der Kammer herzugeben, als er für sich in Courant zu dem letzten einfachen Kopfgeld habe beitragen müssen, so daß, wer 30 Mark Courant Kopfgeld zahlte, 300 Mark Banco hergeben mußte.

Siebentes Kapitel.

Es gränzt an das Unbegreifliche, wie die Bürgerschaft bei so unendlich gestörten und belästigten Geschäften diese und andere Leistungen habe möglich machen können, wenn man erwägt, wieviel schon durch die tägliche Befriedigung der Soldaten weggenommen und außerdem noch durch sich schnell folgende Kirchencollecten zur Unterstützung der Armen

und Darbenden allwöchentlich eingesammelt wurde, während auch hier in die Kassen des geringeren Mannes wie des Mittelstandes so wenig zufließen konnte. Und doch gab man mit der treuesten Pflichterfüllung Alles hin, entzog sich jeden Genuß und wünschte nur so lange das Leben fristen zu können, um den neuen Morgen der durch Opfer verklärten Freiheit heraufdämmern zu sehen!

Eine andere unerwartete Störung wurde noch dadurch hervorgebracht, als Schweden im Frühling 1807 mehrere Ostseehäfen blockirte, indem zwei englische Fregatten und eine Cutter-Brigg denselben Zustand schon über die Elbmündung herbeigeführt hatten. Dessenungeachtet wurde in London der Cabinetsbefehl ausgegeben, daß alle Schiffe und Güter, welche den Einwohnern Hamburgs oder anderen Plätzen und Gegenden des nördlichen Deutschlands, die gegenwärtig unter Botmäßigkeit Frankreichs ständen, zugehörten, zurückgelassen werden sollten. Doch aber sollten alle Schiffe, welche nach dem ersten Januar in Gemäßheit des Ausspruches genommen worden, bis auf weiteren Befehl angehalten werden.

Wenn Hamburg von allen anderen deutschen Handelsstädten seinen Credit zu behaupten wußte, so gehört das gleichfalls zu dem Bewunderns-werthen, wobei nicht minder die Börse so stark besucht wurde, als es die allgemeinen Uebelstände nur erlauben mochten. Wer nicht viele Geschäfte betreiben konnte, der betrieb doch wenige, und diese

mit der größten Emsigkeit und Gewissenhaftigkeit. Die kleine Freude wurde dadurch vergrößert, als die Kunde einlief, daß alle nach dem ersten Januar aufgebrachten und in den englischen Häfen noch zurückgehaltenen Schiffe ebenfalls wieder freigegeben werden sollten. Nicht lange darnach, am 15. Julius, kam zu Tilsit zwischen Alexander und Napoleon ein Friedensschluß zu Stande, und Frankreich und Preußen versprachen sich gegenseitig ebenfalls bis auf gewisse Zeit ihre Waffen ruhen zu lassen. Die Hoffnung der Hamburger Kaufleute mußte durch diese Gestaltung der Dinge ungemein belebt werden, ja man durfte diese selbst auf Befreiung von der überaus lästigen Besatzung ausdehnen, als der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Preußen zu einem förmlichen Frieden ratificirt wurde, der freilich beispiellos in seiner Art war. Diese letzte Hoffnung auf Räumung der Stadt wurde leider zu Wasser, als Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, unter dem Titel eines kais. französischen General-Gouverneurs der Hansestädte, in Hamburg einzog, und bald darauf, wider Aller Erwarten, der Krieg zwischen Frankreich und Dänemark sich entspann. Immer mehr Truppenmassen bewegten sich nach dem nördlichen Deutschland, und Hamburg hatte Einquartierung über Einquartierung zu ertragen. Wie der Senat früher schon eine Tontine errichtet hatte, so sah er sich jetzt im Namen der Kammer fast bittstellend genöthigt, die Bürgerschaft anzugehen, ihm an Geld zur Anleihe zu geben,

was sich noch irgend erübrigen lasse. Und dennoch konnte eben dieser Senat, welcher die Kräfte der Bürgerschaft so über Maaßen in Anspruch nahm, sich genöthigt oder gedrungen sehen oder fühlen oder wähnen, zu rügen und zu verwarnen, daß eben jene gränzenlos opfernden Bürger über die Grundsätze der dynastischen Occupation, über die Entfaltung des tyrannischen Zwanges, über die tägliche Verhöhnung des Völkerrechtes, der Bürgerrechte gar nicht zu gedenken, sich nicht aussprechen sollten! Freilich kann man sagen, das Gebot geschah, um das Leben der Bürger zu sichern, um sie bei Zeiten unter Schutz und Schirm zu nehmen, da später der Buchhändler Palm durch seinen Tod beweisen konnte, daß an keine Vergebung, an keine Appellation an die Vernunft und das Recht zu denken war, wenn der Kaiser, welcher beim ersten Beginn seiner Laufbahn die freie Rede selbst für ein unveräußerliches Recht des Menschen erklärte, seine Pläne nicht nach seiner Denkungsart beleuchtet und befördert sah. Der Rath erinnerte also, daß die Bürger sich nicht allein des Druckes und der Verbreitung aller solcher Schriften und fliegenden Blätter, worin die Denkungsart, Absichten und Handlungen der Regenten und Regierungen beleuchtet und beurtheilt würden, gänzlich enthalten sollten, sondern auch in ihren Reden und Urtheilen über die politischen Angelegenheiten und über die gegenwärtige Lage und Verhältnisse dieser Stadt überhaupt und allenthalben, sowohl in Privatgesell-

schaften als an öffentlichen Orten und in öffentlichen Häusern, die Regeln der Klugheit, Mäßigung und Bescheidenheit sorgfältig beobachten; insbesondere aber gegen die allhier in öffentlichen Aufträgen angestellten hiesigen und fremden Behörden, Beamten und Bedienten sich willfährig, folgsam und bescheiden bezeigen sollten — u. s. w.

Daß diese Bekanntmachung so gut wie von dem französischen Commandanten dictirt war, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Senat befand sich noch immer leidlich, so lange er sich nicht persönlich der fremden Activität widersetzte, aber die Bürger in ihrem freien Charakter waren erschrecklich gedemüthigt, sie gingen in einer Erniedrigung dahin, mit welcher kaum ein ähnlicher Zustand zu vergleichen sein möchte.

Achtes Capitel.

Wer alle die laufenden sich drängenden Verordnungen des Jahres 1807 durchfliegt, der muß in der That glauben, daß der Senat Tag und Nacht sich mit nichts Anderm beschäftigt, auf Nichts weiter gesonnen habe, als wie die Maschen des Steuernetzes, welches bereits so oft über die Stadt ausgeworfen worden war, noch zu verengen und zum Fange ergiebiger zu machen seien. Den schon erwähnten Anleihen folgten nicht allein andere, sondern es wurde auch jede früher unerhörte Auflage,

bestehend in Stempeln, Privilegien u. dgl., in Anspruch genommen. Es wurde durch „Rath- und Bürgerschluß" eine Renten-Lotterie beliebt, sogar von den Zimmerbewohnern eine harte neu erfundene Quartiersteuer erhoben und von Wein und Branntwein eine erweiterte Consumtions-Accise genommen, der Ausdehnung der Zehntenforderungen, womit Bibliotheken, Gemälde u. s. w. belastet wurden, gar nicht zu gedenken. Und alle diese ungeheuren Leistungen, diese Steuern ohne Zahl und Maaß konnten nur dazu dienen, Napoleon's Herrscherplänen die gehörige materielle Stärke zu geben und ihm zum möglichen Erreichen einer Weltmonarchie die Mittel zu reichen! Wer konnte es den Kaufleuten verdenken, daß sie sich Vergehungen gegen das ihnen so schwer aufgelegte Zwangsgesetz zu Schulden kommen ließen, daß sie, die sich im Geschäft nie den geringsten Unterschleif erlaubt hatten, nun alle Tage gegen die Ueberwachung der Douaniers verstießen, und den Verkehr selbst unehrlich, wenigstens unredlich machten, so daß der Senat gegen die sträflichen Versuche wiederholte Publicanda erlassen mußte! Daß er guten, rechtschaffenen Bürgern Schleichwege und Verfälschungen vorwerfen mußte! Daneben wurden die Nahrungsmittel und Bedürfnisse des Lebens immer theuerer, das Schuckeln in der buntesten und verschiedensten Gestalt nahm überhand und führte häufig zu Mord und anderen Excessen. Ueberseeische Produkte wurden mit Gold aufgewogen, und statt des guten

Rindfleisches verschmähte man sogar schlechtes Pferdefleisch nicht.

Aber die Stadt und Bürgerschaft mußte mit der größten Resignation und Selbstverleugnung noch mehr thun, sie mußte nicht bloß immer zahlen, dulden, gehorchen, sich drücken und foltern lassen, sie mußte, auf dem Marterbette liegend, sogar lächeln, auf Commando eine heitere Miene machen bei den größten inneren Schmerzen; sie mußte Festlichkeiten und Feuerwerke veranstalten, und dabei rufen: Vive l'empereur! und hernach in besoldeten Zeitungen sich rühmen lassen, daß sie gut kaiserlich geworden, daß sie sich gefreut habe wie noch niemals vorher! Dabei ergingen Gebote über Gebote, Niemand sollte in den Schenken und Lokälen sich anmaßen, zu reden, sich in Gespräche über öffentliche Angelegenheiten einlassen, dem Volke werde ja Alles gegönnt, es habe ja Lust und Freude die Fülle! Wenn Douaniers den Verkehr überwachten, so jetzt Spione und geheime Polizeioffizianten das gewöhnliche Leben, man war nirgend sicher, das unschuldigste Gespräch unter leidenden Bürgern wurde behorcht und beschlichen, das heilloseste System kam in Gang, und hat sich, zu Eurer Schande muß ich es sagen, seitdem nicht wieder verlieren wollen. Wie kann man eine Bürgerschaft frei nennen, die auf ihren Schritten und Tritten von Spionen und Verräthern umgangen wird, die nichts darf, nicht das Geringste für ihr

Recht und Gut unternehmen kann, ohne verfolgt zu werden!

Unter solchen Aussichten und fortwährenden Bedrückungen, die sich in allen Variationen wiederholten, kam das Jahr 1810 heran, und zu Fontainebleau erschien das berüchtigte Decret, in dessen drittem Paragraphen es hieß: „Alle englischen verbotenen Waaren, die in Holland, in dem Großherzogthum Berg, in den Hansestädten und überhaupt vom Main bis zur See vorhanden sind, sollen weggenommen und verbrannt werden.“ Der Senat bestätigte dieses Decret durch seine Bekanntmachung, und zeigte zugleich an, daß am 5. November mit dem Verbrennen angefangen werden solle.

Nach einer Besetzung von vier Jahren wurde dem Senat durch den General-Consul Le Roy endlich am 20. December 1810 angezeigt, daß die Stadt mit dem Kaiserreiche vereinigt werden solle, und dies aus Gründen, welche für den Continent wie für die Hansestädte von gleicher Bedeutung und Wichtigkeit wären. Es kam in dieser Declaration unter andern auch die oratorische Wendung vor: „Da England seine Absicht, einen ewigen Krieg gegen alle Mächte des Continents zu führen, deutlich zu erkennen gegeben hat, so ist es für die Continentalmächte unumgänglich nothwendig, sich eine andere Bahn zu brechen, neue Handelswege zu schaffen und die innere Schifffahrt zu begünstigen.“ — Ein evidenter Beweis, welchen glücklichen Ge-

brauch der Kaiser zu Zeiten von seiner classischen Beredsamkeit zu machen wußte.

Hamburg durfte über diesen neuen Gewaltstreich und die bis so weit endlich durchgeführten Absichten keine Meinung haben, um so mehr nicht, da auch die übrigen deutschen Staaten nicht den geringsten Willen äußerten und am liebsten ein vollkommenes Stillschweigen beobachteten; nur England erhob seine Stimme gegen das schreiende Unrecht und die lügnerische Beleidigung und Rußland, legte Protestation ein.

Dennoch berief der Senat schleunigst die Bürgerschaft, und es kam zu einer Erklärung, die, wenn sie auch in gewählten Ausdrücken abgefaßt war, doch von dem Muth der Verzweiflung eingegeben schien. Es wurde dem Herrn Le Roy in's Gewissen geschoben, daß er sich während seiner Anwesenheit habe überzeugen müssen von der Anhänglichkeit der Hamburger an eine Verfassung, welche sie und ihre Vorfahren während vieler Jahrhunderte beglückte. Man ließ seine schmerzlichen Gefühle laut werden, man hoffte auf die Weisheit und Gnade des Kaisers. Diese Hoffnung aber war vergeblich, es blieb bei dem eisernen Beschlusse, der alle Nacken vollends beschwerte und die Köpfe zu Boden beugte.

Neuntes Capitel.

Der Senat trat am 13. Februar 1811 aus seiner alten, rechtmäßigen Wirksamkeit und am 22. d. M. wurde das Urtheil schon im Namen des Kaisers der Franzosen gesprochen. Der längst unendlich bedrängte Handelsverkehr ging unter der französischen Herrschaft in völlige Erstarrung über; 320 Schiffe lagen wie verödet und verwaiset im Hafen und verursachten dadurch den Eignern einen Schaden von zwölf Millionen Franken. Die Armuth erstreckte sich jetzt auf Alle, von dem Größten bis zu dem Geringsten in gleichem Maaße, Jeder war ausgesogen bis auf's Blut, entkräftet bis zur Ohnmacht.

Die Ernennung Abendroth's zum Maire konnte unter anderen Verhältnissen nur ungünstig ausgelegt werden, hier mußten durch diese Mittelsperson manche Erleichterungen und Verständigungen erwachsen. Abendroth war Hamburger, er kannte die Verhältnisse der Stadt und die Gesinnung ihrer Bürger, er konnte Manches bemänteln, ignoriren oder zum Guten kehren, er konnte Manches lassen oder wegnehmen, was den Anschein des Entgegengesetzten hatte. Abendroth hat in dieser Hinsicht seinen schweren Posten gewissenhaft verwaltet, ihm ist darüber die allgemeine Achtung und Anerkennung seiner Mitbürger auch nach der Befreiung nicht entgangen, wenn man auch geneigt ist, zu behaupten, Abendroth habe die etwa übel gegen ihn

Gestimmten dadurch zu besänftigen und zu beschwichtigen gewußt, daß er das Gefühl der Patrioten ansprach, und zeigte, was zur Verbesserung Hamburgs und seiner Verfassung nun zunächst geschehen müsse. Das hörten die Bürger immer gern, das war Musik in ihren Ohren, und sie vergaßen darüber, was sie vorher gedacht und gewollt hatten.

Die weiteren Stadtangelegenheiten wurden einer Municipalität übertragen, welche sowohl aus den Mitgliedern früherer Behörden, wie auch aus den angesehensten Bürgern gewählt wurde.

Unter dieser neuen Gestaltung der hamburgischen Verhältnisse wurde der Zug nach Rußland unternommen. Es betraf eigentlich die Continentalsperre; wollte Napoleon seinen gewaltigen Plan durchsetzen, England demüthigen, seine großartige Handelsentwicklung zu Schanden machen, kurz, das ganze nur durch Fabriken und Handel sich erhaltende England vom Throne stürzen und sich dienstbar machen, so mußte er jetzt Englands natürlichen Verbündeten, gewissermaßen seine Vormauer angreifen. Napoleon kannte wohl den Coloß, mit welchem er zu kämpfen hätte, deshalb brach er am 5. Mai mit einer enormen Zahl wohl disciplinirter Truppen auf, wenn darunter auch die jüngste Aushebung sich befand.

Das deutsche Volk hatte seine Freude an diesem phantastischen Zuge, es vergaß seine Erniedrigung oder war vielmehr schon an den Glanz der sieg-

reichen Feldzeichen des Corsen gewöhnt und jubelte auch jetzt aus freien Stücken, es brach Maienbüsche von den Hecken, und rief, ohne zu wissen, was es that: Es lebe der Kaiser! Oder hatte es Ahnung, war darum der täuschende Jubel so laut, weil das Ende des Zuges wirklich zur Freude ausschlug?

Kein Wort von den Auftritten in Dresden, daß Fürsten alt ehrwürdiger Throne im Vorzimmer harren mußten, bis es dem Einen gefiel, sie vorzulassen. Das Glück war auch diesmal dem Kühnen im Anfange hold; Hamburg hatte zwar nichts von dem lauten Zuge gesehen, aber es wurde ihm vorbehalten, die traurigen, entstellten Ueberbleibsel davon zu beherbergen; Kerle mit Wachspuppen, welche verstümmelte und erfrorne Franzosen darstellen sollten, gingen auf den Straßen, jene in einem Kasten tragend, umher, und riefen mit Spott: Hier ist der Rest von den Franzosen! Wie früher Klagelieder und Trauerschriften, so erschienen jetzt Spottlieder und Pamphlete auf den Sturz des Gewaltigen, ohne Ende.

Die Nachricht von dem moskowitischen Schicksal der großen Armee traf gerade am Weihnachtsabend 1812 in Hamburg ein. Es war das größte und schönste Geschenk, welches den großen und kleinen Kindern gebracht werden konnte. Denn wenn die Berichte auch noch immer sehr verschieden lauteten, so war doch so viel gewiß, daß Napoleon, was man lange geglaubt, nicht unüberwindlich war, daß er besiegt werden konnte. Damit war auch den

Hamburgern schon viel Muth und Trost wieder gegeben, und die Geschäftsleute eilten im Stillen zu einander, um sich ihre frohen Aussichten und morgenrothen Hoffnungen in der schwindenden Dämmerung der Unterdrückung und des Unglücks mit bewegtem Herzen mitzutheilen. Dennoch blieb Alles ruhig in Hamburg, obgleich unter den französischen Beamten eine gewisse unbestimmte Bewegung, ein Hin- und Herrennen entstand, als wenn Jemand eingepackt hat und nur auf seinen Wagen wartet, der ihn wegführen soll.

Zehntes Capitel.

Wenn aber auch die Bürger mit immer mehr gespannter Erwartung den nunmehr wahrscheinlichen Ausgang der Dinge erwarteten, so war der große Haufe schon dreister und unverholener in seinen Ansichten und seinem Betragen. Dieser große Haufe, die sogenannten kleinen Leute waren besonders gegen die Douanen aufgebracht, weil sie sie beim Schuckeln so streng überwacht, so manche winzige, aber jetzt theure Waare unerbittlich weggenommen hatten, weil sie es waren, die dem Kleinleben auch den letzten armseligen Reiz im wahren Sinne genommen hatten.

Ein junger Arzt, welcher vom damaligen Krankenhofe heimkehrte, sollte sich im Thore bei den Douanen einer Untersuchung unterwerfen. Er selbst wie der

ihn begleitende Hospitaldiener wollten sich diesem Ansinnen nicht fügen, weil sie, als französische Beamte, mit dergleichen Belästigungen verschont werden mußten. Die Douanen brauchten Gewalt, das Volk, welches bei solchen Auftritten allemal Zuschauer ist, vermehrte sich in dichtem Gedränge, stieß Scheltworte aus, entriß den jungen Arzt den Händen der Douanen, und machte, im Angesicht der nahestehenden Wache, ihre Bude dem Erdboden gleich.

Fast zu gleicher Zeit mit diesem Ereigniß verbreitete sich die Kunde, daß die sogenannte Präfecturgarde nach Bremen abgeführt und der französischen Armee einverleibt werden sollte. Da diese Garde aus den Söhnen der ersten hamburgischen Familien bestand, so war eine allgemeine Erbitterung die ganz natürliche Folge. Eine Menge Volks wälzte sich nach dem Baumhause, wo das Hauptbureau der verhaßten Douane war, um dort thatsächlich zu werden, und mußte sehen, wie jene gerade damit beschäftigt waren, Fässer voll Geld über die Elbe zu bringen.

Der Maire Abendroth und der Polizeicommissair Rohr eilten sogleich ebenfalls dahin, um die Aufgeregten zu besänftigen. Allein diese hatten keine Lust, sich beschwichtigen zu lassen, und machten wohl gar Miene, diejenigen selbst anzugreifen, welche sie von ihrem Versuche zur Befreiung abbringen wollten. Es war natürlich, daß diese kleinen Aufstände bei der ganzen unteren

Volksmasse einen ungeheuren Beifall fanden. Die Bewegung wurde allgemeiner, das Haus eines nicht weniger verhaßten, aber schon entflohenen Polizeibeamten wurde spolirt, und zwar wiederum mit der größten Verwegenheit vor den Augen einer Wache.

Abendroth forderte vom General Carra St. Cyr die augenblickliche Bewaffnung der Bürgergarde, um die Ausbrüche des Pöbels und dessen fanatische Wuthausfälle zu dämpfen, fand aber wenig Gehör, da der Chef selbst in einer solchen Maßregel zu viel Anlaß zur Aufreizung gegen sich fand. Erst nach vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit wurde der Aufruf zu einer Bürgergarde bewilligt und dadurch die Ruhe alsbald wiederhergestellt. Allein nun schritt das Kriegsgericht ein, welches seine Sitzungen im Marien-Magdalenen-Kloster hielt, und vor welches die angeblichen Urheber des Aufstandes sogleich gestellt wurden. Der Urtheilsspruch lautete auf Tod, die Angeklagten wurden nach dem Heiligengeistfelde geführt und zwar so elend erschossen, daß zwei sich mehrmals wieder aufrichteten und erst durch 13 Kugeln völlig zerfleischt und entseelt wurden. Die, welche dort erschossen wurden, waren der Schlachter Schradach, der Schiffer Morath, der Schenkwirth Wiesinger, der Arbeitsmann Kraul, der Federviehhändler Garbers aus Kirchwärder und der Zimmermann Smaal.

Die Stadt blieb ruhig, die Scene auf dem

Heiligengeistfelde brachte eine allgemeine dumpfe Stimmung hervor. Dem General Carra St. Cyr schien dies wahrscheinlich die Anhäufung eines neuen und stärkeren Gewitters zu bedeuten, Bürgerblut war geflossen, und der Fanatismus, richtiger die endlich reißende Geduld über die Unterdrückung ohne Beispiel durfte dadurch muthgebende Nahrung bekommen, deshalb hielt er es für das Gerathenste, sich zu entfernen. Vielleicht mochte er auch schon Kunde von dem Anrücken eines russischen Corps haben, welches ihm und seiner Besatzung von 600 Mann, vor Allem, wenn jetzt die Bürgermasse mit hinzutrat, leicht das Garaus machen konnte. Man wußte ohnehin, daß die Russen den fliehenden Franzosen nachfolgten. Der Abmarsch der Besatzung ging am 12. März 1813 vollständig vor sich, ihr folgten die Douane, Gerichtspräsidenten und anderen französischen Behörden. Das Geld wurde zur rechten Zeit eingesäckelt und mitgenommen. Kaum hatten jene die Stadt verlassen, als auch schon die Meldung einlief, der russische Oberst, Baron von Tettenborn, sei mit seinem Corps in Bergedorf angekommen. Eine Deputation wurde zu ihm geschickt, um die nöthige Uebereinkunft zu treffen. Jene, bestehend aus den Bürgern J. M. Bartels und G. Knorre, erhielt die Weisung, daß die russische Autorität mit den Deputirten einer unter französischer Herrschaft stehenden Stadt nicht unterhandeln dürfe. Sie möchten also schnell nach Hamburg zurückeilen und dafür sorgen, daß

weder ein Maire noch eine Municipalität ferner darin angetroffen würde. Diese Weisung wurde am 17. März ausgegeben und den Deputirten bis zum andern Morgen um fünf Uhr Bedenkzeit gelassen.

Die Municipalität versammelte sich augenblicklich und faßte den löblichen Beschluß, sich für aufgelöst zu erklären. Sie bekannten, daß ihnen ferner kein Recht zustehe, Rath und Bürgerschaft zu berufen, noch auf den Vorschlag des Herrn von Heß eingehen zu können, einen sogenannten Stadtrath und eine Regierungscommission zu ernennen. Die weiteren Anordnungen müßten dem Bürgermeister von Graffen überlassen bleiben. Dieser berief sofort die früheren Mitglieder des Senats und es erschien folgende Proclamation, ohne Unterschrift:

„Nachdem alle französische Militair- und Administrations-Autoritäten sich in folgender Erklärung des russischen Commandanten en Chef, keine andere, als abseiten der Stadt Hamburg constituirte Autoritäten anerkennen zu wollen, aufgelöst haben, so ist es Pflicht der ehemaligen Mitglieder des hiesigen Senats, sich des öffentlichen Besten der Stadt anzunehmen, damit aller Anarchie und Unordnung vorgebeugt werde."

Man hat dem Senat vielseitig Vorwürfe über seine Unentschlossenheit gemacht, da die Bürgerschaft nichts sehnlicher wünschte, als sich wieder in den Verhältnissen der eigenen Verfassung zu sehen, und man bemerkt auch an der Abfassung der obigen Proclamation, wie ängstlich und bedachtsam er

zu Werke ging. Es ist aber nicht zu leugnen, daß diese Behutsamkeit und Aengstlichkeit hier ganz am unrechten Orte war. Verloren konnte ja eigentlich nichts mehr, sondern nur gewonnen werden. Warum zögerte nun der Senat, den sich neu belebenden Muth der Bürger mit der Kraft des wiedererlangten Rechts und dem Bewußtsein der Selbstständigkeit zu bewaffnen! So kitzlich der Fall war, Unentschlossenheit konnte hier in mehrfacher Rücksicht nur allzuleicht verderblich werden, da die ganze Sachlage des Krieges durch den unglücklichen Ausgang des Zuges nach Moskau augenscheinlich eine ganz andere geworden war.

Nach diesen voraufgehenden Unterhandlungen, die freilich auch von russischer Seite nicht ganz in der Ordnung waren, hielt der Oberst von Tettenborn, an der Spitze von 1400 Mann verschiedener Truppengattungen, am 18. März seinen Einzug. Die Freude und der Jubel, welche zugleich mit ihm einzogen, hatten keine Gränzen. Bis nahe vor Bergedorf waren gegen dreißig Hamburger Bürger dem Corps entgegengeritten, um diesem das Ehrengeleit zu geben. So wie der Zug der Stadt näher kam, vermehrten sich die Begleiter, und zogen unter Jauchzen und Hurrah vor der Colonne her; da, wo der Nebenweg, den die russischen Truppen gingen, in die Hauptstraße fällt, stand die Bürgergarde zu Pferde, welche sich beim Herannahen sofort an die Spitze stellte. Ihrem Beispiel folgte die Schützengilde. In den Vorstädten

wimmelte es von Zuschauern jeden Standes, Alters und Geschlechtes. Das Hurrahrufen wälzte sich gleichsam bis an die Stadtthore fort. In einiger Entfernung vom Thore überreichte eine Deputation die Schlüssel der Stadt. Im Thore selbst näherte sich eine Schaar weißgekleideter Mädchen dem Obersten, ihn zu bekränzen, worauf ein Jubelruf des Volkes folgte, der sich zur glänzenden Begeisterung steigerte. Es lebe Alexander! Es lebe Wittgenstein! erscholl es aus tausend Kehlen durch die Lüfte. Fahnen und Tücher wehten aus allen Fenstern heraus. Ebenso schwenkten die Zünfte und Gewerke ihre bunten, aufgeputzten Fahnen. Hüte mit Laubwerk umkränzt wurden auf Stangen umhergetragen, Freudenschüsse erschallten und die mannigfaltigsten Gegenstände wurden vor Freude in die Lüfte geschleudert, während von allen Thürmen die Glocken erklangen. Blumen und Kränze flogen in allen Straßen auf die bärtigen Krieger herab, und bald waren vor allen Fenstern Büsten Alexanders, mit Lorbeeren gekrönt, zu sehen. Vor diesen hielt Tettenborn zum öftern an und brachte seinem Monarchen ein kräftiges Hurrah. Des Abends war die Stadt erleuchtet und im Theater wurde von den Zuschauern „Auf Hamburgs Wohlergehen" mit tiefer Bewegung gesungen. Als der Oberst von Tettenborn vom Theater nach Hause fahren wollte, spannten die Bürger die Pferde aus und zogen den Wagen selbst.

So lange Hamburg gestanden, hatte man darin nicht solchen Jubel gesehen.

Eilftes Capitel.

Im Namen des Kaisers von Rußland verkündigte Tettenborn, daß die Stadt ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit wieder erhalten solle, daß der Rath nach der Verfassung wieder in seine volle Thätigkeit treten und bleiben möchte. Dadurch wurden Senat und Collegien zugleich jeder Verantwortung überhoben. Tettenborn sprach insbesondere allen Bürgern Lob und Muth zu, er richtete folgende gewichtige und hochherzige Worte an sie:

Hamburger:

Ihr löstet die unter französischer Regierung bebestehenden Autoritäten auf, noch ohne die russischen Truppen Euer Gebiet betraten, und setztet die alten herkömmlichen Behörden wieder ein. Diese männliche und würdige That, womit Ihr das Werk Eurer Rettung begonnen, und Euch vor dem ganzen Deutschland als Beispiel hingestellt habt, macht Euch der Zufriedenheit meines erhabenen Monarchen und der Achtung der russischen Nation werth. Nicht in eine neufranzösische, sondern in eine altdeutsche Stadt führtet Ihr uns ein; und so nur durften wir Euch als Brüder begrüßen. Euer Jubel bei unserm Einzug in Eure Stadt hat jeden

von uns tief gerührt. Doch, Ihr deutschen Männer und Brüder! Eure Freude wird nur alsdann erst die wahre Bedeutung gewinnen, wenn Ihr Hand mit anlegt an das große Werk der Befreiung Deutschlands. Zu den Waffen demnach, wenn die Unterdrückung eine Schmach war! Zu den Waffen für Vaterland und Recht! Noch ist das Werk der Rettung nicht vollbracht, und darum denke Keiner bis dahin an Erholung oder Genuß. Das ehrenvollste Geschäft ist jetzt, das Schwert zu ziehen und die Fremdlinge vom deutschen Boden zu verjagen, die bereits 300 Meilen weit von den siegreichen russischen Heeren verfolgt worden. Schande und Schmach für jeden, der in dieser verhängnißvollen Zeit, wo um die höchsten Güter der Menschheit gefochten wird, die Hände in den Schooß legt. Noch einmal also: Zu den Waffen! zu den Waffen! Unter dem Schutze meines erhabenen Monarchen werdet Ihr Euch unter eigenen Panieren versammeln, und ich freue mich, daß mir das Loos beschieden, Euch zuerst gegen den Feind zu führen und Zeuge Eurer Tapferkeit zu sein."

Strenge genommen, handelte Tettenborn hier unbesonnen und ebenfalls widerrechtlich, ohne das härteste Loos zu erwägen, welches er dadurch wenigstens schon nicht unmöglich machte. Es schien, als sollte Hamburg nur den Mächten dienen und ein Spielball des Geschickes werden. Die Errichtung der hanseatischen Legion war eine Folge dieses Aufrufs. Sie sollte mit Lübeck und Bremen ver-

bunden, einen Theil der norddeutschen Armee ausmachen. Ebenso sollte eine geübte und geschulte Bürgergarde von 7200 Mann errichtet werden, um der Stadt zum Schutz und Trutz zu dienen und etwaige Angriffe zurückzuschlagen. Von Heß wurde als Chef vorgeschlagen und dem Senat zur Prüfung und Annahme dieses Vorschlages eine Bedenkzeit von fünf Stunden gelassen.

Der Senat entschloß sich, nach gerechter Beleuchtung der einzelnen Punkte, die Errichtung eines Corps von Freiwilligen gut zu heißen, doch die Benennung „hanseatische Legion" motivirend abzulehnen. Von den zur Errichtung angesetzten 200,000 Thalern wurde die Hälfte bewilligt, ebenso eine Bürgergarde unter von Heß zugestanden. Die Bürgerschaft fügte sich in ihren Modificationen mehr den Vorstellungen Tettenborn's an, nur daß auf eine bestimmte Zahl dienstthuender Bürger nicht einzugehen sei. Der Senat stimmte dieser Uebereinkunft bei und die Errichtung einer hanseatischen Legion wurde proclamirt. Weiter wurde durch Tettenborn die Schifffahrt nach England wieder freigegeben und die Confiscation alles französischen Eigenthumes in Hamburg anbefohlen. Die Freude war kurz, welche sich darüber erhob; die Trauer folgte wieder hinterher. Denn schon verbreitete sich das Gerücht, daß starke Corps französischer Truppen in Anmarsch seien. Beschleunigung in der Errichtung der Legion wie der Bürgergarde wurde um so mehr Pflicht. Tetten-

born erließ eine Aufforderung an den Senat, welche mehr als eine Auslegung zuließ und fast den Anschein hatte, als sollten dem Senate dadurch Verantwortungen und Verbindlichkeiten auferlegt werden, die ihm unter dieser Wendung der Dinge fremd bleiben mußten. Der Oberst wiederholte unmittelbar sein Schreiben, er forderte von dem Senate die schleunige und tüchtige Anrede der Bürger und Bewohner Hamburgs, wie ersichtlich, um sich nicht für die bisher gethanenen Schritte verantwortlich machen zu dürfen. Wenn der Senat jetzt zögerte, so war ihm dies weniger zu verdenken; denn was konnte nicht Alles auf eine solche Einleitung und Einwilligung, wenn Tettenborn treulos würde, folgen, wie schwer mußte Hamburg nicht die Folgen wirklich tragen!

Endlich erließ der Senat das verlangte aufmunternde Publikandum, wie wohl zu ersehen war, nur aus offenbarem Zwang. Tettenborn hatte mehr Selbstvertrauen, als die Verhältnisse schon gestatteten.

Zwölftes Capitel.

Alles drängte sich nun unter's Gewehr und zu den Waffenübungen; man setzte seinen Ehrgeiz darin, der Erste bei den Fahnen und der Kräftigste im Dienste zu sein. Selbst die Frauen und Mädchen opferten ihren Schmuck willig auf, um

den Erlös zur Befreiung des Vaterlandes, für Waffen, Uniform und Munition hinzugeben. — Wilhelmine Behrmann erließ einen eigenen Aufruf an ihr Geschlecht in Hamburg, die heilige Sache der Männer und Jünglinge zu unterstützen. Ihre edle, hochherzige Gesinnung verdient in der Erinnerung an jene bedeutungsvollen Tage, was sie wollten und brachten, ewig mit fortzuleben. Schon nach acht Tagen hatten sich gegen 2000 Männer und Jünglinge zur Befreiung des Vaterlandes gemeldet. Mit Begeisterung gaben sie ihren Namen ab für die große Sache. Die Kavallerie unter dem thatkräftigen Joseph Westphalen wurde am ersten vollzählig. Daneben errichtete der brave Hanfft auf eigene Kosten eine Schwadron, welche größtentheils aus kräftigen Fleischern bestand. Indem er sich freilich als Rittmeister an ihre Spitze stellte, war er doch bescheiden genug, dem sächsischen Major von Hobe den Oberbefehl einzuräumen.

Die Bürgergarde belief sich im April bereits auf eine Zahl von ungefähr 6000, doch nur der vierte Theil hatte gehörig mit Waffen versehen werden können. Die Uniformen waren höchst mangelhaft, und hatten daher gar oft ein sehr buntscheckiges Ansehen. Mit einer solchen Macht war es unmöglich, die Stadt zu vertheidigen. Um so größeren Schreck verursachte deshalb die plötzliche Nachricht, daß Davoust mit großen Truppenmassen heranziehe. Nun, vom 7. April an, mußten Alle, die irgend Hände und Füße rühren konnten, bei der neuen und stär-

keren Befestigung der Stadt arbeiten. Wirklich ging die mühsame Arbeit aber auch so rasch, daß am 18. April schon Alles vollendet war. Man hatte geschanzt, getragen, mit den Karren geschoben, im Schweiße seines Angesichts, ohne Ansehen der Person. Desgleichen wurde die nächste Umgegend mit den möglichen Befestigungen versehen, Batterien wurden errichtet, Haubitzen aufgefahren und selbst die Wilhelmsburg zur Abwehr mit Kanonen versehen. Allein alle diese Rüstungen konnten nicht genügen, so lange Dänemark noch in Spannung mit England lebte.

Napoleon zog seine Heere immer dichter zusammen, man hätte sagen mögen, der Horizont verfinstere sich durch die streitbaren Massen, welche an allen Seiten und Enden zusammenstießen. Namentlich auch war Vandamme wieder mit Davoust vereinigt worden.

Auf der Wilhelmsburg stand das erste Bataillon der Hanseaten mit den hannöverschen Jägern. Am 9. Mai, Morgens 6 Uhr, wurden die Bürger durch die Lärmtrommel gegen den herannahenden Feind unter die Waffen gerufen. Der Feind sollte auf Flößen bei der Wilhelmsburg gelandet sein. Der Major Godeffroy eilte mit 400 Mann nach dem Eichbaum und Rothenburgsort; 200 Mann wurden nach der rothen und blauen Brücke geführt, dann auch der Deich, Grasbrook und Hamburgerberg besetzt. 1200 Mann blieben zur Reserve auf dem Walle beim Bauhof. Dänen, Mecklenburger,

Lauenburgische Jäger rückten überall den einzelnen Abtheilungen zu Hülfe. Das aber, was ausgerichtet wurde, war bei allem Muth, bei aller Tapferkeit nur gering, weil jeder Officier nach seiner eigenen möglichst besten Ansicht und Einsicht handelte, ein geregelter Plan, eine klare Sonderung und Benutzung des Terrains durch den leitenden, kundigen Blick eines einzigen ihnen wie ihren Truppenabtheilungen aber völlig abging. Endlich fehlte es auch am guten Willen, sich gegenseitig zu fügen und nachzugeben. Die geordnete Taktik der Franzosen richtete daher auf der Veddel eine vollkommene Niederlage an. Viele von den Fliehenden fanden noch in den Wellen ihren Tod. Glücklicher waren die auf der Wilhelmsburg, welche ihre Tapferkeit bis zur Tollkühnheit überboten. — Das Hamburg vom April schien in eine ganz andere Zeit hinzugehören, unter einem ganz andern, heißeren Clima zu liegen. Was ja in der Geschichte von der verzweiflungsvollsten Vertheidigung einzelner Städte, von einer Kühnheit, die an Wahnsinn gränzte, von Carthago, Rom, Saragossa erzählt worden ist, das hat sich damals in Hamburg im reichlichen Maaße wiederholt. Während die Sturmglocken unaufhörlich leuteten und die Lermtrommeln wirbelten, schleppte und drängte das unbewaffnete Volk diejenigen fort, welche so glücklich waren, ein Schießgewehr zu erlangen, Weiber trieben die Greise und Knaben nach dem Bauhofe, um für ihre Ehre und Freiheit zu kämpfen. Es gab

Mütter, welche den spartanischen Weibern glichen, welche ihre blutjungen Söhne beschworen, keine Gefahr zu scheuen, wenn sie auch keine Waffe besaßen oder führen konnten, so doch wenigstens den Andern bei ihrer sauren Arbeit behülflich und dienlich zu sein. Die ganze Gegend bot das Bild des Schreckens und der Verzweiflung dar; wer gefallen oder verwundet war, fand, wes Standes er auch sein mochte, von jeder nächsten, seiner schon harrenden weiblichen Hand die zärtlichste Pflege, Tröstung und Beruhigung zur Linderung seiner Schmerzen. Da saßen die kleinsten Mädchen und pflückten Charpie, aus dem feinsten Leinen, die Wunden zu verbinden, und manche Thräne fiel auf die Binden und Leinen, welche das für Hamburg vergossene Blut stillen sollten!

Andere aber auch, welche dieser Regung und Empfindung, dieser Begeisterung nicht fähig waren, fingen schon an, nach Altona auszuwandern, weil sie, bei dem allgemeinen Getöse, das Luft und Straßen erfüllte, den Feind mit seiner blutigen Rache und züchtigenden Vergeltung nahe vor den Thoren wähnten. Nach den zahllosen Erfahrungen des Leid's und Kummers sahen sie in ihrer aufgeregten Phantasie die blitzenden Bajonette schon vor sich, den gezückten und mit Wuth geschwungenen Säbel schon über sich. Sie nahmen ihre letzten Habseligkeiten in besinnungsloser Verwirrung und verließen mit unendlicher Angst, Beklommenheit und Wehmuth einen Boden, der ihnen auch nach so

vielen Tagen des Kummers noch lieb und werth war. So sah man nunmehr eine doppelte Bewegung in der verwilderten Stadt, eine nach dem östlichen Thore, zum Kampfe, eine nach dem westlichen, zur Flucht. Wehklagen und Hülferufen, Entschlossenheit und Muthlosigkeit, Weinen und Anfeuern durchtönten gleichzeitig die Luft!

Dreizehntes Capitel.

Die Botschaft, welche von London einlief, daß Bernstorf's Bemühungen dort vergeblich gewesen seien, machte einen höchst niederschlagenden Eindruck, wenn auch noch manche Gefechte, wie beim Zollenspeicher mit Kraft bestanden und zurückgeschlagen wurden. Viele Franzosen wurden niedergehauen, die Fliehenden ertranken.

Zu der Entmuthigung, welche sich in der Stadt verbreitete, trug aber noch der Umstand viel bei, daß die Bürgergarde immer weniger wurde. Die Menschen waren an das Kriegs- und Soldatenleben nicht gewöhnt, die heftigen Anstrengungen, die unaufhörlichen Bivouaks und die vorauszusehende Unmöglichkeit, den immer mehr herandrängenden Feind gehörig abhalten zu können, besonders da auch die dänischen Truppen nicht lange mehr Hülfe leisten sollten und sonst keine Verstärkung nachkam, drückten Körper und Seele gleichzeitig darnieder. Da, am 19. Mai, hatten die Franzosen den Vierundzwan-

zig=Pfünder erobert, welcher vor der Sägemühle stand, und fingen nun an, die Stadt damit zu beschießen. Jetzt wurden Sorge und Noth doppelt, denn man hatte noch nicht daran denken können, das Theermagazin zu schützen, um dadurch eine schreckliche Brunst unmöglich zu machen. Und, um das Maaß zu füllen, sollte man noch wahrnehmen, daß Tettenborn abziehen wollte, nachdem die Heere der Verbündeten sich bereits hatten zurückziehen müssen. Die russischen Transportwagen wurden in Bereitschaft gehalten, und die Kosaken bivouakirten bereits beim letzten Heller.

Am 18. Mai erhielten die dänischen Truppen die bestimmte Weisung, das Hamburgische Gebiet zu verlassen, wodurch die Stadt so gut wie jedes Schutzes beraubt wurde. Von Tettenborn verlangte sogleich neuen schwedischen Schutz, und der Oberst von Heß vertröstete die Bürgergarde damit, daß ein schwedisches Corps bald eintreffen würde, daß sie daher den Muth nicht sinken lassen möchte.

Die Dänen zogen Abends 10 Uhr ab, und schon drei und eine halbe Stunde später, also $1\frac{1}{2}$ Uhr warfen die Franzosen die erste Granate auf die Stadt, welche beim Bauhofe fiel. Indessen kamen am andern Tage schwedische Truppen an, doch folgte auch zugleich wieder der Befehl, daß sie sich aus Rücksicht gegen Dänemark jeder Aktivität in Hamburg enthalten sollten.

Die Franzosen hörten nicht auf, die Stadt in Zwischenräumen zu beschießen. Gegen ein feindliches Eindringen waren bei den Thoren die nöthigen Maaßregeln getroffen. Beim Altonaer Thore war Alles mit Theer und Stroh versehen, um den Eingang sogleich durch Feuer versperren zu können. Die Zugbrücke beim Dammthore sollte niedergehauen werden, die nöthigen Zimmerleute standen in Bereitschaft.

Zu derselben Zeit pflog von Heß Rath, ob die noch übrige Bürgergarde aufgelöst werden oder fortbestehen sollte. Zu Ersterem wollte Keiner die Verantwortung übernehmen. Allgemein aber war bereits der Zweifel an der Treue Tettenborn's, daß er nicht Stand halten, sondern, wie schon angedeutet, sich wegbegeben würde, so bald die Stellung der Feinde dies erlaube.

Der Morgen des 29. Mai brach unter heftigem Kanonendonner an. Als es völlig Tag wurde, vernahm man schon die Unglücksbotschaft, daß die Hanseaten von Moorwärder, Ochsenwärder und Wilhelmsburg vertrieben worden wären. Da brach Tettenborn sein gegebenes Männerwort und verlegte sein Hauptquartier nach der Billwärder Kirche. Auch von Heß befand sich schon außerhalb der Stadt auf dem Hühnerposten und erließ von da aus einen Tagesbefehl, worin er den traurigen Hergang darstellte, der Stadt Hamburg sagte, daß sie auf sich selbst zurückgewiesen sei, und erklärte, daß er bei dem schwachen Schimmer des

Erfolges, so viele theure Bürgerleben und Familienväter nicht hinopfern dürfe.

Der Tagesbefehl war seinem Inhalte nach ebenso merkwürdig als niederschlagend. Der Senator Bartels bestand daher hartnäckig darauf, daß er nicht veröffentlicht werden dürfe, um nicht einen Aufstand bei der höchsten Niedergeschlagenheit hervorzubringen. Die Stadt glich nun einem abgetackelten Schiff auf stürmischem Meere, die erste Welle drohte sie zu verschlingen. Es erging der Befehl, alle Gewehre auf dem Bauhofe abzuliefern. Einige thaten dies mit dumpfer Zerknirschung; Andere zerschlugen die ihrigen an den Steinen oder warfen sie zornig in die Fleete. Als die Verwirrung am größten, die Gemüther am aufgeregtesten und verzweifeltsten waren, da trat der edle Mettlerkamp hervor und gab ein Beispiel trefflicher Bürgertugend. Er rief diejenigen auf, welche noch Kraft und Muth hatten, ihm zu folgen, und zog mit seiner kleinen aber von Kriegeslust und Tapferkeit erfüllten Schaar den übrigen deutschen Waffenbrüdern entgegen, während Andere schon so glücklich gewesen waren, ihren theuren Leib in Sicherheit zu bringen.

Vierzehntes Capitel.

Wenn diese thatkräftige Entschlossenheit eine augenblickliche Erhebung hervorgebracht hatte, so sollte die Beruhigung sich noch dadurch in Etwas stärken,

daß mit einem dänischen Parlamentair die Meldung einlief, die Stadt möchte vier Bataillonen dänischer Truppen ihre Thore geöffnet halten. Jede Protection würde ihr gewährt werden, sobald sie sich schnell unterwerfe. Diese Aufforderung geschah im Namen des Prinzen von Eckmühl. Der Senat zeigte unmittelbar die neue Besetzung an und forderte zur Ruhe auf, aber noch ehe ein Franzose seinen Fuß wieder in Hamburg gesetzt hatte, wurden auch schon die früheren Requisitionen gemacht. Den verbündeten Dänen folgten Franzosen sogleich nach. Davoust bezog die Wohnung Tettenborn's, obgleich die Truppen noch mehrere Tage unter freiem Himmel bivouakiren mußten, um die Bürgerschaft durch Einquartirung nicht zu Auftritten zu reizen und die Wogen der Leidenschaften sich überhaupt erst wieder legen zu lassen.

Der erste Befehl Davoust's ging dahin, alle Pamphlets, Caricaturen, politische Zeitungen und Brochüren freisinnigen Inhalts abzuliefern. Der zweite, daß alle Fremde sich innerhalb 24 Stunden legitimiren und Erlaubniß zum Aufenthalt lösen sollten. Der dritte, alles Schießgeräthe unverzüglich abzuliefern. Wer nicht Folge leiste, solle als Verräther betrachtet und behandelt werden. Daß die Bürger über diese Befehle murrten und hin und wieder entrüstet wurden, war ihnen nicht zu verdenken. Von der Bügergarde hatten viele sich geflüchtet oder versteckt, um nicht überantwortet zu werden.

Dies waren aber nur geringe Polizeigebote; der kaiserliche Befehl Napoleon's kam erst hinterher und lautete, daß die Hamburger zur Strafe eine außerordentliche Abgabe von 48 Millionen zahlen sollten. Es ist wohl unnöthig, den Schreck zu beschreiben, der sich bei dieser Nachricht auf allen bleichen und von Trauer entstellten Gesichtern malte! Die einzige Hoffnung, mit der man sich zu täuschen suchte, war, daß die Verbündeten dem Kaiser Napoleon den Zahlungstermin vereiteln könnten. Denn eine solche Summe wirklich aufzubringen, mußte nach allen Aussaugungen wohl ein Ding der Unmöglichkeit sein! Um die Stadt jedoch für dieses Ansinnen bei gutem Muth zu erhalten, wurde eine Amnestie für Handlungen von Insurrection, Rebellion und Desertion bewilligt, wovon nur ein genau gemachtes Verzeichniß von Personen ausgenommen wurde, welche für Feinde des Staates erklärt, und für immer aus dem französischen Reiche verbannt sein sollten. Fünf und eine halbe Million wurden darnach mit ängstlicher Schnelligkeit zusammengebracht, mit dieser Summe sollte eine Deputation abgehen, nur um Gnade zu bitten, allein Davoust zeigte ein Schreiben vor, daß Napolen sich auf solche Unterhandlungen durchaus nicht einlassen könne.

Unterdessen wurden auch zu der großen Brücke nach Harburg die Anstalten gemacht. Nach einem Decret des Prinzen von Eckmühl mußten alle Holzvorräthe, welche in der Gegend des Deich-

thores lagerten, zu diesem Zweck hergegeben und verwandt werden; auf dieselbe Weise forderte der Präfect de Breteuil Hanf, Tauwerk, Segeltuch, Theer, Kupfer, Nägel, Eisen von Allen, die dergleichen in Händen hatten. Einer Erpressung folgte die andere, oft unausführbare; so sollte die Bank auf Napoleons Geheiß für 20 Millionen Wechsel ohne Weiteres acceptiren. Wenn dieses Verlangen auch an und für sich ohne Wirkung blieb, so wußte Napoleon Hamburgs Verhältnisse und Ergiebigkeit doch zu würdigen, es war daher sein fester Entschluß, sich die Stadt nicht wieder entreißen zu lassen, und sie durch Festungswerke noch mehr zu sichern. Er gab darüber seinen genauen Plan an und detaillirte alle Anstalten, Hamburg unnehmbar zu machen. Vier und zwanzig Stunden nach dem Empfange seines Schreibens sollten 10,000 Arbeiter beim Werke der Befestigung beschäftigt sein, und es war aus der Anweisung zu ersehen, daß Napoleon sich eine genaue Lokalkenntniß zu verschaffen gewußt hatte, obgleich er nie in der Stadt gewesen war.

Davoust forderte von der Stadt 4000, von dem Gebiet 2000 Arbeiter, und trieb diese mit tyrannischer Grausamkeit zum bluttriefenden Frohndienst zusammen. De Breteuil fügte die schamlose Bemerkung hinzu, wenn am folgenden Tage die bestimmte Zahl nicht voll wäre, so sollte man ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes, Alle auf den Straßen und aus den

Häusern aufgreifen. Dennoch konnte dem Befehl nicht ganz nachgekommen werden, und 60 angesehene Bürger wurden als Geißeln in Haft genommen. Diese sollten nun weiter für Arbeiter sorgen oder Strafe zahlen.

Unter Fluchen und Stößen schmiedeten die Hamburger im Schweiße ihres Angesichtrs an ihren eigenen Ketten. Die Befestigungs-Werke rückten mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts. In den Vorstädten wurden ebenso Häuser und Anlagen auf eine schauderhafte Weise niedergerissen.

Fünfzehntes Capitel.

Zu einigem Troste schienen die Dinge von Außen durch den Waffenstillstand ein anderes Ansehen zu gewinnen. Nach Aufhebung desselben ergingen in Hamburg aber wieder die geschärften Befehle, daß alle Versammlungen der Einwohner auf's strengste verboten wären; daß sogar Frauenzimmer — Damen der Halle? — auseinander getrieben und mit Ruthen gepeitscht werden sollten; daß die Bewohner, im Falle eines Angriffes, sich in ihre Häuser begeben und die Thüren verschließen sollten.

Allen Anstalten ungeachtet, verließ der Prinz von Eckmühl am 14. August plötzlich die Stadt und die Truppen folgten ihm. Napoleon's Geburtstag (15. August) wurde aber fünf Tage früher doch erst gefeiert, um die Bürger noch ein Mal

unter Blut und Streichen lächeln zu lassen. Die Prinzessin von Eckmühl gab einen glänzenden Ball, die Armen erhielten Suppen und die Soldaten auf den Wällen riefen bei ihren Festgelagen „Vive l'empereur!" während das Volk starr und verdutzt ihnen zusah.

Draußen war der kleine Krieg fortwährend im Gange, die ganze Gegend diesseits und jenseits der Elbe wurde von Gefechten belebt, ohne daß diese doch irgend eine Entscheidung herbeiführten; und jedes kleine Zusammentreffen, wobei die Franzosen nicht zu offenkundig den Kürzeren gezogen hatten, mußte in Hamburg mit Jubel begrüßt und ausgerufen werden! Dennoch blieben die Bürger nicht ohne gewisse Nachricht von dem wahren Zustand der Verhältnisse, und auch Napoleon's Bewußtsein mußte ihnen klar werden, als dieser in größter, drängendster Eile noch die letzten Erpressungen sich zu Nutzen zu machen suchte. Fast jeden Tag wurden neue Mittel ausgedacht und der Brandschatzung noch unberührte Seiten abgewonnen. Schon aber fing in Deutschland der Morgen der Freiheit zu dämmern an. Die Heere der verbündeten Mächte rückten bei Leipzig immer dichter und dichter gegen Napoleon zusammen und die große, einzige Schlacht wurde geschlagen. Hamburg hatte zu der Napoleon'schen letzten Kraftanstrengung mit seinen noch übrig gebliebenen Geldmitteln beitragen müssen, Davoust war zurückgekehrt und hatte Jedem so gut wie selbst die Täschen geleert. Das Unerhör-

teste dieser Art geschah wahrlich, als die Franzosen in der Nacht vom 4. auf den 5. November die Bank angriffen! Sie hatten ihre Absichten aber nicht erreicht. Der Bankdirector Pehmöller war am Abend vorgefordert und vernommen worden, hatte aber mit einem heroischen Ernst seine Pflicht und sein Gewissen rein erhalten; er erklärte mit männlicher Freimüthigkeit, „er wisse wohl, daß er in des Gouverneurs Gewalt sei, allein nichts könne seinen Entschluß zu schweigen, erschüttern.“ Die Verhandlungen über die Bank wurden mit der größten Strenge fortgeführt. Pehmöller mit den übrigen Bankbürgern überreichten eine Vorstellung, die jedoch wenig Anklang fand, weil darin gar keine Vorschläge gemacht wären!“ — Das Resultat lautete, daß die Bankdirection nicht über das Eigenthum ihrer Mitbürger verfügen könnte, und daß sie nur der Gewalt weichen würde. Pehmöller erklärte noch unter andern: „Senden Sie nach meiner Wohnung, lassen sie meine Bücher öffnen, mein Guthaben in der Bank ermitteln, das will ich nöthigenfalls ausbezahlen, allein ich verfüge über keinen Schilling meiner Mitbürger.“ Mit Gewalt genommen wurden dennoch im Ganzen 744,163 ℳ 1 ß Banko! — Die erste Wegführung geschah am 12. November Morgens 5 Uhr unter starker Militairbedeckung. Die Unterhandlungen und Entführungen dauerten ununterbrochen fort, sogar unter den lächerlichen, bodenlosen Floskeln, die Regierung müsse und werde der Bank Alles

wieder ersetzen, „es sei jetzt anderweitig nur kein Geld zu haben.“ Als das Lokal leer war, erfolgte die tollhäuslerische definitive Anzeige: daß die Franzosen die Bank eben so wieder überlieferten, wie sie sie saisirt hätten, mit Ausnahme der genommenen Summen!„ —

Sechszehntes Capitel.

Der innere Zustand war noch immer ein höchst unerfreulicher, die französische Herrschaft hatte sich hinter den Wällen zu fest gesetzt und schien auf keinen Fall weichen zu wollen, so lange sie nicht von den Bundesmächten bedrohet wurde. Es wurde mit der größten Hartnäckigkeit in der bekannten Weise fortgefahren. Alle Zurüstungen und Anordnungen, welche ferner gemacht wurden, deuteten darauf hin, daß man die schärffste Belagerung aushalten wolle. Der jetzige Maire Rücker erließ Verordnungen über Verordnungen, daß die Bewohner sich auf alle Fälle zu verproviantiren hätten, daß er für die Folgen einer Aushungerung nicht verantwortlich bleibe.

Die Auswanderungen hatten seit der ersten Zeit des Unglücks und der Bedrückung zwar niemals ganz aufgehört, nun aber erreichten sie ihren höchsten Grad und ihre kläglichste Gestalt. Dazu kam das schauderhafte Ereigniß in der Nacht vom 24 .auf den 25. December, wodurch die unglücklichen Hamburger

einen Weihnachten erlebten, wie er wohl nie auf der Erde erlebt worden ist. Auf Befehl des Prinzen von Eckmühl nämlich überfielen Polizeidiener und Gensd'armen die Bürger aus den mittleren und niederen Classen, rissen sie aus ihren Betten, ohne ihnen zu gestatten, auch nur das Geringste mitnehmen zu dürfen, und trieben sie mit Fluchen und Kolbenstößen durch die eisigkalte Nachtluft nach der Petrikirche, um sie dort einzuschließen. Am folgenden Morgen wurden sie alle wieder ausgelassen und mit derselben Härte und Grausamkeit aus der Stadt getrieben. Viele hatten sich in der Nacht kaum bedecken können, auf Greise, Kinder, Schwangere, wurde nicht die geringste Rücksicht genommen, die Meisten zogen weinend, zitternd, erstarrend, ohne Kopf- und Fußbekleidung, mit fliegenden Haaren und den kummervollsten Gesichtern durch den Schnee dahin. Der Himmel selbst schien sich vor Wehmuth zu umhüllen, die gänzlich stumme Natur um solches Elend zu trauern. Die, welche ohnmächtig und fast schon erfroren hinsanken, wurden auf Wagen geladen, auf das freie Feld gefahren und dort ihrem Schicksal überlassen. Die Meisten dieser Vertriebenen erlagen unter Hunger, Kummer und Kälte; Seuchen und Fieber rafften Tausende dahin, und Viele nahmen in der Verzweiflung sich selbst das Leben, um diesem Jammer auf ein Mal ein Ende zu machen.

Es muß den Bewohnern Altona's und der Umgegend nachgerühmt werden, daß sie diesen Un-

glücklichen durch die edelsten Thaten der christlichsten Gesinnung zu Hülfe geeilt sind, daß sie es an der reinsten Aufopferung nicht haben fehlen lassen, zu erquicken, zu speisen, zu schützen und die Schmerzen zu stillen. Es bildete sich eine Comité, welche die zweckmäßigsten Anstalten traf, zunächst einem Jeden das nöthige Obdach zu verschaffen; ging dieses in dem bald überfüllten Altona nicht mehr an, so in Lübeck, Bremen und den nahen holsteinischen Orten. Die Comité bat den Grafen Chaban um Auslieferung der Suppenkessel, welche bei der Armenanstalt längst nicht mehr benutzt wurden, — es wurde abgeschlagen! —

In der Stadt, „im Hauptquartiere zu Hamburg", wurde unterdessen mit dem Erpressen und der tyrannischen Behandlung in gesteigertem Maaße fortgefahren. So wurde zuerst jedes Desertiren, jede Anleitung zur Desertion und falsches Werben auf's Neue und Schärfste verboten. — Ferner alles Spioniren, jede aufrührische Bewegung — was sollten die Zurückgebliebenen und Abgematteten wohl noch viel unternehmen! Jeder Ankauf von Lebensmitteln aus den Staats-Magazinen. Auf ausländische Producte wurde ein neuer starker Tarif gelegt. Ja, es wurde vom 4. Januar 1814 an sogar geboten, kein Brod mehr von den Bäckern zu kaufen, sondern nunmehr von seinem eigenen Vorrath nur zu leben. Dagegen mußten die Bäcker umsonst für eine Menge Leute backen, die im Dienste des Chefs standen; sie mußten

angeben, welche Quantitäten sie noch auf ihren Speichern hätten, und übertrieben diese, wahrscheinlich um dadurch die Pläne der Bedrücker zu vereiteln. Daher gab es neue Vorwürfe und Befehle. In demselben Verhältniß, mit derselben Härte wurde Alles, was Fourage hieß, was zur Casernerie gehörte, beschränkt und von den Bürgern aufgetrieben. Die versprochenen Bezahlungen bestanden regelmäßig nur in Empfangscheinen.

Weiter wurde der lächerliche Befehl ausgeheckt, daß alle freien Plätze der Stadt aufgerissen und in Gemüsegärten verwandelt werden sollten! Die Lazarethe hatten sich längst überfüllt und es starben außerdem so Viele am Typhus, am Lazarethfieber, daß die Gestorbenen kaum Alle in die Erde geschafft werden konnten. Man drang ohne Umstände in alle Häuser ein, dort seine Kranken und Sterbenden unterzubringen. Den Kirchenvorstehern wurde angezeigt, daß innerhalb 24 Stunden alle Kirchen geräumt sein müßten, um sie zu Magazinen und Pferdeställen zu benutzen. Aber noch waren die 24 Stunden nicht abgelaufen, als schon überall Soldaten mit Aexten eindrangen, und eine mehr als vandalische Zerstörung anrichteten. Nur die Michaeliskirche blieb auf vieles Bitten verschont.

Siebenzehntes Capitel.

Während dieser schrecklichen Ereignisse in Hamburg waren in der Umgegend fortwährend kleine

Gefechte gewesen. Schon von Anfang December hatte sich unter den französischen Truppen eine ungewöhnliche Unruhe gezeigt. Es verbreiteten sich Gerüchte, daß die noch im Lande hausenden Franzosen überall geschlagen würden; man erwartete offenbar eine Schließung der Thore und einen starken Angriff auf die Stadt. Man durfte jedoch auch erwarten, daß die Verbündeten so leicht nicht noch ein solches Schicksal über Hamburg herbeiführen würden; wenn Davoust gleich nicht den geringsten Theil, keine Straße verschont, und eher einen ungeheuren Schutthaufen hinterlassen als sich ergeben hätte. Einzelne Abtheilungen der Verbündeten hatten bei Boitzenburg über die Elbe gesetzt, und ihre Stellung von Ochsenwärder bis nach Wandsbeck hinauf eingenommen. Der Lübsche- und Hammerbaum wurden geschlossen. In der Nacht vom 5. auf den 6. December erhob sich ein heftiger Kampf, wobei besonders die Dänen viele Officiere verloren. An demselben Abend wurde eine Abtheilung der Franzosen bei Ochsenwärder geschlagen. Die Fliehenden kamen in Hamburg an und behaupteten keck, daß sie abgelöst worden wären! Abermals erhoben sich jetzt freiwillige und zahllose Auswanderungen. — Eckmühl rückte heran und nöthigte die Dänen, sich über die Eider zurückzuziehen. Aber auch die Deutschen, Russen und Schweden näherten sich! Die Dänen schlossen sich in Rendsburg ein, ihre Mittel waren erschöpft und ihr Freund Napoleon vermochte ihnen nicht zu helfen. Da blieb ihnen

nichts übrig, als einen Waffenstillstand und Frieden zu schließen. Sie mußten Norwegen verlieren und 10,000 Mann gegen Napoleon stellen. Dieser Abschluß verursachte nicht geringe Freude, man wußte Dänemarks unglückliche Lage zu würdigen, den Vertrag mit Napoleon, der ohne Englands selbstsüchtige Politik nie möglich gewesen wäre.

In dieser Umwandlung der Dinge wurde dem General Bennigsen die Bekämpfung der Franzosen in Hamburg jetzt allein überlassen. Dieser aber war dem Davoust nicht an Truppenzahl gewachsen, er konnte sich nicht entwickeln, ohne sich zugleich wieder Blößen zu geben. Die kleinen Vorposten-Gefechte zwischen Belagerer und Belagerten führten zu nichts. Das Einzige war, daß die Franzosen immer mehr auf die Stadt eingeschränkt wurden. Ein Ausfall auf Eppendorf, worin die Russen sich festgesetzt hatten, wurde glücklich zurückgeschlagen. Viele Häuser in Harvstehude gingen bei dieser Gelegenheit in Feuer auf.

Die Theuerung hatte in jenen Tagen ihren höchsten Grad wohl erreicht; ein Pfund Waizenmehl kostete 18 ß; ein Spint Kartoffeln 2 ℳ 8 ß; ein Ei 8 ß; Milch war gar nicht zu haben, Vornehme halfen sich mit Mandelmilch aus den Apotheken, so lange diese Vorrath hatten. Rindfleisch war ebenso selten geworden, hatte man ein Pfund aufgetrieben, so mußte es wenigstens mit 2 ℳ bezahlt werden, und jenes Pfund war gewiß auf die seltsamste Weise eingeschmuggelt worden.

Endlich schreckte Sturmgeleute und Kanonendonner, am Morgen des 9. Februar, 4 Uhr früh, Alles aus dem dumpfen Schlafe. Der Generalmarsch wurde geschlagen und die ganze französische Besatzung gerieth in die größte Bewegung. Davoust zog hinaus unter anhaltendem Feuer, nur Patrouillen mußten auf Charlot's Befehl die öden und verwüsteten Gassen durchstreifen. Gegen 4 Uhr Nachmittags vernahm man noch einzelne Signalschüsse von den Wällen, dann verstummte der Donner. Dagegen fuhren jetzt fortwährend Wagen mit Verwundeten in die Stadt ein, die Franzosen waren gut zusammengeschossen worden. Daß Hamburgs Bürger in diesen Augenblicken ruhig blieben, dafür hatte Charlot gesorgt, welche auch einen Theil der Kanonen gegen sie richten ließ. Außerdem wurde unter Breteuil in aller Eile eine sogenannte Nationalgarde errichtet, deren einziges Abzeichen eine weiße Binde um den rechten Arm war. Vorpostengefechte fielen noch täglich vor und auch an Solchen fehlte es nicht, die den Franzosen mit deutscher Zunge als Spione dienten, ihnen jeden kleinen Vortheil, jede Lücke sich zu Nutzen machen zu helfen. Der größte Schade, welcher den Franzosen in diesen Tagen zugefügt wurde, war aber wohl die Zerstörung der Harburger Brücke, wodurch ihnen eine schnelle Flucht wenigstens unmöglich gemacht war.

In den Lazarethen herrschte die größte Verwirrung, die Aerzte wollten nicht mehr hineingehen

und mußten gezwungen werden. In den Kasernen verbargen die halb oder noch ganz Gesunden sogar die vorkommenden Leichen, um nicht bekannt werden zu lassen, daß eine ansteckende Seuche unter ihnen herrsche. Und während die Aerzte nun in den Lazarethen festgehalten wurden, mußten die ihrer bedürfenden Familien vergeblich nach Hülfe rufen. Welch' eine Kälte überdies Alles aufgerieben und darnieder geworfen hatte, gehört fast noch zum Sprichwort, wenn man von dem Winter der Belagerung redet. Davoust that noch verschiedene Ausfälle, jedesmal unglücklich, und dennoch gab er Bälle in den Zwischenpausen und erdreistete sich, die Damen von Hamburg dazu einladen zu lassen. Es war dies ein Experiment, um die Menge glauben zu machen, daß er nichts von den sich häufenden Siegen der Verbündeten halte, und die französische Sache noch immer gut stehe. Ja, in einer Anwandlung von Laune erzählte er mit heiterer Stirne, Napoleon habe sich mit dem Kaiser von Oesterreich wieder versöhnt, und der König von Preußen wie der Kaiser von Rußland wären zu Kriegsgefangenen gemacht worden! Davoust war also nicht bloß Attila, sondern auch Münchhausen in den besten Exemplaren.

Am 16. April hielten Bennigsen und Loison eine Zusammenkunft zu Altona, und meldeten dem Prinzen von Eckmühl, daß Napoleon entsagt habe. Allein jener meinte, die Welt sei jetzt so

voller Widersprüche, daß man an eine solche Begebenheit am allerwenigsten glauben dürfe!

Doch Davoust mußte sich endlich von der Veränderung in der Regierung Frankreichs überzeugen, denn am 27. April 1814, Nachmittags 12 Uhr, wehte vom Thurme der großen Michaeliskirche die weiße bourbonische Fahne herab, flatterte in der Frühlingsluft wie eine schimmernde Taube, welche das Oelblatt des Friedens brachte! Obwohl alsbald wieder die niederschlagende Nachricht einlief, daß Hamburg, Harburg mit den dazu gehörigen Distrikten für Ludwig XVIII. behauptet werden sollten. — Auch diese Angst ging vorüber! Am 4. März erschien eine Bekanntmachung auf Befehl des Prinzen von Eckmühl, daß Hamburg's Handel, mit Vorbehalt der Octroi, ganz wieder frei gegeben sei; eine andere meldete, daß am 5. Mai zwischen Hamburg und Altona, auf dem Hamburger Berge ein Markt gehalten werden sollte, wo Jeder sich mit Lebensmitteln versorgen könne; wieder andere, welche den noch beschäftigten Schanzarbeitern ihre Freiheit gab, welche die öffentlichen Gebäude säubern und sie ihrer frühern Bestimmung zurückgeben hießen. In Hinsicht der Bank erklärte der Graf Gerard dem Bankdirector Pehmöller, „die Bürger möchten sich beruhigen, es würde Alles zurückerstattet werden." Es wurden sogleich 1826 ℔ 2 ß eingeliefert, um damit den Beamten und Officianten der Bank ihr rückständiges Gehalt auszubezahlen. — Die Verbündeten hatten durch

einen Separatartikel der Uebereinkunft am 23. April ebenfalls Schutz und Sicherung versprochen, und im Friedenstractat vom 30. Mai wurde abermals der Hamburger Bank gedacht; das französische Gouvernement verpflichtete sich darnach, alle Kräfte aufzubieten, den Bankschatz zu ersetzen, und die Hehler des Raubes zu verfolgen. Allein später erklärte das französische Ministerium, daß die Wegnahme geschehen sei, um die auferlegte Contribution von 48 Millionen zu decken, und der Ertrag zum Besten der Armen, zum Besten Frankreichs verwandt worden sei! Die Wegnahme der Bank sei als ein unglückliches Ereigniß einer unruhigen Zeit zu betrachten und — zu tragen! — Wie eine solche Auslegung möglich war, von einer Regierung, welche die ganze Napoleon'sche Dynastie für ein Unding erklärte, das muß freilich Erstaunen und erstarrende Bewunderung erregen. Die Hamburger Bürger ließen jedoch nicht ab, ihre Ansprüche mit Nachdruck zu verfolgen, nur war der Erfolg, aller Anstrengung ungeachtet, ein ungenügender.

Achtzehntes Capitel.

Es währte noch bis zum 30. Mai, ehe die Franzosen alle mit einander die Stadt verließen, aber schon am folgenden Tage hielt Bennigsen, und zugleich mit ihm Mettlerkamp mit seiner Schaar, seinen von freudigen Jubelgrüßen beglei-

teten Einzug. Dasselbe Glück hatten am 30. Juni endlich auch die wackeren Streiter von der hanseatischen Legion. Die Fenster aller Straßen, durch welche sie zogen, waren mit tausenden von Zuschauern besetzt, welche Hurrah! Es lebe Hamburg! riefen, mit weißen Tüchern flaggten, und zahllose Blumen und Kränze auf die im Parademarsch Vorbeiziehenden herabwarfen. Nur die Frauen, Mütter und Bräute derjenigen, welche als des Vaterlandes edle tapfere Söhne, im heiligen Kampfe für Freiheit und Recht gefallen waren, mischten in den Jubel der Wonne, der Errettung ihre Thränen der Wehmuth und stillen Klage. Allein diese Beweinten, im Siegerheimzug Vermißten, sind nicht vergessen worden, denn ihre Namen stehen mit goldenen Buchstaben auf schwarzer Tafel in der Michaeliskirche verzeichnet, dort zum Ehrengedächtniß aufgehängt, nebst den Fahnen, welche auch ein blutiges Lied zu singen wissen von jenen Tagen, am 18. October 1817, dem rechten Tage der Deutschen, wo zugleich die wahre Glaubensfreiheit ihr dreihundertjähriges Jubiläum feierte.

Was soll ich aber von den Tausenden sagen, die auch bei jenem Heimzug fehlten, die nichts sahen und hörten von den lauten Freudentönen, die die Wangen nicht glühen sahen im Rosenscheine der Freiheit, deren Herz selbst nicht wieder schlug, als doch jede Brust zum neuen Leben erwachte, aus der freien Luft den frischen, stärkenden Athem schöpften, was soll ich sagen von den Gräbern zu

Ottensen, von jenen Gräbern, die Tausende umschließen, die wahrlich den härtesten Kampf kämpften, die schmerzhaft duldeten, in unendlichem Jammer, in der bittersten Noth und Verzweiflung dahinsanken! Die Dichter haben gewetteifert, Euch mit sanfter Schwermuth zu besingeu; Hamburger, nehmt es von dem sangesreichen Rückert als eine milde freundliche Gabe auf, daß er ein Blatt in dem reichen Buche seiner Unsterblichkeit Euren unglücklichen Mitbürgern geweiht, daß ihr Loos ihn tief und innig gerührt hat. Ein lieblicher Gang ist mir oft der unter Gräbern gewesen, und wenn der Frühling keimte, die Blumen sproßten, und Alles in der Natur wieder zur Freiheit erwachte, dann ging ich an dem Denkmal vorbei, das die biedere Gesinnung der Nachwelt jenen Schlafenden gesetzt hat, ein Epitaphium voll unendlich wehmüthiger Bedeutung, und eine Thräne, ein unwillkürlicher Schauer mahnte mich jedes Mal daran, daß einst viel Leid und Weh gewesen sein musse. Nennt jenes Denkmal den Stein der Wehmuth, und laßt ihn Euch beständig an Euer großes Unglück, an Eure tiefste Erniedrigung erinnern. Haltet dort eine Seelenmesse an jedem fünf und zwanzigsten December!

Neunzehntes Capitel.

Wenn die Hamburger jetzt mit frischer Liebe und Lust sich daran machten, nicht bloß jedes feindliche

Zeichen zu verwischen, sondern an ihrer neuerstandenen und gewonnenen Stadt zu bauen und zu bessern, so war ihnen dies durch das ebenfalls erwachte höhere Bedürfniß und die bereicherte Erfahrung in die Seele gegeben. Was gethan, gekämpfet und erduldet war, das konnte nur aus einem höheren Gesichtspunkte vergolten werden, das konnte nur geschehen, um die alte Hansestadt jetzt im wohl verdienten, dreifachen Glanze erscheinen zu lassen. Verkennen und verleugnen darf man es nicht, daß die Franzosen, durch den genialen Reformationsgeist Napoleons, durch den umgestaltenden Drang seines Geistes in bessere Form und Fassung, in exactere Betreibung und Verwaltung der verschiedenen höheren und niederen Staatsgeschäfte gesetzt, für manches Bedürfniß auch hier die Augen geöffnet hatten, so daß man dennoch in einem Sinne ihren Spuren nachging, obgleich man sich dies immer nur ungerne und höchstens im Geheimen hat zugestehen wollen, und sich die Sache dadurch um Vieles erleichterte, aber ewig Schade auch zugleich, daß Napoleon für uns directe nicht weiter vorgearbeitet hatte, daß man daher mit Lust und Neigung am Staatswesen zu arbeiten, zu früh inne hielt, daß man sich, was die innere Staats-Oekonomie anbetrifft, zu eiligst und behaglich in den alten Stühlen wieder glücklich fühlte.

Es war lange bei Vielen Gebrauch, auf Napoleon zu schimpfen und zu schmähen ohne Ende, einseitig roh, sobald sie von der Belagerung sprachen und der damaligen gränzenlosen Tyrannei; wenn

diese Franzosenfresserei bei den Aufgeklärteren auch schon sehr aus der Mode gekommen ist, und man jetzt an eher eine Vergötterung als an eine Verachtung denkt, so darf man gegen Napoleon doch wenigstens nicht ungerecht sein, man muß ihm lassen, was eine Folge von ihm und seiner Herrschaft war. Er hat den Franzosen nicht bloß ein Gesetzbuch, sondern auch die praktischesten und besten Einrichtungen gegeben, er hat sogar den Deutschen zu unzähligen Verbesserungen verholfen, ohne daß diese seinen großen Einfluß, sein glänzendes Beispiel bestimmt und offenherzig anerkannt haben. Auch Hamburg hat von Napoleon seinen großen Nutzen gehabt, es hat manche seiner löblichsten und vortheilhaftesten Einrichtungen nur aus seinem Geiste, von seinem großen Genie genommen. Ich spreche dies hier mit voller Ueberzeugung aus: Hamburg hat auch dem Napoleon Gutes zu verdanken, es hat davon unmittelbar nach seiner Besiegung die Anwendung gemacht, wenn es auch unter seinem welterstürmenden Ehrgeiz, unter einem genialen riesengroßen Entwurf, den die Pygmäenwelt der Gebieter nie begreifen wird, unendlich geblutet hat. Nicht Alles war Tyrannei, was aus dem Herzen Napoleon's kam; was die Folgen des Krieges brachten ist eine andere Sache. Napoleon hat uns manche Verbesserung bereitet, nach der wir sonst noch lange unter anderen Machthabern, die nur seine kleinsten, aber wahrlich keine einzige seiner großen Eigenschaften haben, uns sehnen

würden. Daß ich es kurz sage, wer hat uns das Stempelwesen gelehrt, wer hat die Polizei im eigentlichen Sinne gegründet, auch mit den verächtlichen Schattenseiten — Napoleon führte die geheimen Polizeispione ein! — wer hat in neuerer Zeit zuerst wieder das Gericht unter uns öffentlich handhaben lassen, wenn die Norm beim Handelsgericht auch leider allein geblieben ist? — Was damals eingeführt worden ist, dafür hatte Napoleon doch nur den Sinn geweckt und die Zweckmäßigkeit ließ sich nicht zurückweisen. Wollte Gott, er hätte für Mehreres den Vorläufer abgegeben, er hätte nicht bloß die Macht und Alleingewalt, sondern auch den republikanischen Geist und die wahre Bürgerfreiheit, die Initiative der Gemeide zum Princip erhoben. Wäre Napoleon so Bürger gewesen als er Kaiser war, es wäre anders gekommen und geworden. Ehre also dem Ehre gebührt; der Senat hat von dem Seinigen nichts gegeben und vergeben, selbst Abendroths Wünsche bei Hamburg's Wiedergeburt waren nur halbe Wünsche und beschönigende Mittel. Und wie viele von jenen Wünschen, denen noch andere aus der Bürgermitte folgten, sind erfüllt worden? Wie viele haben sich ihnen nach und nach angeschlossen, die ebenfalls auf Erfüllung harren? —

Das Polizeiwesen wurde von den Präturen geschieden und ferner in dem Hause verwaltet, welches die Franzosen als das Hotel de ville eingesetzt und für gut befunden hatten.

Das Handelsgericht wurde im Jahre 1815 errichtet, und zwar nach dem Princip der Oeffentlichkeit, wie die Franzosen Jedem sein Recht zusprachen.

Die bürgerliche Gleichstellung der Christen aller Confessionen seit 1819 ist ebenfalls durch Rath- und Bürgerschluß beliebt, weil Napoleon nur ein Volk kannte, das im Kriege wie im Frieden gleich berechtigt sei. Er ließ die Juden mitstreiten, aber er gab ihnen auch ihre Gerechtsame. Auch unsere Juden haben mitgestritten!

Ebenso fing man seit 1819 an, die Wälle und Thore abzutragen, und erstere in eine Art Park mit Blumen und Gebüschen im großartigen Syle umzuschaffen.

Zu den im Verlauf der nächsten Jahre errichteten Gebäuden gehört vor allen Dingen das, ein europäisches Ansehen genießende allgemeine Krankenhaus, zu welchem am 18. Juni 1821 der Grundstein gelegt, und das am 30. October 1823 schon eingeweihet wurde.

Das Gebäude der Bank wurde 1826 zugleich mit dem Stadt-Theater erbauet und im folgenden Jahre bezogen; die neue Börse am 2. December 1841 und das neue Gymnasial-Gebäude, beide im edlen, großartigen Style ausgeführt, schon im Mai 1840 eingeweihet. Man ist leicht geneigt, diese Bauten als eine Vorbereitung zu jener Verschönerung der Stadt zu betrachten, welche durch den abgebrannten Theil in's Dasein gerufen werden sollte! —

Zwanzigstes Capitel.

Die kleine Revolte, welche im Sommer 1830 auch in Hamburg vorfiel, ist für die Geschichte zu unbedeutend geblieben, weshalb sie hier nicht weiter erzählt zu werden braucht, es sei denn, daß alle kleinen Ergebnisse der beiden letzten Decennien ausführlich besprochen und an allen ein ununterbrochener Faden fortgeführt werden sollte, was theils aber zu unerquicklich, theils für das Ganze zu resultatlos und uninteressant und gefährlich ist, besonders wenn jeder Leser diese junge Zeit noch allzugut im Gedächtniß trägt, wenn eine Periode, wie die obengeschilderte, voraufgegangen ist und keine Jahrbücher mit allen Details geliefert werden sollen.

Nicht leicht aber hat Hamburg ein Ereigniß aufzuweisen, welches eine so allgemeine und nachhaltige Wirkung hervorgebracht, welches einen so tiefen Eindruck gemacht und eine so nationale Bedeutung gewonnen hätte, als der große Brand vom 5.—8. Mai 1842.

Ein hannöverscher Postbeamter, welcher um halb ein Uhr in der Frühe des beginnenden 5. Mai in seine Wohnung an der Ostseite der Deichstraße zurückkehrte, soll zuerst eine beängstigende, erstickende Luft, und als er deshalb auf die Straße eilte, mit den Nachtwächtern zugleich einen sich vermehrenden Dampf und Rauch wahrgenommen haben. Sie setzten ihre Untersuchung fort und erblickten gegen

1 Uhr, wie eine dicke Rauchwolke aus dem Speicher des Erbes No. 14 in der Deichstraße, welcher von Eduard Cohen zur Taback- und Zigarrenfabrik, von Philipp Seligmann zum Eisen- und Lumpenhandel benutzt wurde, emporstieg und sich bald in einen röthlichen Schwall verwandelte, so daß daran zu erkennen war, dort müsse der Sitz des Feuers sein und dessen Ursprung stattgefunden haben. Jetzt gingen und tobten die gewöhnlichen Feuersignale durch die Stadt, wie man sich erinnert, mit einer besonderen Hast. Die Bewohner des Hauses, hinter welchem das Feuer entstanden, erwachten am spätesten, und da sie zu retten und herauszubringen suchten, was möglich war, so störte sie Niemand, um die schon mächtig gewordene Flamme zu löschen. Der Spritzenmeister Repsold, welcher, als er in seiner nicht sehr entfernt liegenden Wohnung geweckt wurde, noch keinen Feuerschein bemerken konnte, wurde, als er auf die Straße kam, schon von der leuchtenden Gluth nach der rechten Stelle geführt. Er fand eine Spritze bereits vor dem Hause und die Spritzenleute beschäftigt, dieselbe in Thätigkeit zu setzen. Der Rohrführer suchte in den brennenden Speicher einzudringen, aber vergebens. Hanseaten, welche mit Wegschaffung von Zigarrenkisten beschäftigt waren, wurden vor dem bald einstürzenden Giebel gewarnt; er fiel und erschlug oder verwundete Mehre. Um die Unglücklichen wegzuschaffen, mußte man die Spritzenleute in ihrer Thätigkeit stören. Außerdem verbreitete sich von den brennenden

Lumpen ringsum ein so erstickender Qualm, daß man weder sehen noch ausdauern konnte. Inzwischen waren schon viele andere Spritzen herbeigekommen, welche die anstehenden Gebäude, namentlich aber die nur durch ein schmales Fleet von dem brennenden Speicher geschiedenen Häuser des Rödingsmarktes zu schützen suchten. Man arbeitete mit der größten Beharrlichkeit, aber man weiß leider, wie wenig man der immer mehr um sich greifenden Flamme, den auf andere Gebäude herabstürzenden Giebel- und Sparrenwerken zu wehren vermochte, obwohl einige Erben durch die größte Anstrengung der Spritzenleute wie freiwilliger Privatpersonen auch erhalten, und mit Hülfe des Windes dem Fortschreiten des Feuers nach Süden und Osten Einhalt gethan wurde.

Weniger vermochte man an der Deichstraße selbst zu wirken. Ein Rohrleiter mit 14 Mann arbeitete sich in den Bostelmann'schen Speicher hinein; als sie aber ihre Schlangen eben in Ordnung hatten, da sahen sie plötzlich von allen Seiten sich von Flammen umlodern und mußten eilen, sich an Taue mit Mühe nur wieder herabzulassen. Der, neben diesem liegende Speicher enthielt Arrack, Schellack und Kamphor; er fing alsbald Feuer und vergrößerte die Gluth auf eine Weise, daß auch für alle zunächst liegenden Speicher die Hülfe und Erhaltung unmöglich wurde. Dies die eigentliche Ursache, warum der Brand so ungeheuer geworden, worüber so viele Gerüchte hin- und hergelaufen sind, zu ge-

schweigen, daß der auf zwei Häuserbreiten im Fleet brennende Sprit, den man hatte laufen lassen, die Spritzenleute nöthigte, ihre Posten zu verlassen. Nun wurden schon vergeblich alle Spritzen der General-Feuercasse und die, welche sich außerhalb der Stadt befinden, herangezogen. Das Feuer hatte die Uebermacht bekommen und die Sorge, wo es enden würde, wurde schon groß.

Aber auch jene höchst strafwürdigen Unordnungen, welche während der Tage des Brandes leider noch so oft wiederkehrten, fingen bereits an, sich zu zeigen. In einem Weinlager in der Deichstraße wollte man neue Kräfte sammeln, man wollte auch vielleicht nur die Gelegenheit benutzen; Arbeiter und Soldaten tranken und machten sich größtentheils für den Dienst untauglich, ja mehr als dies, denn sie störten und hielten auch Andere bei der Arbeit auf. Außerdem war ein behaglicher Trotz den Spritzenleuten längst eigen geworden, sie meinten, wenn wir nur da sind, so wird jedes Feuer gelöscht! Im Ganzen genommen, war auch die Bürgerschaft noch bis zum Morgen in dem gewöhnlichen ruhigen Phlegma, man hatte einmal keine Vorstellung von dem großen Trauerspiele, dessen erster Akt sich mit dem Sturze der Nicolaikirche schloß. Als die Kunde, der Thurm brennt! durch die Stadt lief, da befiel Angst und Beklommenheit alle Gemüther, und selbst der Senat mußte in sich gehen, welcher einigen Bürgern, die sich ihm mit Besorgnissen über Thurm und Kirche genahet, und worunter Einer der Ersten

der Spritzenmeister war, vorgeworfen hatte, daß es unpatriotisch und gefährlich sei, dergleichen Meinungen und Gerüchte aufkommen zu lassen. Ehe der Thurm Feuer zeigte, hatten auch die Wenigsten eine bestimmte Vorstellung davon, wie es eigentlich um den Brand stehe, während es nicht an rechtschaffenen Bürgern fehlte, welche anfangs nur, um das Terrain des Feuers überblicken zu können, den Thurm bestiegen und für seine Erhaltung Vorkehrungen zu treffen suchten. Die Sprengung einiger Häuser in der Deichstraße und am Hopfenmarkt, worauf ebenfalls mehrere Bürger antrugen, erhielt nicht die Genehmigung der Behörde, weil es bedenklich sei, ohne Noth? — das Eigenthum der Bürger zu gefährden, und durch solche außerordentliche Maßregeln, mit denen man auch nicht einmal bekannt sei, die Verwirrung zu vergrößern! Und doch mußte sich dem klaren Verstande wohl schon die Ueberzeugung aufdrängen, daß hier nur noch durch außerordentliche und außergewöhnliche Maßregeln zu helfen sei.

Indessen war Wasser auf den Thurm hinauf geschafft worden, allein die Kirchenspritze war nicht in Ordnung. Die beiden Brüder A. und G. Repsold als Spritzencommandeure waren Morgens 10 Uhr schon bis zum Umsinken erschöpft, des Augenlichtes fast beraubt, und mußten daher auf Verordnung des Polizeiherrn dem Gehülfen Moltrecht den Befehl übergeben, um sich wegbegeben und ausruhen zu können, obgleich ein Befehlshaber der

Spritzen im Grunde schon unnöthig war, da kein Wassergeben mehr half, man nur sorgen mußte, der Flamme die Nahrung möglichenfalls zu vermindern und — zu retten. Die Nicolaikirche, also die erste von den drei Kirchen, sank Nachmittags 4 Uhr mit der Spitze ihres Thurmes, welche durch ihren Sturz zugleich das Kirchendach und die Pastorenhäuser anzündete. Schleiden sagt sehr wahr und malerisch: „Hoch schlug nun die Lohe aus dem Thurme empor. Ein Geprassel, wie Geheul eines Sturmwindes, begleitete die Flammen, die in immer bunterem Farbenspiel vom Winde getragen, weit, weit hinaus schlugen, und eine wunderschöne Mischung von Roth, Grün und Gelb zeigten. Die Glocken schmolzen, das Kupfer fiel in großen glühenden Fetzen herab!"

Einundzwanzigstes Capitel.

Wer die Beschaffenheit und die Umstände des Brandes am ersten Tage kennt, der kennt eigentlich auch die der beiden übrigen Tage. Ich kann hier keine specielle, fortlaufende Geschichte des weltberühmten Feuers geben, weil dies theils zu viel Raum erfordern, theils auch gegen die Form des vorliegenden Werkes verstoßen würde. Doch soll es an einzelnen weitern Darstellungen und Erzählungen nicht fehlen, wo man das Nähere in Schleidens schon angeführtem, in dieser Art, wenigstens was die Samm-

lung und Bewältigung des Stoffes anbetrifft, classischen Buche dann nachlesen mag.

Mit dem sich vermehrenden und vergrößernden Feuer hatten natürlich auch Flucht und Rettung und die dadurch hervorgebrachte allgemeine Bestürzung und Verwirrung nach und nach, doch in schneller Folge, eine andere erschreckendere und wehmüthigere Gestalt angenommen. Der Abend des ersten Tages gewährte zuerst das Bild einer ungeheuern Angst, einer schaudervollen Flucht. Der Morgen des zweiten Tages das einer allgemeinen Auswanderung unter Angst, Noth und Verzagung. An diesem Morgen des 6. Mai theilte sich die Bewegung der Flucht nämlich in drei große Züge nach dem Stein-, Damm- und Millernthore. Am Jungfernstieg wurden die Sperrketten gesprengt, Wagen fuhren in der Promenade und luden dort ihre Mobilien zu großen Haufen ab, während ungeheure Dampfmassen, mit Aschenschwall und Sprühfunken untermischt, sich über den Neuenwall und die Alster, ja bis über St. Georg hinwälzten. Vornehm und Gering, Arm und Reich, Damen und Herren, Blockwagen und Leichenwagen mit Pferden und ohne Pferde, von Menschen gezogen, Alles rannte, rettete, flüchtete wild und ängstlich durch einander. Der Jungfernstieg war bald überfüllt, auf den Plätzen und Wällen mehrten und vergrößerten sich die Haufen der geborgenen Sachen. Weiber, Greise und Kinder kauerten sich daneben nieder, unter Weinen und Seufzen. Noth und Verwirrung, die Scenen des

Unglücks und Verzagens wurden so vielseitig und mannigfaltig, daß die Feder verzagt und verzweifelt, das Ganze in wenigen Worten wieder zu geben, wenn der Obige seine Darstellung von 400 Seiten noch einen Versuch nennt. — Sollen doch über 60,000 Menschen Rettung für sich und das Ihrige gesucht haben! Bald war für Geld kein Wagen mehr zu haben, Unverschämte forderten 100 Mark für eine Fuhre, und ein Schutenführer sogar 400 ℔ für eine Fahrt nach Altona. Nun wurden Bauern mit ihren Wagenkarren aufgetrieben und es muß ehrenvoll erwähnt werden, daß Viele aus der Umgegend selbst bereitwillig herbeieilten, Manche mit dem redlichen warmen Herzen auch wohl gar keine Bezahlung nehmen wollten. An den Wegen bis nach Eppendorf und dem Lübschen Baum lagerten schon die Geflüchteten mit ihren Sachen und fingen gleichsam an, sich Nothdächer und Zelte daraus zu bilden.

Andere Seiten und Partien boten wieder die sogenannten Zimmerleute, die Brandstifter und Polizeibürger dar. Unter die Ersteren hatte sich viel Gesindel aus der Hefe des Volks eingeschlichen, welches das Zeichen der Hülfe mit frecher Stirne bei dieser traurigen und verhängnißvollen Lage der Stadt zum Vorwand nahm, um desto sicherer und unangefochtener, desto dreister und ergiebiger rauben und stehlen zu können. Die Bürgerpolizei wurde bei dem Gerüchte errichtet, daß es so boshafte, ruchlose Menschen gäbe, welche das Unglück durch

Feueranlegen an den unversehrten Theilen und Enden der Stadt noch vermehren wollten, als fanatische Rotten gegen ehrenwerthe Helfer englischer Nation sich mißhandelnd vergangen hatten. Diese, durch eine weiße Binde um den rechten Arm bezeichneten Polizeibürger erinnerten, wie so manches Andere an ähnliche Einrichtungen während der Belagerung, und man hat sich nicht der unwillkürlichen Vergleichung enthalten können, welche sich überhaupt zwischen jener und dieser Katastrophe aufdrängte.

Bekanntmachungen und Anschläge an den Straßenecken meldeten fast von Stunde zu Stunde die Tröstungen, Leitungen und Hoffnungen, die Bestrebungen und Ermahnungen des vom gesprengten Rathhause, in welchem der präsidirende Bürgermeister Benecke, gewiß mit tiefer Bewegung von der gleich tief ergriffenen Rathsversammlung die letzten Worte des Abschieds und Aufbruchs aus diesem ihrem alten, durch so manche Erinnerung geheiligten Gebäude, sprach, nach dem Stadthause geflüchteten Senates. Mit Begierde wurden jene Proklamationen gelesen, doch am meisten nur von den müssigen Zuschauern, denn die, welche es eigentlich anging, waren allzusehr mit sich und ihrer Rettung beschäftigt.

In Zwischenräumen hörte man wieder den Donner eines gesprengten Hauses, unter dem Fortrasen der Flammenwuth, und fast wunderbar ist die Erhaltung der neuen Börse, wenn auch die treffliche Smith'sche Wasserkunst und die Bestrebung

edler Bürger die ehrenvollste Erwähnung der Erhaltung verdienen. Als an Etwas Unglaubliches aber darf hier wohl erinnert werden, daß man am ersten Morgen den Wasservorrath jener Smith'schen Einrichtung verschmähete, daß man lieber weit herholte, was man doch in der Nähe durch das liberale Anerbieten eines wackeren patriotischen Mannes schon im Uebermaße haben konnte!

Ueber die Rettung der Börse mag noch folgendes Aktenstück aus der schon mehrfach erwähnten Geschichte beigebracht werden, zugleich zur Bezeugung des Charakters eines braven Mannes, als ein herrlicher Zug aus manchen anderen dieser Tage.

Theodor Dill, der Zeit Commerz-Bürger, war, wie alle Anderen, bei den Löschversuchen behülflich gewesen, ohne daß er glaubte, irgend wie anordnend oder leitend sich ein besonderes Verdienst erwerben zu können. Im Keller mit Wegpackung von Büchern beschäftigt, hatte er den Tumult bei Räumung der Börse überhört. Als er hinauf kam in die weite Halle, war sie leer. Er glaubte sich allein: „Gott! auch die Börse, unser aller Stolz, unser Aller Freude, verlassen, verloren, hineingerissen in das allgemeine Verderben!" Diese Vorstellungen brannten in seiner Seele und Wehmuth, Bitterkeit und Zorn kämpften ihn ihm. Da durchzuckte ihn der Gedanke: „Wie wenn Gott dich zum Werkzeug auserlesen hätte, dieses Gebäude zu retten!" Sein ganzes Gefühl war ein brünstiges Gebet und dessen Wirkung der Entschluß: Du bleibst. Mit

dieser Entscheidung war alle Verwirrung, alle Unsicherheit und Unklarheit, alle Erschöpfung vorüber. Mit jugendlicher Kraft eilte er fort, um nachzusehen, wo Hülfe nöthig sei. Da begegnete ihm ein Lieutenant der Garnison, der ihn dringend aufforderte, dem Beispiel der Anderen zu folgen und nicht absichtlich sich dem Verderben Preis zu geben. Er erklärte seinen festen Entschluß, bleiben zu wollen und zur Rettung der Börse zu versuchen, was in seinen Kräften stehe, worauf ihm jener alles Glück wünschte und forteilte. Oben traf Dill noch zwei Männer, welche ihn gesucht hatten, um mit ihm, aber auch nicht ohne ihn die Börse zu verlassen. Sobald er seine Absicht ihnen zu erkennen gegeben hatte, erklärten sie, bei ihm aushalten zu wollen, koste es denn, was es wolle. Es waren C. F. Denicke und H. Hasse. Sogleich wurde Hand an's Werk gelegt." — Und die Börse wurde erhalten! Das Beispiel des braven Dill und derer, die mit ihm gleiche Gesinnung hegten, mag ewig in der Geschichte leben. Denn die Gesinnung macht den Mann und Bürger, die Erinnerung an jene That mag kommenden Geschlechtern noch eine Aufmunterung zur reinsten Bürgertugend sein. Mehr, viele solche Männer im Staate, und er kann nie verloren und verlassen sein! Hoch klingt das Lied vom braven Mann! —

Auch die Maßregeln, wenigstens den Petrithurm durch hinlängliche Sprengungen zu schützen und zu erhalten, wären zu spät in's Werk gerichtet worden.

Der Stolz und die Freude Hamburgs sank gegen 10 Uhr Morgens, am 7. Mai, in Flammen nieder, und mit ihm stürzte und brannte die Kirche aus. Die Pyramide schlug beim Fallen über 10 Fuß in die Erde hinein. Den Knopf fand man später auf dem Berge, und drei Kapseln mit Inschriften darin wohl erhalten.

Endlich, am 8. Mai, Morgens, hatte das Feuer den Wall gegen Nordosten erreicht, ihm ward sein Ziel gesetzt durch die alte Mutter Erde, was Menschenhände nicht vermocht hatten.

Hundert und zwanzig Menschen waren während der drei Tage zu Schaden gekommen; ein und fünfzig hatten ihr Leben eingebüßt. Die Summe des Werthes der abgebrannten Erben betrug 32,000,000; die der verbrannten Kaufmannsgüter 28,000,000; die der Mobilien, nicht versicherten öffentlichen Gebäude, Brücken u. s. w. 30,000,000. Niedergebrannte Feuerstellen sind aufgezählt worden 4219, und obdachlos geworden 19,995 Personen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Kaum war die Kunde von dem Feuer in der Umgegend und sofort in Deutschland und den anderen Ländern bekannt geworden, so zeigte sich überall die größte Theilnahme und Bewegung. Hamburg's Unglück erregte einen so glänzenden Ausdruck der Liebe und Zuneigung, wie er in der Geschichte nicht

seines Gleichen findet. Hamburg sah, welche und wie zahllose Freunde es sich erworben hatte durch die Reihe der Jahre, es mußte zu seiner wehmüthigen Freude und stillen Erhebung bemerken, wie sehr sein Dasein Allen, den Fürsten, Kaisern und Prälaten, wie den Kleinsten dreier Welttheile im Herzen lag.

Zuerst offenbarte sich diese Gesinnung, diese dunkle Ahnung einer tiefen National-Einheit in der Hülfe durch Löschapparate. Von Altona, Harburg, Lübeck, Bremen, Stade, Buxtehude, Lüneburg, Lauenburg, Wandsbeck, Wedel, Blankenese, Moorburg, Kiel, Bergedorf, Wohldorf, Jork, man möchte sagen von allen Enden der Welt eilten Spritzen herbei; von Flottbeck, Ritzebüttel, Pinneberg, Bahrenfeld, Eiderstedt, Reinbeck, Ovelgönne, Schulau u.s.w. strömten Menschen zusammen, um löschen und retten zu helfen. Und als die Katastrophe vorüber, als er dalag, der große Schutt- und Trümmerhaufe, da reichten alle Völker sich die Hände und riefen aus eigenem, freien Herzenstriebe wie mit einem Munde: „Wir wollen dich trösten und dir beistehen, alte, gute Hanse- und Hafenstadt. Wir wollen deine Unglücklichen speisen und ihnen durch den Klang des Geldes, wodurch du so oft getröstet und geholfen hast, frischen Muth zusprechen! — Die Gaben sind groß, aber die Gesinnung war noch größer, Hamburg's Dankgefühl kann nicht erlöschen, so lange die Steine von dem Neubau aufeinander liegen. Man hat mit stiller Bewunderung vernommen,

wie Fürsten und Völker wetteiferten in schönen Thaten. Wie Preußen's und Dänemarks Könige vorangingen und nicht abließen, jede Art von Erleichterung und Erquickung zu gewähren!

Schon am 10. Mai bildete sich ein Hülfsverein, um Alles zu vertheilen und zum Guten anzuwenden, um Ordnung in dem zu halten, was von nahe und ferne herbeigebracht wurde.

Zwischen den Trümmern vor den Thoren, im Jungfernstieg in der Esplanade erhuben sich durch jene Vermittlung Buden, wie kleine Nürnberger Städte, und Gott tröstete und beruhigte, erweckte und belebte den alten Hamburger Muth wieder durch Alles, was Menschen thaten. —

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Ich hatte die letzte Periode dieser meiner anspruchslosen Geschichte bezeichnet: Von den Freiheitskriegen bis auf die Einführung der Reform. Ich konnte kein anderes Wahrzeichen finden, ich hoffte auf Theilnahme und Anerkennung für diese allein richtige und würdige Abschließung. Sie ist mir nicht gewährt worden. So erneuere ich hier, was in dem freien Hamburg selbst, in dem rothen Meer der Censur unterging.

Es ist nie so viel über die bürgerlichen und städtischen Angelegenheiten gesprochen und geschrieben worden, wie in diesen Tagen. Der Stoff

hatte seit dreißig Jahren in den Gemüthern geruhet, und sich in dieser Zeit des Harrens auf Erlösung wo möglich noch gehäuft. Was die Befreiung aus der Napoleonischen Gewaltherrschaft nicht zu erwirken vermocht, was die Julirevolution nicht aus dem langen und tiefen Schlafe wachgerüttelt hatte, das wurde jetzt auf ein Mal begriffen und gefordert. Es hatte im Verlauf der Feuertage an administrativer Energie gefehlt, das war die Veranlassung zu allen Einsichten, welche nun plötzlich wie durch einen Zauberschlag in den Herzen der Bürger lebendig zu werden schienen. Die nächsten Bürgerversammlungen waren unerhört zahlreich besucht, und der wackere Oberalte Herr Röding trat hervor durch wackere Opposition. Man sah es an der fortwährenden Bewegung, an den leuchtenden Augen, daß Jeder die Sache der Bürgerschaft zu seiner eigenen machte. Hätte man statt der Auflоderung in Wünschen und Plänen mehr Ruhe und Ueberlegung, mehr Kraft und Ernst bewiesen, es wäre vielleicht Manches schon anders eingeleitet und fortgeführt worden.

In diesem Wellenschlag der reformatorischen Bewegung bildete die patriotische Gesellschaft, mit Lob ist es zu erwähnen, den festen Concentrationspunkt; wenn Wurm's Wort „an seine Mitbürger" auch lange nicht Alles enthielt, was man wollte, wenn es die Wünsche auch mehr irre leitete als befriedigte. Mit dem regen Eifer der Masse richtete sie sogleich eine Petition, mit einer ansehnlichen Reihe

von Unterschriften an den Senat, wiederholte dieselbe, und erhielt beide Male keine Erhörung. Ein solches Benehmen des Senates gegen eine ganze wohlgesinnte Corporation eines Freistaates möchte schwerlich zu rechtfertigen sein. Doch vielleicht ist die Entschuldigung in einer höheren Fügung zu suchen. Der Begriff einer Reform war lange nicht bestimmt und durchgreifend genug aufgefaßt worden. Erst später wurde es ausgesprochen, was den Bürgern abgeht, nämlich die positive Gemeinschaftlichkeit, die Initiative der Gesetze! —

Hamburg steht am Vorabende der Erwartung, zu sehen, was die patriotische Gesellschaft noch ausführen wird. Rücksicht muß vor allen Dingen auf die neu zu erweiternde Macht der Bürgerschaft genommen werden. Daß den Juden bewilligt worden ist, Erben und Grundstücke zu kaufen, ist ein verfängliches Gesetz, gegen welches die Bürger nicht genug auf ihrer Hut gewesen sind. Man denke nur, daß bei den erweiterten Raumverhältnissen auch etwa 500 Erben weniger erstehen!

Nach dem Plane und Entwurfe des trefflichen Ingenieur Lindley wird die Stadt sich so glänzend und großartig, wie nur irgend eine in Deutschland, ausbilden. Für das Aeußere ist somit gesorgt. Möge man aber auch die Reform mit der Erbauung des neuen Rathhauses in Verbindung bringen! Nicht bloß die gesammten Stadtbürger, sondern auch die Landbürger müssen in Form persönlichen Rechtes vertreten werden. Nur unter

einer constitutionell-republikanischen Kammerverfassung, worin jeder Bürger zur Beförderung des Gemeinwesens selbstständig berufen wird; nur bei einem neuen Codex oder Stadtbuch, in welches alle seit hundert Jahren gegebenen Verordnungen und Bürgerbeschlüsse vollständig klar und bestimmt zusammengetragen sind, worin Jeder sein Recht findet; nur bei einer wirklichen, nicht diplomatisch imaginairen Gemeinschaftlichkeit kann Hamburgs Glück und Größe im vollen Glanze erblühen! —

Der Senat muß sich durch Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst und das Gesetz, des Vertrauens, welches jetzt so gut wie gänzlich fehlt, immer würdiger machen. Die Polizeiherrschaft ist zu weitgreifend und mächtig geworden; und was will sie sagen, wenn sie dennoch den Betrug und die Verachtung der Gesetze im bürgerlichen Verkehr und Detailhandel nicht überwacht! — Der Senat muß vor Allem das alte Wort Lügen strafen, daß er zu schroff und abgeschlossen gegen die gehorsame Bürgerschaft stehe. Er ist um der Bürgerschaft willen, nicht die Bürgerschaft um des Senates willen da! Eine Umgestaltung, nicht bloß der Zustände, sondern auch der Ansichten, eine nach englischem Beispiel durchgeführte Verschmelzung von Sitte und Gesetz, eine Vereinbarung des bürgerlichen und politischen, des privaten und öffentlichen Lebens, das ist eine Reform!

Erinnerungstafel an den Brand im Jahre 1842 vom 5t bis 8t Mai.

Grundriss von HAMBURG, und den Vorstädten St PAULI & St GEORG.

Verlag von Schuberth &Co in Hamburg & Leipzig.

gezeichnet von W. Grönland. } Nach den neusten Verbesserungen. { gestochen von J. Thormann.

Gedrukt von J. Schulze

Hauptsächlichste Wirthschafts = Locale und Gasthöfe.

Alte Stadt London	1.	K
St. Petersburg	2.	K
Hôtel de Russie	3	K
Streits Hôtel	4.	K
Belvedere	5.	K
Sonne	6.	J
König von England	7	J
Grosser wilder Mann	8	Q
Kronprinz	9.	K
Kaisershof	10	Q
König von Preussen	11.	K
Holsteinischer Hof	12.	D
Hôtel de Commerçie	13.	Q
Union Hôtel	14	P
Hôtel de France	15.	J.
Weidenhof	16	P
Schwarzer Elephant	17	P.
König von Schweden	18.	K
Alsterhalle	19	K
Alterpavillon	20.	K
Schweizerpavillon	21.	K
Donners Badeschiff	22	K

Namen der Strassen nach Alphabetischer Ordnung.

A.B.C Str	J
d° d° neue	J
Allée, gr	M
Alster, a. d	E
d° b. d.	K
Alstertwiete	E
Alsterthor	K
Alsterweg	E
Alte Wall Str.	Q
Admiralitäts Str	P
Amelung Str	J
Amidammachergang	J
Anberg	P
Annenkirchhof St	Q
Anthoni Str	N
Bäckerbreitergang	J
Bäckergang, gr.	P
d° kl	P
Bäcker Str. gr.	Q
d° d° kl	Q
Barkhof gr.	K
Bauhof	R
Bauhofsbrücke	R
Baumhaus	P
Baumwall	P
Beckmacher Str	Q
Berg	Q
Berg Str.	K.N.F.
Bernhard Str.	M
d° d° 1ste	N
d° d° 2te	N
Besenbinderhof	M
Beyer Str	B
Binnenkajen	P
Bleichen gr.	J
d° hohe	J
Bleichenbrücke	J
Bleichergang	O
Bleicherweg	F
Blockhaus	V
Blodlosetwiete	Q
Boden h. d.	Q
Böckmann Str	M
Böhmken Str	O
Borgesch Str.	L
Börse, neue	Q
d° h. d. a.	Q
Bohnen Str	Q
Brandstwiete, 1ste.	Q
d° 2te	Q
Brauerknechtgraben	P
Brauer Str.	Q
Breitengiebel	K
Breitergang	J
Breite Str.	K
Brenner Str	M
Brettergang	J
Brodschrangen	Q
Brook	Q
Broocksbrücke	P
Brunnen Str.	P. F
Burstah gr.	P
d° kl.	P
Butenkajen	P
Caffamacherreihe	J
Carl Str	N
Catharinen Str.	Q
d° Kirche	Q
Cremon	P
Curien Str.	Q
Dammthor Str.	J
Dammthorwall	J
David Str	N
Deich Str	P
Depenau	Q
Dienerreihe	Q
Dornbusch	Q
Dom Str	Q
Dovenfleeth	Q
Dragonerstall, b. d	J
Drehbahn gr.	J
d° kl	J
Dreypfennigstwiete	Q
Drillhaus	K
Dröge, h. d. n.	N
Düstern Str	P
Ebräergang	J
Eichholz	O
Elb Str. 1ste	P
d° d° 2te	H
d° d° 3te	H
Ellernthorsbrücke	P
Englische Planke	P
Erich Str. 1ste	N
d° d° 2te	N
Esplanade	D
Fehland Str 1ste	D
d° d° 2te	D
Filter Str.	Q
Fischer Str.	N
Fischertwiete	Q
Fischmarkt	Q
Fürstenplatz	J
Fuhlentwiete, altst.	Q
d° neust	J
Friedrich Str. 1ste	N
d° d° 2te	N
Gänsemarkt	J
Georg Str	B
Gerber Str.	Q
Gerhard Str	N
Gertruden Capelle	K
Görttwiete	P
Glashütte, b. d	B
Graskeller. b. d	P
Grimm	Q
Gröninger Str. alt	Q
d° d° neu.	Q
Grossneumarkt	P
Grünersood	O
Gurlitt Str	E
Hahntrapp	Q
Heiligengeist-Kirche, b. d.	P
Herrengraben	P
Herrenweide	N
Herrlichkeit	P
Helenen Str. 1ste	B
d° d° 2te	B
Heuberg	J
Hohe Brücke	P
Hinrich Str	N
Hohler Weg	P
Holländischer Brook	Q
Holländische Reihe	Q
Holzbrücke	P
Holzdam	K
d° b. d.	B
Hohe Str	M
Hopfenmarkt	P
Hopfensack	Q
Hörmann Str.	N
Hünerposten, b. d.	R
Hütten, b. d	H
Hüxter	Q
Jacobi-Kirche	K
Jacob Str. 1ste	O
d° d° 2te	O
Johannisbollwerk	O
Johannis Str. gr.	Q
d° d° kl.	Q
Jungfernstieg alt	K
d° neu	K
Katholischer Platz	P
Kattrepel	Q
Kaakstwiete	P
Kannengiesserort	Q
Kehrwieder	V
Kirchen Str.	P. N B
Kirchenallée	L
Kirchendamm	L
Kirchenweg, gr.	L
d° kl	L
Klefeker Str.	P
Kleinen Fleeth	Q
Klingberg	Q
Klützenstieg	G
Kieler Str.	G
Knochenhauer Str.	K
König Str.	J
Kohlhöfen	J
Kornträgergang	J
Koppel a. d	E
Kräte	J
Krayenkamp	P
Küterhaus b. d.	P
Krankenhaus b d.	F
Kreutzweg	L
Kuhberg	O
Kurze Str.	J
Kurzetwiete	K
Langereihe	O.N.E
Lange Str	N
Langergang	J
Lemkentwiete	Q.
Lieschengang	P
Lilien Str	L
Lohmühle	E
Linden Str	M
Lombardsbrücke	D
Marien Str	G
d° d° 1ste	J
d° d° 2te	J
Mattentwiete	P
Markt Str 1ste	J
d° d° 2te	J
d° d° 3te	J
Messberg	R
Michaeliskirche, b. d. g	P
d° b. d. k.	P
Michaelis Str. gr.	P
Milchbrücke	Q
Minen Str	M
Mittel Str	L
Mönkedamm	P
Mühlenbrücke	Q
Mühlen Str	O
Mühren, b. d	Q
d° lange	L
d° kurze	L
Ness	Q
Neueburg	Q
Neuerkamp	A
Neuerkrahn	P
Neu Str.	E
d° d° altst	R
d° d° neust	J
Neuerwall	J
Neuerweg altst	K
d° neust	P
d° b. d. Dienerreihe	Q
Neumanns Str 1ste	O
d° d° 2te	O
Nicolai Kirche	P
Nicolai Str	O
Niedern Str.	Q
N° 1, b	M
N° 4, b	F
Oelmühle	B
Opernhof	K
Paradieshof	P
Pastoren Str	P
Paul Str	K
Pelzer Str	Q
Peter Str 1ste	J
d° d° 2te	J
d° d° 3te	H
Petri Kirche	K
Petersen Str. gr.	N
Pferdemarkt	K
Pickhuben	Q
Pilatuspool	J
Pinnasberg	N
Plan	K
Poggenmühle	Q
Pool Str.	J
Prätzmanns Platz	K
Pulverteich	M
Pulverthurmsbrücke	P
Pumpen	R
Quer Str.	N
Raboisen	K
Rademacher Gang	J
Rannigers Hof. (Pool Str)	J
Rathhaus	Q
Reichen Str. gr.	Q
d° d° kl	Q
Reimerstwiete	Q
Reimersbrücke	Q
Reperbahn	N
Rödingsmarkt	P
Rosen Str.	K
Rotherood Str	O
Sägerplatz	P
Sande, an d.	W
Schaarmarkt	P
Schaarsteinweg	P
Schaarthor	P
Schach Str	K
Scheelengang	Q
Schlachter Str	P
Schmiede Str.	Q
Schopenstehl	Q
Schulgang	J
Schützenpforte	R
Schützen Str	R
Schweinemarkt	L
Schwieger Str	J
Silbersack Str	N
Sophien Str	G
Spadenteich b. d	L
Specksgang	J
Speckspatz	J
Speersort	Q
Spielbuden b. d.	N
Spitaler Str	L
Springeltwiete	R
Stavenpforte	Q
Steindamm	M
Steckelhörn	Q
Steinhöft	P
Stein Str.	Q
Steintwiete	P
Steinweg, alter	P
d° neuer	O
Stift Str	M
Strohhaus, b. d	M
d° h. d	M
Stubenhuck	P
Teilfeld	P
Teilhof	M
Theater Str. gr	K
d° d° kl	J
Theerhof	R
Thielbeck	J
Tramgang	J
Thranbrennereyen b. d	N
Trommel Str.	N
Ulricus Str	J
Valentinskamp	J
Venusberg	O
Voglerswall	K
Vorsetzen 1ste	P
d° 2te	O
Waisenhaus b. d. a	P
Wandbereiterbrook	Q
Wandrahm, alter	Q
d° neuer	Q
Wandrahmsbrücke	R
Wassertwiete altstädt	K
d° neust.	P
Wilhelm Str.	N
Wilhelminen Str	G
Winserbaum	Q
Zeughausmarkt	O
Zimmerborgesch	L
Zippelhaus	Q
Zollenbrücke	Q
Zuchthaus Str	K

Brandstelle

Erinnerungstafel an den Brand im Jahre 1842 vom 5t. bis 8t. Mai.

Gedrukt von J. Schulze

Grundriss von HAMBURG, und den Vorstädten St. PAULI & St. GEORG.

Verlag von Schuberth & Co. in Hamburg & Leipzig.

gezeichnet von W. Grönland } Nach den neusten Verbesserungen. { gestochen von J. Thormann.

Hauptsächlichste Wirthschafts-		Locale und Gasthöfe.	
Alte Stadt London	1. K	Union Hôtel	14 P
St. Petersburg	2. K	Hôtel de France	15. J.
Hôtel de Russie	3. K	Weidenhof	16. P
Streits Hôtel	4. K	Schwarzer Elephant	17. P.
Belvedere	5. K	König von Schweden	18. K
Sonne	6. J	Alsterhalle	19. K
König von England	7. J	Alterpavillon	20. K
Grosser wilder Mann	8. Q	Schweizerpavillon	21. K
Kronprinz	9. K	Donners Badeschiff	22. K
Kaisershof	10. Q		
König von Preussen	11. K		
Holsteinischer Hof	12. D		
Hôtel de Commerçie	13. Q		

Namen der Strassen nach Alphabetischer Ordnung.

A.B.C Str	J
d° d° neue	J
Allée, gr	M
Alster, a. d	E
d° b. d	K
Alstertwiete	E
Alsterthor	K
Alsterweg	E
Alte Wall Str	Q
Admiralitäts Str	P
Amelung Str	J
Amidammachergang	J
Anberg	P
Annenkirchhof St	Q
Anthoni Str	N
Bäckerbreitergang	J
Bäckergang, gr.	P
d° kl	P
Bäcker Str. gr.	Q
d° d° kl	Q
Barkhof gr.	K
Bauhof	R
Bauhofsbrücke	R
Baumhaus	P
Baumwall	P
Beckmacher Str.	Q
Berg	Q
Berg Str.	K.N.F.
Bernhard Str.	M
d° d° 1ste	N
d° d° 2te	N
Besenbinderhof	M
Beyer Str	B
Binnenkajen	P
Bleichen gr.	J
d° hohe	J
Bleichenbrücke	J
Bleichergang	O
Bleicherweg	F
Blockhaus	V
Blodlosetwiete	Q
Boden h. d.	Q
Böckmann Str	M
Böhmken Str	O
Borgesch Str.	L
Börse, neue	Q
d° h. d. a.	Q
Bohnen Str	Q
Brandstwiete, 1ste	Q
d° 2te	Q
Brauerknechtgraben	P
Brauer Str	Q
Breitengiebel	K
Breitergang	J
Breite Str.	K
Brenner Str	M
Brettergang	J
Brodschrangen	Q
Brook	Q
Broocksbrücke	P
Brünnen Str	P F
Burstah gr.	P
d° kl.	P
Butenkajen	P
Cattamacherreihe	J
Carl Str	N
Catharinen Str	Q
d° Kirche	Q
Cremon	P
Curien Str.	Q
Dammthor Str	J
Dammthorwall	J
David Str	N
Deich Str	P
Depenau	Q
Dienerreihe	Q
Dornbusch	Q
Dom Str	Q
Dovenfleeth	Q
Dragonerstall, b. d	J
Drehbahn gr.	J
d° kl	J
Dreypfennigstwiete	Q
Drillhaus	K
Droge, h. d. n	N
Düstern Str	P
Ebräergang	J
Eichholz	O
Elb Str. 1ste	P
d° d° 2te	H
d° d° 3te	H
Ellernthorsbrücke	P
Englische Planke	P
Erich Str. 1ste	N
d° d° 2te	N
Esplanade	D
Fehland Str 1ste	D
d° d° 2te	D
Filter Str	Q
Fischer Str	N
Fischertwiete	Q
Fischmarkt	Q
Fürstenplatz	J
Fuhlentwiete, altst.	Q
d° neust	J
Friedrich Str. 1ste	N
d° d° 2te	N
Gänsemarkt	J
Georg Str	B
Gerber Str	Q
Gerhard Str	N
Gertruden Capelle	K
Gröttwiete	P
Glashütte, b. d	B
Graskeller, b. d	P
Grimm	Q
Gröninger Str. alt	Q
d° d° neu	Q
Grossneumarkt	P
Grünersood	O
Gurlitt Str	E
Hahntrapp	Q
Heiligengeist Kirche, b. d.	P
Herrengraben	P
Herrenweide	N
Herrlichkeit	P
Helenen Str. 1ste	B
d° d° 2te	B
Heuberg	J
Hohe Brücke	P
Hinrich Str	N
Hohler Weg	P
Holländischer Brook	Q
Holländische Reihe	Q
Holzbrücke	P
Holzdam	K
d° b. d.	B
Hohe Str	M
Hopfenmarkt	P
Hopfensack	Q
Hörmann Str	N
Hünerposten, b. d.	R
Hütten, b. d.	H
Hüxter	Q
Jacobi-Kirche	K
Jacob Str. 1ste	O
d° d° 2te	O
Johannisbollwerk	O
Johannis Str. gr.	Q
d° d° kl.	Q
Jungfernstieg alt	K
d° neu	K
Katholischer Platz	P
Kattrepel	Q
Kaakstwiete	P
Kannengiesserort	Q
Kehrwieder	V
Kirchen Str	P.N.B
Kirchenallée	L
Kirchendamm	L
Kirchenweg, gr.	L
d° kl	L
Klefeker Str	P
Kleinen Fleeth	Q
Klingberg	Q
Klützenstieg	G
Kieler Str	G
Knochenhauer Str	K
König Str	J
Kohlhöfen	J
Kornträgergang	J
Koppel a. d	E
Kräte	J
Krayenkamp	P
Küterhaus b. d.	P
Krankenhaus b. d.	F
Kreutzweg	L
Kuhberg	O
Kurze Str	J
Kurzetwiete	K
Langereihe	O.N.E
Lange Str	N
Langergang	J
Lemkentwiete	Q
Lieschengang	P
Lilien Str	L
Lohmühle	E
Linden Str	M
Lombardsbrücke	D
Marien Str	G
d° d° 1ste	J
d° d° 2te	J
Mattentwiete	P
Markt Str 1ste	J
d° d° 2te	J
d° d° 3te	J
Messberg	R
Michaeliskirche, b. d. g	P
d° b. d. k.	P
Michaelis Str. gr.	P
Milchbrücke	Q
Minen Str	M
Mittel Str	L
Mönkedamm	P
Mühlenbrücke	Q
Mühlen Str	O
Mühren, b. d.	Q
d° lange	L
d° kurze	L
Ness	Q
Neueburg	Q
Neuerkamp	A
Neuerkrahn	P
Neu Str	E
d° d° altst	R
d° d° neust	J
Neuerwall	J
Neuerweg altst	K
d° neust	P
d° b. d. Dienerreihe	Q
Neumanns Str 1ste	O
d° d° 2te	O
Nicolai Kirche	P
Nicolai Str	O
Niedern Str	Q
N° 1, b	M
N° 4, b	F
Oelmühle	B
Opernhof	K
Paradieshof	P
Pastoren Str	P
Paul Str	K
Pelzer Str	Q
Peter Str 1ste	J
d° d° 2te	J
d° d° 3te	H
Petri Kirche	K
Petersen Str. gr.	N
Pferdemarkt	K
Pickhuben	Q
Pilatuspool	J
Pinnasberg	N
Plan	K
Poggenmühle	Q
Pool Str	J
Prätzmanns Platz	K
Pulverteich	M
Pulverthurmsbrücke	P
Pumpen	R
Quer Str	N
Raboisen	K
Rademacher Gang	J
Rannigers Hof (Pool Str)	J
Rathhaus	Q
Reichen Str. gr.	Q
d° d° kl	Q
Reimerstwiete	Q
Reimersbrücke	Q
Reperbahn	N
Rödingsmarkt	P
Rosen Str	K
Rotherwod Str	O
Sägerplatz	P
Sande, an d.	W
Schaarmarkt	P
Schaarsteinweg	P
Schaarthor	P
Schach Str	K
Scheelengang	Q
Schlachter Str	P
Schmiede Str	Q
Schopenstehl	Q
Schulgang	J
Schützenpforte	R
Schützen Str	R
Schweinemarkt	L
Schwieger Str	J
Silbersack Str	N
Sophien Str	G
Spadenteich b. d	L
Specksgang	J
Specksplatz	J
Speersort	Q
Spielbuden b. d.	N
Spitaler Str	L
Springeltwiete	R
Stavenpforte	Q
Steindamm	M
Steckelhörn	Q
Steinhöft	P
Stein Str	Q
Steintwiete	P
Steinweg, alter	P
d° neuer	O
Stift Str	M
Strohhaus, b. d	M
d° h. d	M
Stubenhuck	P
Teilfeld	P
Teilhof	M
Theater Str. gr	K
d° d° kl	J
Theerhof	R
Thielbeck	J
Tramgang	J
Thranbrennereyen b. d	N
Trommel Str	N
Ulricus Str	J
Valentinskamp	J
Venusberg	O
Voglerswall	K
Vorsetzen 1ste	P
d° 2te	O
Waisenhaus b. d. a	P
Wandbereiterbrook	Q
Wandrahm, alter	Q
d° neuer	Q
Wandrahmsbrücke	R
Wassertwiete altstädt	K
d° neust	P
Wilhelm Str	N
Wilhelminen Str	G
Winserbaum	Q
Zeughausmarkt	O
Zimmerborgesch	L
Zippelhaus	Q
Zollenbrücke	Q
Zuchthaus Str	K

Brandstelle

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Christern, Johann Wilhelm,

Geschichte der freien Stadt Hamburg und ihrer Verfassung

Hamburg und Leipzig 1843

Germ.sp. 88 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10018763-7